Barbara Duden
Kreftingstraße 16
28203 Bremen

Sammlung I

Ausgewählte Schriften und Vorträge 1991-1998

Copyright
- Bisher unveröffentlicht und nicht übersetzt. Alle Rechte bei der Autorin. Keine Veröffentlichung oder Übersetzung ohne Rücksprache mit der Autorin. Copyright Barbara Duden

Weitere Nachfragen bitte an:
Silja Samerski, Kreftingstr.16. 28203 Bremen
Tel: 0421-7940094, Fax: 0421-705387, e-mail: piano@uni-bremen.de

INHALT

VORBEMERKUNG 1

1. DER FLIEßENDE UND DER VERSTOCKTE KÖRPER 4

1.1 DAS BLUT DER HAGEREN WITWE 4

1.2 DIE MÄNNLICHE UND DIE WEIBLICHE "RUTE": VERKÖRPERUNGEN DES UNTERSCHIEDS 14

1.3 DER BÖSE BLICK UND DAS WISSEN UM DIE MACHT DER AUGEN 22

2. SCHWANGERSCHAFT: DIE GUTE HOFFNUNG UND DIE DIAGNOSE 31

2.1 DIE TECHNIK DER HERSTELLUNG DES ERSTEN WEIBLICHEN FÖTEN (1799) 31

2.2 TECHNOGENE 'REALITÄTS'- VERMITTLUNG 43

2.3 KANN DIE HEBAMMENKUNST DEN ULTRASCHALL ÜBERLEBEN? 50

2.4 VOM SCHMALEN GRAT DES ARZT-SEINS: DER IATROGENE KÖRPER 63

2.5 GEBURT UNTER FRAUEN: GEBURTSHILFE IM TECHNISCHEN MILIEU 75

3. DIE BIO-OPTIMALE FRAU 89

3.1 DIE EINSTELLUNG DES EIGENEN ZUSTANDS: "DIE PILLE" 89

3.2 WAS GENETIK TUT UND WAS SIE DIR SAGT: GENE IM KOPF 99

3.3 DIE PÄDAGOGISCHE ANLEITUNG ZUR SELBSTENTKÖRPERUNG:
EINE AUSSTELLUNG IN LONDON 110

3.4 DIE AKADEMISCHE DEKONSTRUKTION DER FRAU: JUDITH BUTLER 119

3.5 WIE POPULATION ZUR ABHÄNGIGEN VARIABLE WURDE: MENSCH UND BIO-MASSE 130

3.6 DIE HÖCHSTRICHTERLICHE ANERKENNUNG DES KÖRPERLOSEN MENSCHEN:
EIN DEUTSCHER SONDERWEG. 143

3.7 VOM PROTEST ANGESICHTS DER JURIDISCHEN GLEICHSTELLUNG DES MENSCHEN
MIT "EINEM LEBEN" ZUR SPRACHLOSEN OHNMACHT VOR DEM "ERLANGER BABY." 151

Vorbemerkung

Im Laufe des letzten Jahrzehnts waren meine Forschung und meine Lehre einer Aufgabe gewidmet: Vergangenheit als "Erlebnis damals" zu verstehen und mich von der Vergangenheit her an der Gegenwart zu befremden. Ich habe diesen Versuch zu Recht oder Unrecht "Körpergeschichte" genannt, um die heute befremdliche Sinnlichkeit des Erlebens der Verstorbenen zu wecken und dann, im Rückblick, Aufschluß über die Unsinnlichkeit der Gegenwart zu gewinnen. Oft allerdings habe ich mich dabei erwischt, nicht von dem fernen akademischen Ankerplatz des Frauenerlebens im frühen 18.Jahrhundert auszugehen, sondern von meiner oberbayrischen Jugend her über die Wasserscheide nachzudenken, diesseits derer jene Entkörperung liegt, um deren Verständnis es mir geht. Ich bin Frau geworden, bevor das Hormonbewußtsein und damit die Einstellungsbedürftigkeit des Frauenkörpers den Alltag erreichten; vor dem Einsickern des "Immunsystems" ins Selbstverständnis war ich schon eine Erwachsene. Dennoch - ich hätte den Umbruch in den achtziger Jahren nie ermessen, hätte ich mich nicht um das Verständnis der Flüsse und Stockungen jener Toten vor eineinhalb Jahrhunderten plagen müssen.

Nur dadurch, daß ich von der Sinnlichkeit heute in Erinnerung an Sachen, Wörter und Gefühle spreche, die damals waren, habe ich den Abstand gewonnen, der zu einem historischen Verständnis der Entkörperung in den 1990er Jahren die Voraussetzung ist. Und nur durch den Geschmack für die Heterogenität, die Unvergleichbarkeit unseres Sensoriums Leib und Sinn in der Vergangenheit gegenüber, kann ich es vermeiden, die Frauen von ehemals hinterrücks zu modernisieren, ihnen also die Konstrukte zuzuschreiben, die heute das Erleben prägen.

In diesen Jahren, bevor ich als Professorin der Soziologie in Hannover unterkam, wollte ich als Historikerin auftreten. Meine zwei Bücher aus diesen Jahren, eins zur Begründung der Körpergeschichte[1] und das zweite zur Geschichte des Blickens[2], wenden sich an Fachkollegen. Ein drittes Buch, aus meiner Sicht eine Art Pamphlet, versucht historischen Sachverstand in den Dienst von heute schwangeren Frauen zu stellen, um sie zur Unabhängigkeit von dem, was mit ihnen getrieben wird, zu ermutigen und zu ermuntern.[3] Die Vortragsmanuskripte, die im vorliegenden Bändchen erscheinen, stammen aus diesen sechs Jahren. Auf Drängen von Freunden habe ich mich entschlossen, sie hier zu sammeln. Nur zögernd habe ich diese Herausgabe ins Auge gefaßt, denn weitgehend deckt sich das geschichtliche Quellenmaterial und auch seine Interpretation mit dem, was die Leserin in den oben genannten Büchern finden könnte. Aber schließlich haben drei Überlegungen mir Freude an diesem Entschluß gemacht.

---

1. Barbara Duden, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen. Stuttgart 1987 und 1991.
2. Barbara Duden, Anatomie der Guten Hoffnung. Studien zur graphischen Darstellung des Ungeborenen. Stuttgart (in Vorbereitung).
3. Barbara Duden, Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. Hamburg 1991 und München 1994.

1. Jeder dieser Texte geht schwanger mit Erinnerungen: an Menschen, mit denen und für die er geschrieben wurde; an Gespräche, die schon wenige Jahre später so nicht mehr möglich waren, an eine mentale Landschaft, in der wir uns heute nicht mehr orientieren. Die Verrückung unserer Orientierung durch die zeitgeschichtliche Wasserscheide, über die wir gerade befördert wurden, zeigt sich am Abstand manches folgenden Textes. Die höchstrichterliche Biologisierung des "Menschen" zu einem "Leben", die das Karlsruher Gericht im Urteil zum Schwangerschaftsabbruch 1993 verfügte, war in den 1980er Jahren noch nicht denkbar. Mir dienen diese Texte als Stützen, um mir selbst diese rasante Umprägung faßbar zu machen. Sie sind mir auch Anhaltspunkte, um zu erinnern, wie ich von einer Frage zur anderen weiter gekommen bin, zum Beispiel im Kontrast der beiden Vorträge 1992 ("IPPNW") und 1998 ("Konstanz") - in Bezug aufs Verständnis des ärztlichen Handelns "damals" und "heute". Dennoch folgen die Texte nicht chronologisch, sondern sachbezogen aufeinander.
2. Zweitens ist mein Beitrag zur Zeitgeschichte des Frauenkörpers verstreut, da und dort veröffentlicht worden, wenn ich das Manuskript nicht in Papierstößen verschwinden ließ. Für die Studierenden und für die Frauen, die schwer an solche versteckten Drucke herankommen, serviere ich den Rahm von meinem Schreibtisch: eine Sammlung von Vorträgen, so wie ich mich mit ihnen eingesetzt habe, ohne Apologie für gelegentliche Überschneidungen oder Scham über Wendungen, die ich heute vermeiden würde.
3. Ein dritter Grund aber hat mir die Arbeit an dieser Zusammenstellung umso interessanter gemacht, je mehr sie mir eine Gelegenheit zu einer Revision wurde. Im Rückblick erscheint es mir überraschend, zu wie vielartigen Gremien ich meinen Senf habe beitragen sollen: Volkskundler und Ärzte, Kulturwissenschaftler und Gesundheitsplaner, Genforscher und Semiologen, Gleichstellungs-Beamtinnen und Pro-Familia-Beraterinnen, Hebammen und Wissenschaftshistoriker, Architekturhistoriker und Phänomenologen. Jede Einladung war eine Versuchung zur Zerstreuung, aber auch eine privilegierende Gelegenheit, denn in jeweils neuem Zusammenhang konnte ich die Relevanz meines Zugriffs zum Ausgangspunkt einer spezifischen Polemik machen.

Meine Entscheidung, in der Geschichtsschreibung das leibliche Echo des Alltags im Erlebnis der Frauen zu erforschen, und die damit gewonnene Einsicht in die Gefahr meiner eigenen, zunehmenden Ent-Körperung hat mich immer wieder dazu veranlaßt, nach der lebensgeschichtlichen Relevanz bio-sozialer, wissenschaftlicher Kategorien einerseits und betreuungs-technischer Parameter andererseits zu fragen. Was meine ich mit dieser Doppelflinte? Ich meine einerseits den Geschmack, mit dem die Labortatsache der Nidation die morgendliche Übelkeit meiner Freundin Marie würzt und andererseits den Schatten, den ein nichtssagender und doch auffälliger Befund jetzt über ihre sehnlich erwartete Ferienreise wirft.

Sowohl in der Diskussion mit Natur- und Geisteswissenschaftlern, wie in der mit Ärzten, Sozialarbeitern, Seelsorgern und anderen professionellen Pflegern hat es mir der historische Ausgangspunkt meiner Rhetorik erlaubt, festgefahrene Frontlinien als das Resultat zweidimensionalen, flachen, also unhistorischen Zeitverständnisses darzustellen. Im Unterricht hatte ich Erfahrung darin gesammelt, Studentinnen mit den Frauen aus anderen Epochen bekannt zu machen und sie auf die ungeheuren Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, aus deren Welt her die unsere auch nur in Umrissen für möglich zu halten. Ich hatte mich also darin geübt, das

Frauendasein diesseits der Wasserscheide in einer Dimension darzustellen, die außerhalb der mentalen und sinnlichen Topologie unserer Gegenwart liegt. Ich habe mir aber auch, umgekehrt, überlegt, wie ich einer Frau aus der Generation von Hildegard von Bingen, Liselotte von der Pfalz, George Sand oder gar Simone de Beauvoir Verständnis für die Not meiner Freundin Marie vermitteln könnte. Und bei dieser disziplinierten Herausforderung an die historisch gebildete Phantasie fällt aus einer neuen Dimension ein überraschendes Licht auf die Selbstverständlichkeiten der Gegenwart, die von den wissenschaftlichen Disziplinen reflektiert, konstruiert und dann von den helfenden Professionen propagiert werden. In jedem der hier ausgewählten Vorträge habe ich mich mit der Frage beschäftigt, was vom Fach oder von der Profession, die mich geladen hatte, übrig bliebe, wenn sie aus dieser historiographischen Entrückung verstanden würde.

Den Mut, durch eine unabhängige Stimme aus der Reihe zu tanzen, die Bereitschaft, mit meinen fachwissenschaftlichen Erkenntnissen auf so unterschiedlichen Hochzeiten aufzutreten und die Herausforderung zu einer a-typischen Geschichtsforschung als Weg zum Verständnis der Gegenwart, verdanke ich dem Leben, das ich seit zwanzig Jahren führe: in Berlin, Pennsylvanien und Bremen habe ich das Haus geführt, das für Ivan Illich die Atmosphäre geschaffen hat, um den Freunden eine uns gemeinsame Form des disziplinierten und kritischen Nachdenkens zu ermöglichen. Ich verwende hier für mich einen Satz, den Illich im Vorwort zu "Genus" schrieb: "Ich kann heute nicht mehr sagen, wer welchem Satz seine hier veröffentlichte Form gegeben hat." Ich danke Ivan.

1. Der fließende und der verstockte Körper

1.1

"Erlebte Vergangenheit" steht immer in der Einzahl: eine lang Verstorbene, die zu jemandem, der ihr zuhörte, "ich" sagte, und die auch ich so verstehen möchte. "Ich" ist "leibhaftig", gibt diesem Leib da -- seine Stimme. Ein Freund, ein Rabbi, sagte mir mal: "das 'ich' bläst dem nefesh seinen ruah in die Nase"; das "ich" ist der Atemzug, in dem der Sprecher zur lebendigen Seele wird. Körpergeschichte, wie ich sie betreiben will, ist das Verständnis für diese jeweils andersartige Begegnung. Sie geht immer von der Stimme aus, beginnt mit der Einzahl.

Von den tausendsechshundert Handwerkersfrauen, Bauernmädchen, Ammen und Adelsfräuleins der protestantischen Residenz Eisenach um 1730, deren Klagen ich am Faden der Tagebuchnotizen ihres Stadtarztes, Johannes Pelargus Storch folgen konnte, ist mir eine besonders ans Herz gewachsen, eine cholerische Witwe, die ihn 1723 um Rat bat. Um auch nur so eine Witwe zu verstehen, konnte ich nicht umhin, immer wieder auf Galen, den römischen Arzt und Hildegard, die Binger Äbtissin, auf den Wundarzt Rabelais und Georg Ernst Stahl, den Hallenser Professor zurückzugreifen, denn diese barocken Klagen vor dem Arzt wurzeln im Humus aus deren Sprache, Kosmos und Glauben. Das was ich als Körpergeschichte betreiben will, soll nie zu Begriffs-, Ideen-, Motiv- oder Wort-Geschichte werden; meine Mimesis mit ihren Körpern soll sich nicht aus dem Abhören sondern dem Anhören einzelner Frauen bilden.

An den Anfang dieser Sammlung stelle ich deshalb ein Manuskript für ein Treffen an der Universität Konstanz im Frühjahr 1998 zum mir fremden Thema der "Körper-Inszenierung".

1.1 Das Blut der hageren Witwe

Vor 15 Jahren - damals, als ich an einem Buch über die Bibliographie zu einer Archäologie der Körpergeschichte saß - war body noch keine Eintragung in den 'Historical Abstracts'. Inzwischen finde ich unter body history ganze Spalten. Dabei geht es meist um die historische Prägung des Körpers durch Mann, Macht, Mode, Medizin oder Moral; die Inszenierung des Körpers in Skulptur, Malerei, Tanz und Gewand und nicht um das Thema, das mich umtreibt: den Stoff. Die Geschichte des Stoffes, des Wergs, der Ur-Flocke, die zwischen Daumen und Zeigefinger von Klotho geflossen ist, der Spinnerin unter den drei Parzen. Das soma, das - und nun zitiere ich Homer - "(jedem) beschieden, wie ihm am Anfang die schwierigen Frauen, den Lebensfaden gesponnen (geinomenoo), als ihn die Mutter gebar (téke meter)" (Odyssee 3 7,197). Was mich seit Jahren umtreibt ist die Geschichte des fließenden, formlosen Stoffes, aus dem Körper gewoben war und das Vertrocknen dieser humores.

Diese Saftigkeit aller historischen Körpererfahrung steht in krassem Gegensatz zu dem, was ich spüren kann. Mir geht es in der Körpergeschichte um diese Geschichte des 'Stoffes', um die Geschichte dessen, was die Griechen als hyle bezeichnet haben. Treffend wurde von Kos bis Athen dieses Wort gewählt, denn es bezeichnet, so wie das entsprechende lateinische materia, das saftige 'Mutter-' also Kernholz, das nur mit den Sinnen, nicht über Abstraktion begriffen werden kann. Mir geht es bei der Körpergeschichte um die Stoff-geschichte dessen, was eine Frau erlebte, wenn sie "ich" sagte. Und da steckt die Überraschung: Der Körper wurde als ein Fließen erlebt und ich bin trocken. Ich bin saftlos -- trotz Freud'scher Hydraulik, Jung'schen Träumen von anima und trotz der Belehrung über meine Energien, meinen Blutdruck, Orgasmus und Zirkulation. Auch im Psychogeschwätz über kosmische Strömungen in und um mich finde ich nichts, was jene humores, die ich aus der Geschichte kenne, bei mir rührt. Und als ich dann, nach Jahren trotzigen Weiterstudiums, die Rührung dieser Frauen empfand, war mir das nicht geheuer.

DIE HAGERE WITWE

Wie soll man sich heute an die Exegese, an die Textdeutung der folgenden Eintragung im Tagebuch eines Arztes vom 29.Juli 1723 machen?

> "Eine 70jährige Witwe, hagerer und cholerischer Constitution, klagte .... über Hüft-Weh, nemlich reissende Schmertzen von der einen Hüfte an bis zum Fuß hinaus, daran sie nicht anders als hinckend gehen konnte. Nachdem nun - so der Arzt - nach der Ursache forschete, bekannte sie, daß sie zeithero ihre Monat-Zeit noch unverrückt gehabt, ausser vor 2 Monaten wäre solche außen geblieben, von daher sie auch diese Schmertzen empfunden

> hätte. Sie hatte in ihrem Leben wenig Artzeneyen gebraucht; daher riete nur einen Dampf von Milch sowohl an das Bein als an den Unter-Leib zu lassen.... darauf fande sich die Monat-Reinigung wieder ein, und die Schmertzen verloren sich wieder."

Fünf Jahre später kommt die Frau wieder zum Arzt, weil ihr Monatsblut nun zwei Jahre ausgeblieben war. Stattdessen wurde sie von Nasen-Bluten und Schwindel beunruhigt:

> "und so gar wäre ihr ohnlängst eine Ader am fördern Arm von selbst aufgesprungen und wohl über ein Nösel Geblüte herausgelaufen. Da sie nun vier Jahre das Aderlassen unterlassen, so riethe, solches am Fusse wieder geschehen zu lassen, und solches jährlich im Früh-Jahr wenigstens einmal zu wiederholen."[1]

Heute könnte kein Arzt sich zur Geschichte der hageren Witwe so verhalten. Hüftweh und Schmerzen am Bein hinunter weisen Arzt wie Patientin keine Spur zum "Blut". Eine Blutung aus der Vagina nach den Wechseljahren löst den Verdacht auf Krebs aus. Ein Stadtarzt, wie es Dr. Johann Storch damals in Eisenach war, würde die alte Frau stracks zum Spezialisten überweisen. Ein traditioneller Gynäkologe würde - bevor er auch nur zuhört - den Unterleib abtasten, aber jeder Arzt würde ein halbes Dutzend Laborberichte abwarten, bevor er an die Therapie in der Chirurgie oder Psychiatrie ginge. Warmer Dampf von Milch an die unteren Teile appliziert, lockt heute bei einer 70jährigen kaum die Rückkehr der Mensis. Schließlich besteht heute kein Zusammenhang zwischen Monatsblut und Nasenblut. Und dieser Zusammenhang war für die Witwe wie für den Arzt selbstverständlich: denn wenn es unten nicht fließen will, dann muß es sich oben einen Ausgang suchen. Und der Arzt rät hier zum Ausgang unten, Phlebotomie am Fuß.

MEINE BETROFFENHEIT

Die Klage dieser Witwe finde ich im letzten Band der achtbändigen "Weiberkrankheiten" des Autors.[2] Das sind die Berichte über 1600 Fälle, casus von Frauen, die zwischen 1719 und 1741 ihm in seiner Eisenacher Praxis ihr Inneres eröffnet hatten. Was sie ihm offenbaren notiert der Physikus zur Belehrung jüngerer Kollegen. Jeder Fall besteht aus den Geschichten einer Frau, und fast immer handeln sie vom Schicksal ihres "Geblüts", auf die der Arzt mit einer Rezeptur antwortet: Aderlaß, Verschreibung oder Rat gegen Kutschfahrt, Bier, dünne Hemden. Nur ganz selten berichtet der Arzt, daß er trotz seines Zögerns eine Patientin an der Brust oder 'unten' beguckt oder betastet hätte. Lange dacht' ich, ich wäre an einen absonderlichen Kauz geraten. Bald fand ich über die "Weiberkrankheiten" den Weg zu anderen, ebenso verstaubten Bänden des Autors aus seiner Praxis mit Soldaten und Kindern, und dann weiter Regale zu den Krankengeschichten des siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhunderts, den curationes und observationes clinicae, die in der Medizingeschichte kaum beachtet worden sind.

---

1. Johann Storch, Von Kranckheiten der Weiber, Achter Band: Von Gebrechen und Kranckheiten, so man der weiblichen Mutter zuschreibt, Gotha 1751, S.277 und S.278.

2 Diese ärztlichen Fallgeschichten habe ich untersucht in: Barbara Duden, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1991.

Als ich, vor eineinhalb Jahrzehnten, mit den ersten casus zu ringen begann, war ich mehr als verwirrt: ich war angeekelt von diesen Frauen, die sich selbst nur als ein Gebräu von blutigem Schleim erlebten. Ich war davon angewidert, wie sie dem Arzt vom mal zähen, mal dünnflüssigen Zustand ihres "Geblüts" berichten, war verdutzt durch ihre Angst vor der Verstockung. Mehr noch als Verlegenheit überkam mich etwas wie Scham und sie lähmte mich, wenn ich aus diesen Tagebüchern vorlesen wollte. Aber, je mehr ich von den Ängsten dieser Eisenacher Frauen mitbekam, ihrem Terror vor dem inneren Stocken, umso peinlicher wurde die Einsicht, daß mich etwas mit ihnen verband, das ich mir nie hatte eingestehen wollen. Beim Studium meldete sich eine dunkle Seite in mir, in unsereins, vor der wir, anders als diese Frauen, wortlos stehen: ein somatischer Bezug zu den Elementen, zur hyle, der ertastet, aber nie mit meinen Augen gesehen werden kann.

HISTORISCHE SOMATOLOGIE

Auf diesem Weg kam ich zum Ansatz einer historischen Untersuchung der Somatologie, das heißt zum Nachdenken über die epochenspezifisch verschiedenen Zeugnisse für die Saftigkeit des gelebten Frauenleibes. Eine reiche Quelle dazu war für mich die medizinische Tradition. Was die Ärzte über den Körper sagen, darf nie direkt mit dem identifiziert werden, was seine Patientinnen als ihr Fleisch und Blut erlebten, aber Rückschlüsse sind oft möglich. Das ist der Grund, warum ich die ärztliche Pathologie - das Wissen über die Krankheit - dem soma gegenüberstelle, dem Leib, über den die Frauen klagten. Das Forschen nach diesem soma nenne ich Somatologie, und der gilt mein historisches Interesse. Vorsichtig habe ich meine Forschung auf die Tradition beschränkt, deren Ursprung schon im vierten Jahrhundert vor Christus mit der ägäischen Insel Kos verbunden wurde, mit Hippokrates und seinen Schülern. In der Geschichte des Westens sind die Namen, entlang derer diese Tradition verfolgt werden kann: Galen, Avicenna, Willis, Georg Ernst Stahl. Weit über das Altertum und Mittelalter hinaus, also bis ins Hochbarock, hat die Humoralpathologie ihre Geltung behalten. Über diese lange Epoche blieb die Schulmedizin eine Praxis, in der eine Erzählung - nämlich die Selbst-offenbarung des Hilfesuchenden - das Objekt war, und die Kunst des Arztes in der Exegese dieser Darstellung lag. So wie Aristoteles vom Teilnehmer an einer Tragödie fordert, nicht bei den Worten zu bleiben, sondern sich vom Darsteller in seine tragische Verwicklung mit hineinreißen zu lassen, so wurde dieses Mitschwingen, diese mimesis, vom klassischen Arzt gefordert. Er sollte sich durch Wort und Stimme und Haltung des Klagenden in dessen humorale Unordnung hinein versetzen. Seine Aufgabe war es, eine narratio, eine schmerzliche Klage zu deuten. Die Patientin kommt mit ihren Geschichten zum Arzt. Sie erzählt ihm von den "Zufällen", die im Laufe ihres Lebens wohl ihre humores aus dem zu ihr passenden Gleichgewicht gebracht haben. Seine theoretischen Kenntnisse der Flüsse ermöglichen es dem Arzt, diese 'Offenbarungen' zu interpretieren. Auf Grund seines Wissens über die Entsprechungen in der Natur kann er das Mittel finden, um die 'Heilkraft der Natur' im Patienten zu wecken und zu unterstützen. Zweitausendfünfhundert Jahre lang blieb diese Dialektik der Kern der Medizinischen Kunst, so

unterschiedlich auch in verschiedenen Schulen über die Anzahl der Flüsse, ihr Wesen, ihre Qualitäten, ihre Beziehung zu den Elementen und ihre gegenseitige Bezüglichkeit - ihre richtige Mischung oder krasis - nachgedacht wurde.

Zu den Theorien gibt die medizinische Literatur auf Griechisch, Arabisch und Latein breiten Zugang, der auch intensiv in der Geschichtsschreibung berücksichtigt worden ist. Im Gegensatz dazu hat aber die Geschichtsschreibung bisher die Umstülpung des dialektischen Grundschemas der Arzt-Patientenbeziehung fast außer Acht gelassen. Die heilende Deutung einer Leidensgeschichte und die biologische Manipulation von Messungen, die das Patientenprofil ergeben, passen schlicht nicht in denselben Raum. Was die Zeit um 1700 auszeichnet, sind Fall-Sammlungen wie die von Dr. Storch. Denn in dieser Periode liegt das Gewicht auf dem Protokoll der heute unbegreiflichen Klagen und nicht auf der Theorie. Aus diesem Wust habe ich versucht, vorsichtig heraushören, wie unzählige Frauen über ihren Leib sprechen, und mich gleichzeitig über die Mimesis des Arztes gewundert, der offenbar sein eigenes Innere in Analogie zu dem der Frauen erlebt. Bevor die Patientin noch spricht, weiß Storch meist schon, welcher Humor - hier die cholerische Konstitution - diesen Fall dominiert. Meist sieht er der Frau die Witwe, das Hoffräulein oder die Magd von weitem an. Aus seinen Überlegungen, die in den Fallbeschreibungen meist der Verschreibung folgen, wird ersichtlich, daß er viel mehr versteht, als das, was die bloßen Worte sagen. Auch wenn dieser Absolvent der Universität Jena bestimmt nicht als Erbe der antiken "Viersäftelehre" gelten kann, so steht er fest in jener Tradition, in der die ärztliche Kunst darin bestand, in die Geschichte, die erzählte Lebensgeschichte des Klagenden helfend einzugreifen.

In dieser Geschichte des Körpers als Echo des in- und auswendigen Fließens ist, im Deutschen, 'das Geblüt' der rote Faden. Es ist das eine Wort für die Pluralität der Säfte. Nicht das Knochengerüst, nicht die Anatomie der 'festen Teile', nicht das physiologische Zusammenspiel von Organen bildet den Grundstock des Erlebens, das seit ihren Anfängen im Hellenismus die Galenische Form der Hippokratischen Medizin beschäftigt hatte. Beim Rat, der vom Arzt gefordert wird, geht es um humores. Was den Patienten zum Galeniker bringt, ist die Sehnsucht nach den leuchtend-belebenden, die Angst vor den überwältigend zäh-schwarzen und der Schrecken vor dem Erstarren der inneren Flüsse. Ohne ein Wissen um jene vielfarbig wäßrigen, blutigen, haptisch in uns erfahrbaren Strömungen und Versteinerungen, führt die großartige Einsicht von Michel Foucault an der entscheidenden Wende der Medizin vorbei. Denn sein 'Klinischer Blick', die Rekonstruktion des horizontalen Körpers im Krankenbett als noch lebende Leiche, gibt uns den entscheidenden Schlüssel zum Verständnis einer neuen Medizin, einer vertikalen Bemächtigung und damit einer ganz neuen hierarchischen Wissensform.[3] Durch Foucault sind wir auf die neue Gesellschaftskonstellation aufmerksam geworden, die neuartige Kontrolle von oben über den Körper. Foucault sagt uns aber nichts von der Kluft, die sich zwischen dem erlebten und dem neuen diagnostizierten Körper auftut. Und die Medizingeschichte, die in Deutschland überwiegend von absolvierten Medizinern besetzt ist, konzentriert ihre Aufmerksamkeit auf den Paradigmenwechsel

in der medizinischen Theorie von der 'Humoral-' zur 'Solidar-pathologie', und verstellt sich damit den Blick auf die Somatik. Ich hänge so sehr an der Körpergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, weil hier der Kontrast beginnt, der mich plagt: der beschämende Widerspruch zwischen dem Körper, den ich mir wohlerzogen zuschreibe und den unheimlichen Wallungen, Regungen, Verhärtungen, die sich namenlos melden.

SPRACHLÄHMUNG

Im Vergleich mit dem Fachjargon ist die Umgangssprache zähflüssig. Auch heute noch spricht sie vom Geblüt - oft ohne, daß wir dran denken: schwerblütig kann man sich fühlen, bei der Prüfung Blut schwitzen, das Blut kann noch zu Kopf steigen, in der Trauer kann das Herz zerfließen, man läßt sich noch fort- oder hin-reißen. Aber heute trennt eine Kluft den Wortsinn von der Aussage. Der da spricht hat keinen Körper mehr, der Blut schwitzt. Die Worte haben ihren somatischen Beigeschmack eingebüßt; nichts Fleischliches ent-spricht mehr der Behauptung.[4] Das Fleisch, das diesen Worten einst antworten konnte, ist verkümmert. Nur als uneigentliche Rede haben sich die Sprechweisen erhalten. Die Kluft, über die jetzt eine Metapher hinkt, die liegt in uns, denn die somatischen Flüsse, die sich von diesem Vokabular bewegen lassen, sind in uns vertrocknet. Und trotzdem will ich den Versuch nicht aufgeben, "to flesh out the skeleton of the past", dem Gerippe in meinem Fach Fleisch und Blut zu geben, mit dem Stoff, in dem sich die Vergangenheit niedergeschlagen hat, in Tuchfühlung zu bleiben.

Das Abtasten des Lebensfadens, das Hinlauschen aufs Geblüt, das Schmecken damaliger Bitternis und Süße sind etwas anderes als die kategoriale Analyse des Körpers als Konstruktion. Wenn Körpergeschichte zur begrifflichen Rekonstruktion der Variationen einer biologischen Konstante wird, gibt sie Aufschluß über die Trockenheit der Historikerin und geht am Stoff der Geschichte, an den Geschichten der hyle, vorbei. Eine formelle Morphologie asynchronischer Körper-bilder und -Konstrukte kann Einsichten über die gesellschaftliche Artikulation von Macht bekräftigen. Mir geht es in der Körpergeschichte um das leibhaftige Da-Sein der Alten, auf das sie mit dem Wort "ich" verwies. Ich will Geschichte als Einfleischung lesen, also radikal als Verkörperung. Ich bin nicht Dr.Storch und doch - trotz der zweieinhalb Jahrhunderte, die uns trennen - will ich die Klage der hageren Witwe mimetisch auf mich wirken lassen, Mitleid nicht ausschließen; ich will die Scheu überwinden, mich ihrer Geschichte und nicht nur dem Wortlaut öffnen, der verstorbenen Frau hinter dem Text. Das führt mich an den Rand meines akademischen

---

[3] Michel Foucault, Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt/M 1988.
[4] In einer großartigen Studie hat die Literaturwissenschaftlerin Ruth Padel das flüssige Leiberlebnis im frühen Griechentum untersucht: Ruth Padel, In and Out of the Mind, Princeton 1992, S.84f.; zur Spannung zwischen literalem und metaphorischem Wortgebrauch im Sprechen über den Körper, siehe S.34ff.

Faches, an die Grenze, jenseits derer die Toten liegen, denen ich mich als Historikerin verpflichtet fühle.[5]

Die Re-konstruktion von Ideologien, mit denen ein invarianter Phänotypus "Frau" jeweils anders der gesellschaftlichen Machtstruktur unterworfen wird - - als mas occasionatus (mißglückter Mann), als Hysterikerin, Reproduzentin, Cyborg läßt mich kalt. Dr.Storchs Fähigkeit, die falsche Orientierung der Flüsse in der cholerischen Greisin wahrzunehmen, würde durch Biologie ebenso wie durch Dekonstruktion unverständlich gemacht werden. Postmodern müßte ich Storchs Fall No.72 als eine protestantisch-barocke Sozial-re-konstruktion der, an sich a-historischen, uterinen Pathologie lesen. Ich würde diese Form der Dekonstruktion den postmodernen feministischen Theoretikerinnen nicht übel nehmen, wenn diese diagnostische Analyse nicht von der mimetischen Dialektik ablenken würde, in der ich ein Beispiel in Dr.Storch gefunden habe. Mein Interesse führt eben woanders hin: ich bin auf der Spur von Fleisch und nicht von Text. Ich will diese Witwe begreifen und diesen Arzt, der ebenso wie sie Hüftweh als das Stocken des irre gegangenen Blutes versteht und weiß, wo und wann sie zur Ader zu lassen.

HUMORES

Die meisten Handwerksgattinnen, Adelsdamen, Dienstmädchen und Bauersfrauen in Storchs Tagebüchern klagen über eine Unordnung ihres "Geblüts". Was meinen sie mit Geblüt? Sicher wird damit nicht das bezeichnet, was wir als "Blut" verstehen. Das Geblüt ist kein arteriell zirkulierender oder kommerziell verschiffbarer Stoff. "Geblüt" ist ein Saft, den man nicht ins Labor schicken könnte. Geblüt und Blut zu verwechseln - was meine Kolleginnen routinemäßig tun - ist eine modernitätsgläubige Kolonisierung der Vergangenheit, die die Klage der Witwe unhörbar macht, weit mehr als die Unterwerfung des Frauenkörpers dem male bias. Die Verwechslung der Säfte mit Plasma und Hämoglobin macht aus der Vergangenheit ein Herbarium, ein Inventar verhutzelter, trockener Weiber. Dabei wird das Ohr und der Tastsinn der Historikerin taub für das Gespräch zwischen Storch und der Witwe.

"Das Monatliche", das der Alten ausbleibt und von dem sie berichtet, daß ihre nur zwei Jahre jüngere Schwester es "unverrückt" an sich erfährt, ist ebensowenig eine Menstruation. Man kann 1723 einfach nicht an der modernen "Amenorrhöe" leiden, weil die "Menstruation" erst von der Medizin des 19.Jahrhunderts zu einer Funktion des weiblichen Reproduktionsvermögens gemacht worden ist. Das Monatliche der Schwestern war ein Blutfluß. Was floß, wurde wohl auch "Blut" genannt und kam aus der plethora, der Fülle des Schoßes; war nicht wie heute die abgelöste Schleimhaut eines Organs. Zur Zeit von Dr.Storch war es etwas, das auch Männern aus der Nase

5. Simon Schama, Dead Certainties, New York 1991 erinnert Henry James' jungen Historiker Ralph Pendrel, der darüber nachdenkt, daß der Versuch, das Verlorene in der Vergangenheit wieder zu finden, dem Versuch gleich kommt, als würde man hinter die feindlichen Frontlinien zu gelangen suchen, um die eigenen Toten zum Begräbnis zurück zu holen.

oder der goldenen Ader herauslief, aber nicht rhythmisch wie bei den Frauen. Ähnlich dem Zeugnis der Witwe in der Eisenacher Praxis überliefern die ärztlichen Fallberichte Geschichten über solche Flüsse bei Männern, denn junge, blutreiche und auch ältere, betuchte, üppig lebende Männer bedurften des Fließens, um nicht zu erkranken. Zur Studienzeit von Dr.Storch erreichte die seriöse ärztliche Literatur zur Mensis der Männer ihren Höhepunkt und zwar zur selben Zeit, in der in der Anatomie die bisher 'weiblichen Hoden', die testes muliebris zu Eierstöcken wurden: "In den Zeitschriften erzählen die Ärzte von den blutenden Männern ohne Scham, geben den Namen, den sozialen Rang der menstruierenden Männer (...), den Wohnort und ob sie noch leben."[6] Der Gemeinsinn der Zeit wehrte sich gegen den Gedanken, daß Frauen wie Federvieh Eier legen, aber nicht gegen die heilsame und notwendige - periodische, wenn auch nicht monatliche - Reinigung der Männer.[7] In Männerklöstern blieb der unter arabischem Einfluß im Mittelalter eingeführte viermal-jährliche Aderlaß an den Quatembertagen noch lange erhalten. Den Männern mußte zu dem verholfen werden, was Frauen schlechthin konnten.

"Das Monatliche" läßt sich nur schwer beschreiben, denn es war ein Aspekt des erlebten Geblüts. Geblüt konstelliert die endogene Orientierung an rechts/links, oben/unten, innen/außen: an einer dem Subjekt eigenen Räumlichkeit. Da klagt eine Dienstmagd über ihre Verstopfung, "darbey sich eine schwammigte Beule auf dem Haupte eingefunden".[8] Um die Niederkunft zu beschleunigen, verschreibt Storch bei einer anderen noch wie Galen den Aderlaß unten, an der vena saphena.

Das Geblüt hat und schafft Gewohnheiten: beim Dienstmädchen von sechzehn Jahren, bei der die Mensis noch niemals kam, drängt es vor ihrer Menarche durch eine Fingerwunde, die sie sich mit einem Holzsplitter zugezogen hatte.[9] Störrisch kann die Neigung der Flüsse werden: bei einem anderen Mädchen will die Fußwunde nicht heilen, "weil die Mensis alle Monat durch die Wunde ihren Ausgang fänden."[10] Irrige Flüsse auf falschen Wegen können zu einer hartnäckigen Neigung des Körpers werden. Viele Frauen berichten von solchen Abwegen des Blutes, die Storch als "stellvertretende Blutung" (menses vicariae) auf "ungebührlichen Wegen" (insolitae viae) bezeichnet. Diese habituellen 'Verirrungen' des Geblüts können einmal mit Eindrücken begonnen haben: verängstigtes Blut wird auf den Schrecken beim Brand der Scheune zur Zeit der Schwangerschaft zurückgeführt, Mutterangst und Schwären vorn unter dem dicken Bauch, bleiben - bei einem Schloßfräulein - eingeschrieben als Erinnerung an die fröstelnde Teilnahme an einer spätabendlichen Auerhahn-Jagd. Die Ehefrau eines Kutschers klagt im Kindbett über das Ausbleiben ihrer Milch und

---

[6] Die ärztlichen Fallberichte zu den Blutungen der Männer, die in Analogie zum Monatsblut der Frauen wahrgenommen wurden, untersucht: Gianna Pomata, Uomini mestruanti. Somiglianza e differenza fra i sessi in Europa in eta moderna. In: Quaderni storici N.S. 79 (1992): 51-103, hier S.60.

[7] Dazu: Gianna Pomata, Wieso menstruieren Männer? Ein Gespräch mit Thomas Burg. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 7 (1996): 269-281.

[8] Johann Storch, Von Kranckheiten der Weiber, Zweiter Band, darinnen vornehmlich solche Casus, welche den Jungfernstand betreffen, Gotha 1747, S.249.

[9] Ebd., S. 180.

[10] Ebd., S.252

meldet stattdessen einen farblosen Durchfall, "weiß wie gestockter Käse".[11] Bei einer anderen fließt die Reinigung wohl am rechten Ort, aber sie schmeckt und riecht wie Muttermilch. Geblüt ist zutiefst polymorph.

LEIBHAFTIGE LEBENDIGKEIT.

> "Eine 50jährige cholerische Frau, deren vornehmste Verrichtung in ihrem Leben die Ausübung des Zorns gewesen, kam den 28. Januar 1723, mit einem vornehmen Mieth-Manne in Zanck, und wurde von selbigem am Arme zur Thier heraus geführet, darüber machte sie sich solchen Verdruss, daß ihr Arm und Beine zitterten, und bey sich beymischender Cardialgie einen ziehenden Krampf in Händen und Füssen bekam."[12]

Im Streit mit dem "Mietmann" hatte diese Frau versucht, ihre aufwallende Wut in giftiger Beschimpfung zu ergießen. Umsonst. Man hatte sie nicht sprechen lassen.

> "Sie war sonsten von Zorn und Zanck also durchhärtet, daß sie nicht leicht eine schädliche Würckung davon merckte, weil sie aber vor diesesmal lächerlich tractiret worden, und man sich nicht mit ihr einlassen wollen, so mußte sie den Gift bey sich behalten, den sie sonst auszuschütten sich vorgesetzt hatte."

Sie konnte das 'Gift' nicht im Redestrom los werden, mußte es bei sich behalten, so daß sie von einer cardialgie überfallen wurde, einem "Schmerz in der Gegend des Herzens", den die Fünfzigjährige mitsamt einem Krampf in Händen und Füßen erlitt. Trotz ihrer Gewöhnung an Streit und Zank, trotz ihrer lebensgeschichtlich gewordenen "durchhärteten" Konstitution, hatte dieser Streit ihr Geblüt weiter gerinnen lassen. Ärger, Zorn und Wut, das Gefühl, vom anwallenden, ausweglosen Blut ertränkt zu werden, trieb sie zu Storch.

Einen Tag nach dem Streit beantwortet dieser ihr Begehren mit Rhabarber Tinktur, um die Eingeweide zu reinigen, Polichrest-Pulver für die verstockte "Mutter" und Tartarum. Den Tag drauf meldet die Patientin "Besserung". Sie hat die schlechte, böse oder überflüssige Materie los werden können. Ihr Geblüt, das - statt zu strömen - sich "irrige Wege gesucht" und am "falschen Ort" stagniert hatte, war wieder in Fluß gekommen. Wenn ich das lese, frage ich unwillkürlich immer noch: Ist das jenes ärztliche Selbstlob, das zum professionellen Benehmen dieses Standes gehört? Läßt sich diese Besserung auf Suggestion reduzieren? Mir kommt es nicht auf einen Vergleich an zwischen der Wirksamkeit von Prozak versus Tartarum, sondern auf den Fluß im Leib, den Leib als Fluß.

---

[11] Johann Storch, Von Kranckheiten der Weiber, Sechster Band, in welchem vornehmlich solche Zufälle, so die Wöchnerin und Kindbetterin betreffen, Gotha 1751, S. 281.
[12] Johann Storch, Von Kranckheiten der Weiber, Achter Band, S. 440.

Unter der Leitung von J.B.Pontalis ist der 32.Jahrgang der "Nouvelle Revue de Psychanalyse" den Flüssen und ihrer Vielfalt gewidmet.[13] Achtzehn Autoren gehen der Analogie zwischen Libido und Humores nach, sozusagen dem Vergleich von Dr.Freud und Dr.Storch. Beim Lesen dieser Studien konnte ich nicht umhin, mich zu fragen: könnte meine Scheu und Verlegenheit beim Studium der Vergangenheit des erlebten Fließens als Verdrängung von unterbewußter Libido verstanden werden? Nein! Immer wieder kam ich zum Schluß, daß mich eine solche Haltung in eine Sackgasse führen müsse. Denn Storch ist mein Zeuge für das alltägliche Selbstverständnis, mit dem seine Patientinnen sich als ein stoffliches, leibhaftiges, orientiertes, polymorphes Fließen erlebten; eines Fließens, dessen sie sich mit ihren inneren Sinnen stets gewahr waren. Freuds Libido - im Gegensatz dazu - ist eines der Resultate der sozialen Konstruktion der 'Energie' im späten 19.Jahrhundert. Seine Analyse läuft auf eine disziplinierte Selbstzuschreibung des so konstituierten abstrakten Objekts hinaus. Libido fließt nur metaphorisch, wie die Elektrizität oder das Leitungswasser vor und nach seinem Gebrauch. Nicht ein hydraulischer Vergleich sondern der Kontrast zwischen den humores und libido führt an das unheimliche Lebendige dieser Flüsse heran. Ich versuche ja die hagere Witwe und die cholerische Mieterin so zu hören, wie das vor dem Austrocknen des Geblütes gang und gäbe war.

[13] Nouvelle Revue de Psychanalyse. No. 32, Schwerpunktheft: L'humeur et son changement, Paris 1985. Auf 350 Seiten untersuchen Mediziner, Dichter, Psychoanalytiker die Tiefenströme im gelebten Leib des Westens.

1.2

Im Herbst 1991 war ich in die Universitätskirche in Würzburg eingeladen, wo es um "Mann und Frau, Frau und Mann" und die "Hintergründe, Ursachen und Problematik der Geschlechterrollen" gehen sollte. Neben Theologen, Literatur- und Kunstwissenschaftlern waren vor allem Naturwissenschaftler gebeten worden. Der Zoologe besprach die "Biologie des Flirts", die Zoologin den Zusammenhang zwischen Chromosomen, Genen und Geschlecht. Ein Psychologe unterbreitete Folien mit Tabellen über "geschlechtsdifferente Variabilität von Aggression und Furchtsamkeit", der Anthropologe erläuterte die unterschiedlichen "Reproduktionsstrategien" der Geschlechter und deren Optimierung bei männlichen Affen durch die geschickte "Manipulation" des Partners. Verblüfft hörte ich zu, wie der Zoologe von "schmusenden Bakterien" sprach und "Sexualität" als Austausch genetischen Materials definierte. Zweierlei stieß mir bei diesem Gespräch auf: die Biologen sprachen ohne Zungenschlag von Mann, Frau oder Sexualität, wenn es um Affen oder Zellkerne ging und die Zuhörerschaft muckte nicht auf, wenn Bakterien "Rollen" angedichtet wurden. Die unwidersprochene Sphärenvermischung der Alltagssprache mit einem Gemisch von Bio- und Soziologie beunruhigte mich, denn darin zeigt sich zweierlei: ein für die Gegenwart typischer Animismus in Bezug auf Zellen und biologische Substrate und die unverschämte Biologisierung von Frauen und Männern. Gegen diesen gemischten Chor akademischer Koryphäen zum Credo über den Geschlechtsunterschied wollte ich mich zu zwei, heute häretischen Klarstellungen bekennen: Geschlecht hat nur der Mensch, aber wie, das bestimmt jede Epoche anders.

1.2 Die männliche und die weibliche "Rute": Verkörperungen des Unterschieds [1]

Den Gegensatz, der Thema dieser Tagung ist, den gab es im frühen 18. Jahrhundert noch nicht. Ich habe mich seit bald einem Jahrzehnt dort angesiedelt. Mein Thema ist der erlebte Körper. Mein Augenmerk ist vorzüglich der Frau gewidmet. Unvermeidlich ums ich mich mit dem Gegensatz damals zwischen Mann und Frau als Historikerin beschäftigen und - soweit ich davon heute sprechen will - besteht der darin, daß was bei der Frau drinnen ist, beim Mann draußen hängt. Als Körperhistorikerin kann ich Ihnen versichern, daß es nichts von dem, was heute hier besprochen wird, damals so gab. Ich beschäftige mich schon lange mit der Entstehungsgeschichte jener Erlebnisse, die sich heutzutage in den Kopfgeburten spiegeln, die hier vorgetragen werden. Ich frage nach dem Rahmen, in dem Begriffe und Ideen wie "biologisch determinierte Rollen", "menschliche Beziehungen", "biologische Determinanten", "primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale", "geschlechtliche Variablen", "sexuelle Kommunikation" oder "Sexualsignale" erst entstanden, dann zu Selbstverständlichkeiten wurden und schließlich ihrerseits die erlebte Wirklichkeit prägen. Mit Erstaunen habe ich heute morgen verfolgt, wie das "Geschlechtsverhalten" und die "Genitalien der Drosophila" vorgeführt wurden und jedermann offenbar davon ausging, daß dies zum Thema gehört. Was mich dabei überrascht ist, wie kurz die Zeit zurück liegt, in der Sexualität, Reproduktion, Hormone, Orgasmus, Fötus als Uterusinhalt und anderes dergleichen wohl schon im wissenschaftlichen Diskurs gang und gäbe waren, aber im Gespräch zwischen Frauen einfach nicht auftauchen konnten. Es hängt vom Alter und vom sozialen Stand der Zuhörerin ab, ob jene Zeit, in der die Verwissenschaftlichung des Selbstverständnisses stattfand, die Generation ihrer Mutter oder ihrer Urgroßmutter war.

Ich bin eine Frau Anfang der Fünfzig. Schon am Ende der Mittelschule habe ich mich selbst in derartigen Begriffen erleben sollen. Zehn Jahre später dann, als ich als Feministin in einer Frauenwohngemeinschaft wohnte, wurden diese - Ludwik Fleck würde sagen - wissenschaftlichen Tatsachen zu alltäglichen Vorstellungen.[2] Sie wurden zu Leib-, Leit- und Leidvorstellungen. Jede bewegte Frau meiner Generation erinnert sich wohl an den Versuch, die Abbildungen aus "Our Bodies Ourselves" im eigenen Inneren wiederzufinden und zu bejahen. Die einen fanden damals in der Verinnerlichung dieses wissenschaftlichen Blicks die Bestätigung von Alice Schwarzers

1. Überarbeitete Fassung eines Vortrages, den ich im Winter 1991 bei den Universitätstagen in Würzburg, im Herbst 1993 in Erlangen vor Medizinhistorikern hielt. Gekürzte Fassung abgedruckt in: Mann und Frau - Frau und Mann. Hintergründe, Ursachen und Problematik der Geschlechterrollen. Stuttgart 1992, S.143-150.
2. Fleck, Ludwik, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt Main 1980 (zuerst 1935).

"Kleinem Unterschied" zwischen den Beinen, auf den sich der Gegensatz von Mann und Weib herunterkochen läßt; für andere führte die Selbstbespiegelung zur Entdeckung der Großen Mutter, des Mondes und des Blutes; nochmals für andere war die Entdeckungsreise in den biologischen Unterschied ein Weg zur historischen Distanzierung. Er führte zur Einsicht, daß sich aus den Steinen, aus den Motiven meines eigenen, modernen Körper-Erlebnisses keine Brücke zum erlebten Körper vergangener Generationen von Frauen bauen läßt. Mein disziplinierter Versuch einer kritischen Auseinandersetzung mit der erlebten wissenschaftlichen Tatsache der Frau, die ich war, ist mir wenigstens erst durch die Körpergeschichte möglich geworden. Und Körpergeschichte ist letztlich die Geschichte der Verkörperung des Unterschiedes.

Um zu zeigen, nicht nur wie zeitlich fern, sondern auch wie anders, sowohl in ihrer Andersartigkeit, wie auch in ihrer Gleichheit Mann und Frau im 17. und noch im 18. Jahrhundert beschrieben und wohl auch erlebt worden sind, will ich mich auf ein winziges Detail konzentrieren. Ich will über die "Rute" sprechen und an diesem kleinen Ding Überlegungen zum Geschlecht im Leib zwischen dem 16. und frühen 18. Jahrhundert anstellen. Dann will ich kurz, beinahe programmatisch, ein Thema skizzieren, das sich aus einer solchen Einsicht ergibt: Nicht nur die Substanz des Männer- und Frauenkörpers, sondern das Wesen des Unterschiedes zwischen den beiden hat Geschichte.

Gespräche wie das heute hier stehen in den letzten beiden Jahrzehnten im Schatten gegenwärtiger Selbstverständlichkeiten, deren eine die Überzeugung ist, daß "Mann" für "Penis" und "Penis" für "Mann" steht -- und irgendwie der Neid darauf für "Frau". Das war im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert einfach nicht vorstellbar, denn die "Rute" gehörte zur Frau ebenso wie zum Mann. Diese Überzeugung hat über Jahrhunderte hin den Blick geprägt. Nicht die morphologische Verschiedenheit der "Geburtsteile" nämlich, sondern ihre Lage, das drinnen und draußen bestimmt den Unterschied, dessen Geschichte --sowohl im gelehrten Denken, wie im alltäglichen Erlebnis -- mein Thema ist. Wenigstens im sechzehnten und bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist es schwer, eine Diskrepanz zwischen den diesbezüglichen Motiven im volkstümlichen und im wissenschaftlichen Diskurs zu finden.

Um das anzudeuten, berufe ich mich auf zwei Quellen. Einerseits auf Christoph Wirsungs "Arzneybuch, darin alle aeusserliche und innerliche Glieder des menschlichen Leibs, mit Ihrer Gestalt, Eigenschaft und Würckung beschrieben werden, darbey vom Haupt an bis zun Fersen verzeichnet, ...".[3] Das Buch stammt aus der Dürerzeit und ist eines der ersten großen deutschsprachigen Arzneibücher mit einem Anspruch auf anatomische Darstellung. Es ist innerhalb von fünfzig Jahren, zwischen 1568 und 1619, in neun Auflagen erschienen und wird bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Testamenten immer wieder als Besitz genannt. Andererseits nehme ich Caspar Bauhins lateinisches "Theatrum Anatomicum", das 1590 zuerst erschienene

3. Wirsung Christoph, Arzney Buch, darinn werden alle aeusserliche und innerliche Glieder des menschlichen Leibs beschrieben. Heidelberg 1568.

Standardwerk des Basler Anatomen.[4] Dieses "anatomische Theater" ist ein für den gelehrten Mediziner bestimmtes fachsprachliches Compendium.

Wirsung spricht im vierten Kapitel von "Gromen oder Hoden". Er sagt: "etliche nennen diese Glieder züchtig die Gemechte, welcher Namen sich auf ... die Geburtsglieder beider Geschlecht erstrecket ... in Mannen hangen sie außerhalb des Leibs, in erst beschriebenen Säcklin, ... seind keiffes Fleischs, rund, etwas länglicht, ... Des Weibsbild seind inwendig, zu beiden Seiten an dem Anfang des Mutterhals geheftet."[5] Es besteht also eine strenge Homologie zwischen den Geilen in ihren Bälglein oder Säcklein, die der feinen Zubereitung des Blutes zum Samen bei Mann und Frau dienen. Hören wir Wirsung weiter: "Das weiblich Glied, oder Scham ... das hat auswendig weniger Anzeigen dann das männlich. Inwendig aber ist es vast wie dasselb gebildet. Der Mutterhals ist anstatt der Ruten ..." Und einige Kapitel weiter heißt es zum gleichen Thema: "Wo Du nun diese Mutter samt ihren Anhängen besichtigst, so vergleicht sie sich mit allem dem männlichen Glied, allein daß dies ausserthalb, das weiblich aber inwendig ist."

Bei diesem Text fällt heute zu allererst auf, wie stark die Entsprechung zwischen männlichen und weiblichen Geburtsgliedern betont wird. Primär ist die morphologische und die funktionelle Gleich-gültigkeit der beiden: beide haben Geilen, also Gromen, testes oder Hoden und diese sind bei beiden die Werkstatt des Samens, der bei beiden aus dem Blut verfeinert wird. Auch in ihrem inneren Geblüt gleichen sich Mann und Frau. Beide müssen regelmäßig Blut entlassen, wenn auch nicht mit derselben Periodizität: Frauen in jedem Mond, Männer im Quartal aus der goldenen Ader oder durch Aderlass.[6] Zeugnisse dafür finden sich noch in Krankengeschichten des frühen 18. Jahrhunderts. Auch der Eisenacher Arzt Johann Storch, dessen "Weiberkrankheiten" aus den Jahren 1719 bis 1741 ich untersuchte, beobachtet das "Bluten" von Männern: er notiert, um ein Beispiel zu nennen, wie am 17. April 1732 die "goldene Ader" eines vollblütigen Mannes "stockicht" wurde und der Patient sich darauf so elend fühlte wie sonst die Frauen bei einer "Verstopfung des Monatlichen".[7]

Wir sehen also, wie die Geschlechter sich in der morphologischen Ausstattung gleichen: beide haben eine "Rute", wenn auch die eine ein dreidimensionales innerliches Spiegelbild der anderen ist. Bemerkenswert ist, daß Mann und Frau einander so als "Umstülpung" gegenüber stehen, wie es sich auch bei Bauhin, unserem zweiten Text nachlesen läßt: "Alle Teile des Mannes finden sich in denen der Frau, aber in einer anderen Lage."[8] Und weiter: "Wenn man die Geburtsglieder in ihrem Bau nach ihrer Zusammensetzung, Größe und Ausbildung der Gestalt hin mit aufmerksamen Geist

4. Bauhin Kaspar, Theatrum anatomicum. Frankfurt/Main 1621.
5. Dieses und die folgenden Zitate: Wirsung (1568), Kapitel 4, S.254ff. und Kapitel 19, S. 415ff.
6. Dazu die gründliche Untersuchung von Gianna Pomata, "Uomini mestruanti. Somiglianza e differenza fra i sessi in Europa in eta moderna." Quaderni Storici 79: 51-103.
7. Duden Barbara, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen. Stuttgart 1991, S.132ff.
8. Bauhin (1621) Buch 1, Kapitel 23, S.111.

bedenkt, so wird man gewahr, daß Galenus recht hat, daß sie wunderbar sind, daß alle Teile, die die Männer haben und was auch immer es im Manne gibt, sich in der Frau befinden, weil sie auch als Mensch geboren ist ... und sie weichen nur in einem ab, daß in den Frauen dasjenige inwendig beschaffen ist, das die Männer außerhalb des Unterbauches tragen - was ja auch bei den Augen der Maulwürfe der Fall ist", die - und das ist nun mein Kommentar, wie jedermann weiß nach innen gucken, da ja diese Tiere unter der Erde leben. Wie Mann und Frau und Rechts und Links und Makro- versus Mikro-kosmos, so werden eben auch die Augen über und unter der Erde in Umstülpungen gedacht.

In Analogie muß auch der Hodensack verstanden werden. So steht es wenige Zeilen weiter: "Die weibliche Mutter -- damit meint Bauhin das, was man heute den "Uterus" nennt -- wird von Galenus dem männlichen Sack gleichgesetzt, wie wenn der Sack eine nach außen gestülpte Gebärmutter sei. Der Hals der Mutter nimmt ja den Platz der Rute ein, und da ja Mutterhals und Mannesglied gebührlich derselben Länge sind, kann durch ihr Hin und Her-Reiben der Samen beider sich in dasselbe Gefäß ergießen." So skabrös diese Details uns heute auch erscheinen mögen, wir dürfen ihre historische Tragweite nicht übersehen. Galenus, der von Bauhin zitierte römische Arzt, war eine jahrhundertelang unangefochtene Autorität. Die Homologie von Mann und Frau, die er wie schon vor ihm die griechischen Ärzte beschrieb, blieb vorstellungsbildend. Im ersten modernen Anatomiebuch, der "Fabrica" (1543) des Vesalius wird die Mutter mit Scheide und Scham dem membrum virile täuschend ähnlich abgebildet.[9] Diese Homologie war nicht so sehr medizinisches Fachwissen, sondern sie war grundlegend für die Selbstverständlichkeiten einer sehr langen Epoche, in der die Welt in der Homologie von Mikro- und Makrokosmos gelebt wurde.

Deshalb ist es wichtig, daß Bauhin, der sich am Ende des 15. Jahrhunderts in der Anatomie von Galen abzusetzen beginnt, doch in seiner Kritik noch tief beim Gleichen bleibt, wenn er schreibt: "Ich bin eher geneigt zu sagen, daß der weibliche Mutterhals dem männlichen Beutelhals entspricht (collum uteri, collo scroti respondere) und der männliche Penis dem weiblichen Penis, den einige auch Clitoris nennen". "Die weibliche Rute, die der lustvoll zu berührende Teil ist (quod est lascive), ergießt ebenso wie der männliche seinen Samen."[10]

Was mich an dieser Korrektur von Galen durch Bauhin und seine Zeitgenossen fasziniert, ist die grundlegende Identität der kritisierenden mit der kritisierten Anschauung: ob mit den Augen Galens oder Bauhins gesehen wird, ob also der Mutterhals den Penis schafft und die Scham der Eichel gleichgesetzt wird oder ob die Analogie zwischen Penis und Clitoris hergestellt wird, es bleibt dasselbe Vor-Urteil, das den Blick bestimmt: was Mann und Frau unterscheidet ist nicht die Verschiedenheit sondern die Inversion. Die sogenannte "Entdeckung der Clitoris" verbleibt in der ganzen frühen Neuzeit in derselben Tradition, die wir bei Hildegard von Bingen im zwölften Jahrhundert, bei der einzigartigen schreibenden Hebamme Louise Bourgeois im siebzehnten und

9. Fabrica (1543) Buch 5, Figur 27.
10. Bauhin (1621) Buch 1, Kapitel 23, S.111.

noch in den Enzyklopädien des achtzehnten Jahrhunderts finden. Man braucht nur einmal die entsprechenden Wörter -- penis muliebris, weibliche Scham, Geburtssame oder Geilen -- in Johann Heinrich Zedlers "Grossem Vollständigen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste" nachzuschlagen, um sich vom zähen Überdauern dieser Analogien bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zu überzeugen.

Bis zur Entstehung der "Biologie" Anfang des 19. Jahrhunderts blieb der Geschlechtsunterschied die Grundmetapher für Analogie. Alles auf der Welt konnte in einem Mann/Frau Verhältnis verstanden und dieser Bezug sinnhaft und bedeutungsträchtig durch eine entsprechende Metapher gedeutet werden. Bis zum Ineinanderfallen von Makro- und Mikrokosmos in einem neuen, wissenschaftlichen Naturverständnis begründete das ganz Andersartige die wesenhafte Zusammengehörigkeit und diese schuf ihrerseits die Möglichkeit komplementärer Dissymmetrie, die wir nach Jan Swammerdam, einem Zeitgenossen Harveys, "in den kleinsten Partikeln des menschlichen Körpers als unfassliche Weisheit des Schöpfers ... mit den Händen ertasten können."[11] Die Überzeugung, daß der Geschlechtsunterschied nicht als Differenz, sondern als Analogie verstanden werden muß, galt noch lange als Leitmotiv. Jan Swammerdam zum Beispiel, der schon 1680 zu fassen suchte, daß die "weiblichen Geilen" als Eierstöcke verstanden werden müssen, schreibt: "Nichts, was in der Gebärmutter ist, ermangelt des Bewunderungswürdigen und doch scheint es dem Ohr anrüchig und dem Blick wundersam, wenn wir sagen, daß Frauen Eierstöcke haben und wie andere Tiere Eier legen" (ova ponere).[12] Trotz der umstürzenden Einsicht durch die Linsen des Mikroskops blieb das Leitbild der Umstülpung noch ein Jahrhundert wirksam und es bestimmte auch die Deutung der Entdeckung von Eierstöcken, Tuben und der Clitoris.

Aus dem eben Gezeigten sollte klar geworden sein, daß das Wesen des körperlichen Unterschiedes zwischen Mann und Frau sich von Epoche zu Epoche grundlegend verändert hat. Natürlich ist es interessant zu verfolgen, wie vielfältig jener polare Unterschied zwischen Mann und Frau, der sich seit dem letzten Jahrhundert durchgesetzt hat, heute hormonal, psychoanalytisch, soziologisch, anthropologisch, ja theologisch verstanden wird. Ein zweites und anderes ist es, zu untersuchen, wie in jeder dieser Perspektiven sich die Charakteristika verändert haben, die Mann und Frau bestimmen -- bis hin zum Progesteron und XX und XY-Gen. Etwas drittes und nochmals ganz Anderes ist es, die Frage zu stellen, die ich in die Diskussion bringen möchte. Diese Frage kann nur aus einer historischen Perspektive und mit dem Blick aus dem 18. Jahrhundert gestellt werden. Es ist die Frage danach, wie anders als heute in der Vergangenheit nicht die Eigenschaften von Mann und Frau, sondern der Begriff und das Erlebnis des Unterschiedes zwischen den beiden gefaßt wurde. Darin sehe ich die Aufgabe meiner historischen Körperforschung: nicht so sehr die uns zugewandte Seite der Vergangenheit, an der sich die Fortschritts- und Entdeckungsgeschichte der Medizin orientiert, sondern die uns abgewandte Rückseite des Vergangenen bestimmt meinen

11. Swammerdam Jan, Miraculum naturae sive uteri muliebris fabrica. Leiden 1672, S.1.
12. Swammerdam (1672) S.19.

Versuch, das Gegenüber von Mann und Frau damals zu begreifen und so, bei meiner Rückkehr in die Gegenwart, eine untergegangene Dualität im Bewußtsein zu behalten. [13]

So gesehen führt das Thema der Geschichtlichkeit der Körper in ein Neuland hinein. Es mündet zwangsläufig in eine Geschichte des Unterschiedes im Laufe der Neuzeit, die sich an Hand der Gegenüberstellung von Mann und Frau schreiben läßt. Dazu muß die historische Kategorie des Unterschiedes als solche thematisiert werden. Das läßt sich vielleicht tun, indem man Rodney Needhams Begriff der polythetischen Klassifikation heranzieht.[14] Wir haben ihn schon vor Jahren auf "Frau" in der Geschichte angewendet. Am besten läßt sich bei dieser Gelegenheit der Needhamsche terminus technicus in einem Bild fassen: eine polythetische Klasse ist wie ein Hanfseil: nehmen wir nur ein kleines Stück aus dem Seil heraus, so finden sich sicherlich viele Hanffasern, die länger sind als dieser Ausschnitt und die Kontinuität mit dem Tau gewähren. Wenn wir aber einen ganzen Meter aus dem Seil schneiden -- um im Bilde zu bleiben, eine ganze Epoche überspringen -- dann kann es keine einzelne Hanffaser mehr geben, die hüben und drüben verankert ist. So ist es wohl auch mit der Kategorie "Frau": wie ein Seil zieht sie sich durch die Geschichte und unterscheidet sich vom anderen Seil im Tau, das für "Mann" steht. Aber wenn wir die beiden Kategorien an zwei voneinander genügend entfernten Punkten untersuchen, so bleibt kein Charakteristikum, das hüben und drüben verbindet.[15]

Diese Einsicht hat sich in Bezug auf das "soziale Geschlecht" im Laufe des letzten Jahrzehntes bei vielen von uns durchgesetzt. Als Körperhistorikerin sehe ich es als meine Aufgabe, diese Einsicht auch auf das Erlebnis des Körpers zu beziehen. Nur zu oft geschieht es aber, daß der Körper auch vom Historiker als eine biologische Gegebenheit hingenommen wird. Der Historiker räumt wohl ein, daß das Denken über den Körper damals anders gewesen sein mag. Er weiß, daß die Vorstellung vom Körper, die Form seiner Abbildung, seine Gestaltung durch Haltung, Arbeit und Kleidung große Variationen aufweisen. Aber irgendwie fließt dann doch unterschwellig die Annahme ein, daß der Körper in seiner Faktizität auch im 18. Jahrhundert hormonal, sexuell und durch primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale gleichbleibend erlebt wurde. An dieser Selbstverständlichkeit wollte ich rütteln. Gerade die Medizingeschichte des 18. Jahrhunderts könnte dazu beitragen, unsere Vorstellungen über das Geschlecht im Leib auf eine geschichtliche Grundlage zu stellen. Sie könnte einen Beitrag leisten zum epochalen Umbruch in der Struktur der

13. Schon vor einem Jahrzehnt hat Ivan Illich, Genus. Zur historischen Kritik der Gleichheit. 2. Aufl.München 1994 die sich gegenseitig konstituierende dissymetrische Komplementarität von Frauen und Männern als Grundlage des Weltverständnisses und jeder Analogie gezeigt. Zur Logik dieser Komplementarität siehe auch G.E.R.Lloyd. Polarity and Analogy. Two types of argumentation in early Greek thought. Cambridge 1966.

14. Rodney Needham, "Polythetic classification: Convergence and consequences." Man 10,3 (1975): 349-369.

15. Gianna Pomata hat zuerst die Anregung Needhams im Bild des Seiles gefaßt und für die Frauengeschichte als Kategorie vorgeschlagen, lange vor der "Dekonstruktion" der "Frau", in: Gianna Pomata, "Die Geschichte der Frauen. Eine Frage der Grenze." Feministische Studien 2 (1983): ...; siehe auch: Barbara Duden, "Anmerkungen zu neuer Literatur in der Körpergeschichte." Feministische Studien 9, 1 (1991): 105-122.

Unterschiedenheit und zur Erlebnisgeschichte der historischen Kategorie des Unterschieds. Der bisher medizinhistorisch wohl dokumentierten Entdeckungsgeschichte der "Biologie der Frau" sähe ich gerne Studien zur Seite gestellt, die nach der Umformung des Erlebnisgehaltes vom Gegenüber fragen. Die Geschichte der Hetero-somatik, der tiefen Andersartigkeit des alten und des neuen Geschlechtskörpers als Echo des Erlebens steht noch aus.[16]

16. Thomas Laqueur, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt/M. 1992 schrieb eine Geschichte der historischen Variation von "Modellen des Geschlechtsunterschiedes" seit der Antike. Seine ebenso kürzschlüssige wie griffige Modellbildung verfehlt die Einsichten in die tiefe Geschichtlichkeit des erlebten Körpers. Zur Kritik Duden (1991)S. 120ff.

1.3

Mit diesem Beitrag möchte ich auf die Macht des Körpers aufmerksam machen: auf das Wissen um, das Vertrauen auf diese Macht, die Anerkennung dieser Macht in einer Unzahl vorindustrieller Gesellschaften, und schließlich auf die in der Mächtigkeit des Frauenkörpers begründete, weit verbreitete Angst vor mächtigen Frauen. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich damit einen Topos in der Frauenforschung gegen den Strich lese. Nicht nur das Bluten und Fluchen von Frauen traf, mehr vielleicht noch ihr Blicken. Der Böse Blick und das Grauen vor ihm kann uns die Mächtigkeit des Körpers ahnen lassen, die heute nicht, oder nur ausnahmsweise im Traum, im Irrenhaus oder in Star-War-Girls angesprochen wird.

Bei einem Treffen von Phänomenologen hatte ich Gelegenheit, auf die Geschichtlichkeit des Auges aufmerksam zu machen, und, am Beispiel weniger Geschichten, die Frage untergegangenen "körperlichen Wissens" aufzuwerfen.

1.3 Der böse Blick und das Wissen um die Macht der Augen

Seit einigen Jahren wird in Frauenkreisen über Sinn und Unsinn des Ultraschalls in der modernen Schwangerschaftsüberwachung diskutiert, aber keine der beteiligten Diskutantinnen bringt dabei die Frage ins Spiel, die mir vordringlich erscheint: die Umformung der Sinnlichkeit durch diese Technik. Denn die moderne Schwangerschaft ist einzigartig durch Techniken der Sichtbarmachung geprägt. Deshalb begann ich, mich mit diesen Techniken kulturwissenschaftlich zu befassen: ich studierte den Ultraschall, das Elektronenmikroskop, die graphische Veranschaulichung von statistischen Häufigkeiten und zwar nicht im Hinblick darauf, was dadurch sichtbar gemacht wird, vielmehr richtete ich mein Augenmerk auf die neuartige klinische Situation, in der heute, rituell Frauen lernen, ihren Leibesinhalt nicht zu fühlen, sondern auf einem Bildschirm zu betrachten. Im Blick der Schwangeren auf ihr Ungeborenes am Bildschirm vermischen sich heterogene Wirklichkeits- und Sinn-sphären: Als Bildschirmvisualisation ist der Fötus die "bildhafte" Darstellung von "Dichtigkeiten", die nach den Gesetzen der Physik -- Masse: Ausdehnung -- registriert wurden; als "Baby" ist das "Gesehene" die Herzenssache einer Frau. Einerseits sieht die Frau eine "wirkliche" Welt, andererseits schaut sie in einen wahrnehmungsfremden, vom Standpunkt der Betrachtenden abgetrennten, technisch manipulierten Raum hinein, in dem einem Etwas in ihrem Inneren technisch Gestalt gegeben wird. Das "Gesicht" der Frau, ihr Gesichtssinn wird dazu eingesetzt, über eine Schwelle hinweg in ein Sichtfeld der registrierten und digitalisierten Daten hinein zu "sehen". Das Auge wird verwendet, um zu "sehen" was ihm gezeigt wird und zu erkennen, was die Legende oder die Stimme des Arztes dazu sagt.

Diese moderne Blickübung fordert die Historikerin heraus, und so kam ich zur Untersuchung von gegenwärtigen und vergangenen Blickformen: zur Geschichte des Gesichtssinnes, seiner Prägung, Formung und Lenkung und insbesondere seiner Stellung im Zusammenhang der Sinne. Wonach ich zu suchen begann ist die Geschichte der Opsis, des Blickens, im Unterschied zur Optik als Studium des Lichtes. Bewußt stelle ich die beiden Begriffe gegeneinander: mit Opsis meine ich die Sehgewohnheiten, die täglich eingefleischten Weisen und Formen des Blickens als einer Tätigkeitsform des Auges; Optik dagegen nennt man die Lehre vom Licht und der Lichtbrechung. Mich fesselt die Geschichte der Opsis, also des Blickens. Ich versuche über die Epochen der Skopik, des Blickens auf einem neuen Weg an die Epochen der Somatik, also des erlebten Körpers heranzukommen. Was war und was ist heute ein Blick?[1]

1. Zu diesem mit Ivan Illich begonnenen Projekt, siehe Ivan Illich, Die Askese des Blicks im Zeitalter der Show-Interface. In: Interface II. Weltbilder - Bildwelten, hg. von Klaus P.Dencker. Hamburg 1995, S.206-223; Barbara Duden und Ivan Illich, Die skopische Vergangenheit Europas und die Ethik der Opsis. Plädoyer für eine Geschichte des Blickes und Blickens. Historische Anthropologie 3, H.2 (1995):203-221.

Sofort stellt sich die Frage nach der Gleichzeitigkeit von Blick-Formen, die Frage also nach der Ungleichzeitigkeit, der A-synchronie, mit der sowohl das materielle Objekt wie die Haltung zu ihm sich wandeln können. Durst kann schon jahrelang zu einer Forderung nach CocaCola verwandelt worden sein, bevor die Haltung zum kalten Trunk sich geändert hat. Ich denke da an die Mexikanerin, die das Pepsie -- das sie mittags nicht hatte mit mir teilen wollen -- erst am Abend annehmen konnte, als ihr Blut schon gekommen war. Eine Frau, die übrigens vom Verkauf von junk food und soft-drinks in ihrem Verschlag lebte; sie sah und schmeckte doch nicht dasselbe wie ich. Zäh überleben sinnliche Erlebnisformen und Wahrnehmungsmuster die Umwelt, in der sie entstanden sind. Aus den verschiedenen historischen Blickformen ist der "böse" Blick besonders geeignet, um auf zäh überlebende Relikte einer vergangenen Körperlichkeit aufmerksam zu werden.

Thomas Hauschild formuliert sehr klar, worin die Schwierigkeit liegt, um an solche Formen des Tuns und des sinnlichen Wahrnehmens heranzukommen, wenn sie jenseits der medial vermittelten, technogenen, warenförmigen Standardisierung liegen, zu der wir gehören, wie diese zu uns. Wenn er vom "Bösen Blick" spricht, dann meint er, daß nicht so sehr die Sprache der Blicke verloren gegangen ist, sondern eine gewisse Form des Wissens um sie.[2] Die Volks- und Völkerkundler diskutieren Theorien von den bösen Blicken, aber das Wissen um das "wie" er ist, darüber weiß niemand von uns Bescheid. Das stimmt auch für mich: Deshalb beginne ich mit einem Erlebnis:

Vor 17 Jahren ist mir auf der Fahrt mit meiner alten Tante in einem gemieteten klapprigen Volkswagen von Ciudad Altamirano nach Zihuatanejo -- in Mexico -- das Benzin ausgegangen. Man hatte uns vor der Reise auf diesem Karrenweg, weit von jeder Autobahn entfernt, dringend abgeraten. Die Berge waren damals eine Art Aufmarschgebiet im Drogen-Krieg. Es war dichter Nebel, es fing an zu dunkeln und als endlich hinter einer Wegbiegung ein paar Häuser auftauchten, wurden wir von einem Haufen bewaffneter Soldaten gestellt. Da merkte ich die Angst vor den Männern bei meiner anarchistischen und immer sturen Tante: denn ungleich mir konnte sie bei Uniformröcken einfach nur an Vergewaltigung denken. Meine Tante war 1907 geboren und hatte den 2. Weltkrieg erlebt. Nun, in dieser Stimmung traf ich die Frau, von deren Blick ich erzählen möchte. Denn bis heute ist der mir unheimlich geblieben.

In jener Klemme -- Nebel, Soldaten, einfallende Nacht -- war mir eines klar: jetzt brauche ich eine Frau. Wie finde ich die? Wo? Es muß hier einen Laden für Lebensmittel geben und dort ist mit Sicherheit eine Frau. Eine offene Tür konnte ich sehen und ansteuern. Wortlos überblickte und ordnete Doña Inez die Situation, und lud uns zum Schlafen ins Hinterzimmer.

Abends, bei einer Schüssel Bohnen, habe ich etwas von schmunzelnder Geringschätzung gespürt. Die Frau hatte bei unserem Auftauchen meinen verstörten Blick bemerkt, dessen ich mich gelegentlich bis heute schäme. Ich wollte von ihr wissen, ob ihr "so etwas" passieren könnte? Sie

2. Thomas Hauschild, Der Böse Blick. Ideengeschichtliche und sozialpsychologische Untersuchungen. Berlin 1982, S.7.

verstand mich gleich und ihr Lachen war mir fast unangenehm. Langsam kam sie damit heraus: "Mir nicht! die Leute fürchten meinen Blick! Der hätte nie wieder einen hoch gekriegt." Plötzlich wußte ich, daß die das kann. Daß die da das kann, und ich ..... nicht. Damals begriff ich in den Sinnen, was bis dahin bestenfalls ein Begriff in meinem Kopf gewesen war.

Das war in einem mexikanischen Bergnest vor siebzehn Jahren. Diese machtvolle Augentätigkeit ist ein alteuropäisches Phänomen, an dem das Messer des Historikers stumpf wird. Für den bösen Blick -- und der geht von den Haarspitzen zu den Zehenspitzen, der sitzt nicht nur rechts und links von der Nase - gibt es im Gegensatz zur Wissenschaftsgeschichte der Optik, in der sich die Historikerin an den Brückenköpfen der großen Autoren orientiereren kann, keinen roten Faden der Chronologie. Wir stehen vor einem Magma, vor einem zähen Strom von Motiven und Geschichten. Als Zeugen für die Macht des Auges könnte ich Homer heranziehen, Plutarch, Konrad von Megenberg, die Bußbücher des Hochmittelalters, Gerichtsquellen des 17. Jahrhunderts oder Carlo Levis Christo si e fermata a Eboli.[3] Levi spricht von der Furcht des Intellektuellen vor dem scheelen Blick des alten Weibes.

Hauschild hat bewundernswert die Ablösung der Sache in den verschlungenen Wegen der Schrifttradition verfolgt und er hat die, darauf aufbauende, wissenschaftliche Interpretation auf dem weiten Spektrum zwischen psychologischen, sozialanthropologischen, symbolanalytischen und sozialpsychologischen Theorien zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht. Als Historikerin des erlebten Körpers und der sinnlichen Wahrnehmung gehe ich anders an die Sache heran. Ich suche nach der A-synchronie in der Geschichte des Auges, in der wir eine ungeheure Spannung in der historischen Wandlung des Objektes und der Haltung zu ihm beobachten können.

Zunächst müssen wir uns vor Augen halten, daß der böse Blick in der Volkskunde zu dem nach und nach zum "Aberglauben" verfilzten Unterfutter der Fortschrittsgeschichte der Optik gemacht wurde. Das taktile Auge, das beim Öffnen der Augenlider tätig eine Emanation entläßt, war ein Relikt der antiken "Sehstrahltheorie", denn das Blicken, sei es segnend, heilbringend, böse, schaulustig oder staunend wurde bis in das frühe 17. Jahrhundert auch von seiten der gelehrten Astronomen und Anatomen als ein aktives Ausstrahlen mit respondierender Wirkung verstanden -- und wohl auch so erlebt. Ein Hinausgreifen und Be-atmen durch das Auge. Mit "Sehstrahl" meine ich also jenen Erguß aus dem Auge, der "für zwei Jahrtausende den konzeptuellen Rahmen fixiert hat, innerhalb dessen sich die Problematik der Optik bewegte".[4] Wie ein Fossil aus der Archäologie des Gesichtssinns lebte dieser ergießende Blick weiter, trotz der Neudefinition des Auges weg vom Sinnesorgan und hin zu einem optischen Dispositiv, einer Dunkelkammer gleich, auf deren Rückwand passiv, also ohne Zutun des Schauenden, ein Bild der Außenwelt projiziert wird; Johannes Kepler wird diese Entdeckung des Netzhautbildes zugeschrieben. Kepler "de-

3. Carlo Levi, Christus kam nur bis Eboli. München o.J. Zu den älteren Autoren, siehe die große Sammlung von Siegfried Seligmann, Die Zauberkraft des Auges und das Berufen. Amsterdam Nachdr.1922.
4. Gerard Simon, Der Blick, das Sein und die Erscheinung. München 1993, S.

anthropomorphisierte den Blick"[5] in einer Forschungsstrategie, die Schule machen sollte und die streng die Opsis von der Optik abtrennte. Die Welt wurde fortan visuell unberührbar, denn sie bildete sich mit Licht und Farbe in einem toten Auge ab.

Dieses passive Modell des Sehvorgangs, aus dem das tätig schauende Subjekt getilgt war, ist aber nicht nur Wissenschafts- sondern eben auch Erfahrungsgeschichte. Louis Marin und Svetlana Alpers sprechen vom "neuen Sehen" als mechanischer Fabrikation eines Bildes, das Resultat einer momentanen Registrierung der Lichtstrahlen auf der Fläche der Retina. Der Augenstrahl wurde von der Physik des Lichtes abgelöst und aus dem wäßrigen, sinnenempfindlichen Kristallkämmerlein im Innern des Auges, das zum Verdauen der visibilia gedient hatte, wurde die Linse, die das Licht bricht. Aus der durchgeistigten Einverleibung der Welt über das Auge wurden schließlich jene intrazerebralen chemischen Prozesse, in denen die Nerven visuelle Stimuli übermitteln. Das so schrittweise entkörperte moderne Auge war damit grundsätzlich entmächtigt, einen bösen Blick zu werfen. Mit Kepler begann und mit Descartes radikalisierte sich die epistemische Entmachtung des Auges durch die Wissenschaft, die heute technisch durch Schirmbild, Bildschirm und digitalisierte Visualisationen einen Höhepunkt erreicht. Und doch, so gründlich der böse Blick im Rahmen der Entdeckungs- oder Erfindungsgeschichte der Optik getilgt und ins Unmögliche und deshalb "Abergläubische" verrückt wurde, in der Opsis, im Tun blieb er gelebte Tatsache, auch wenn für viele Menschen die Sache nicht mehr eigentlich existiert: mitten im 20. Jahrhundert in Süditalien ebenso wie bei Dona Inez in einem mexikanischen Bergdorf oder 20 km westlich von Dijon in Minot in Burgund zur Zeit der französischen Studentenbewegung.

Der böse Blick ist also ein gelebtes Relikt eines untergegangenen Körpers. Er überlebte als Tätigkeit, aber nicht mehr als Wissen. Dieser Blick ist das Relikt eines Auges, das mit dem Körper, mit der Person und der Außenwelt verbunden war. Verschiedene Traditionsschichten bekräftigten diese Blickweise: das Feuchte oder Luftige des Gesichtssinnns, dessen Strom mit den Körpersäften in Osmose stand; die Verwandtschaft zwischen tätigem Blicken und dem erblicktem Objekt, die Sympathie also zwischen Auge und visibilia; die erfahrene Angst und die eingeübte Abwehr des Blicks; die Macht des Auges im sozialen Gewebe, denn mit einem scheelen Blick vergifteten Neid, Gier, Mißgunst, Haß; schließlich, ich befremdete mich daran bei Dona Ines, der innere Konnex zwischen dem Auge und den Flüssen des Körpers.

5. Svetlana Alpers, Kunst als Beschreibung. Die holländische Malerei im 17. Jahrhundert. Köln 1985, S.79ff. zu Kepler; siehe auch: Louis Marin, De la representation. Paris 1994, S.241: die camera obscura wird zum Modell für die naturalistische Malerei bei den niederländischen Malern und zum Modell des Auges bei Kepler. Kepler faßte den Blick als eine Form der Bilderfassung; "ein Bild, pictura der gesehenen Sache auf der Konkaven Fläche der Retina'". Damit entstand eine Theorie des Blicks als Replikation oder Duplikat der Sache. Alpers behauptet, es sei die Strategie Keplers gewesen, das "Auge zu de-anthropomorphisieren", ein passives Modell des Auges zu entwerfen, aus dem jedes handelnde Subjekt getilgt wurde, eine positivistische Konzeption des Sehens als mechanische Fabrikation eines Bildes, das passive Resultat des momentanen Registrierens der Lichtstrahlen auf der Oberfläche der Retina.

Mitte der siebziger Jahre hatte ich mich mit dem Bösen Blick in Friuli befaßt. Ein Artikel der italienischen Historikerin Luisa Accati hatte mich beeindruckt, weil die Quellen, aus denen in diesem Forschungsbericht die soziale Bedeutung des bösen Blicks im 17. Jahrhundert rekonstruiert wird, ausschließlich Gerichtsakten sind.[6] Da stehen Frauen vor Gericht und werden verurteilt, weil sie mit den Augen, mit dem Monatsblut, mit der vulva Macht ausgeübt hatten. Vor dem Pfarrer als verlängertem Arm der Inquisition sagten 1645 mehr als zwei Dutzend Frauen aus, die das Wirkvermögen ihres Körpers eingesetzt hatten. Da erscheint die Madalina Del Conte aus Brazzano und sagt aus, sie habe die Zannuta dazu gebracht, nackt ein 'cavallo di bigonzo' zu besteigen, im Morgengrauen ums Feld zu reiten und mit flehender Stimme zu rufen: "fui, fui, ruie e il mio con ti manguie." Damit habe sie die Heuschrecken vom Feld vertrieben. Ihre Mutter habe es ihr gelehrt. Eine andere, die Svalda, beichtet dem Pfarrer in allen Details von diesen Beschwörungsworten: "sie ist mit hochgehobenen Röcken herumgegangen und hat dabei die Schamteile entblößt zur Schau gestellt, um die Heuschrecken zu verjagen, welche im Feld Schaden anrichteten, indem sie sagte: "Flieh, flieh Heuschreck oder meine Scham frißt Dich." Louisa Accati zeigt mit diesen Quellen, wie die Frauen mit ihrem Körper Kräfte entbanden, denn dieser Frauen- Körper hatte Macht: die entblößte Vulva, die Flüssigkeiten des Körpers: Spucke, Blut, Kot, Atem und eben auch selbstverständlich das Auge, das unheimlich von drinnen nach draußen wirkte. Denn der Blick war mit dem Atem verschwistert, das Auge mit den Feuchtigkeiten oder dem Feuer verwandt, es hatte eine leuchtende oder wäßrige, blitzende oder zersetzend-blutige Natur. Das war im 17. Jahrhundert noch gelebtes Wissen - nicht "Glauben" sondern Erfahrung aus der Archäologie des Auges, des Blutes und des Körperinneren.

Mit einem dritten Beispiel will ich das zähe Überleben dieses blutigen, taktilen Blicks unterstreichen. Bekanntlich trat das Monatsblut der Frauen durch die Augen als giftiger Hauch aus und fraß und zerstörte, was angeblickt wurde. Von Plinius klassischen Belegen in der Naturgeschichte[7] über einen Strom schriftlicher Zeugnisse bis zu den Gesten und Worten der Frauen von Minot, die Yvonne Verdier in Facons des dire, facons de faire im Ritus des Dorfes untersuchte. Die Blicke der blutenden Frau zersetzen, was sich binden soll, sie zerstören den Zusammenhalt von Elementen, die sich durch Fusion in einen anderen Aggregatzustand verwandeln sollen. Die Sphären des Reifenden, des Haushälterischen, des Kostbaren, des Nährenden sind durch sie bedroht. Ähnlich wie das in der Augenaura vermittelte Menstrualblut auf das Pökelfaß, den Wein und die Milch wirkt, so wirkt der böse Blick auf den Menschen, der von ihm getroffen wird.[8] Hereingeholt und

6. Louisa Accati, Lo spirito della fornicazione: virtu dell'anima e virtu del corpo in Friuli, fra 600 e 700. Quaderni storici 41 (1979):644-672.

7. Selections from the History of the World, commonly called The Natural History of C.Plinius Secundus, hg. von Paul Turner. Carbondale Ill.1962, Buch 7 zum giftigen Menstrualblut. Plinius der Ältere berichtet in seiner monumentalen Sammlung von antikem Volkswissen von den verderblichen Ausgießungen der Frauen; der Blick der Menstruierenden ist giftig, trübt und durchlöchert Spiegel, denn das Monatsblut sondert schlechte Säfte ab, die das Blut schwarz und dick machen; der Dunst steigt in die Augen und strömt beim Öffnen der Lider aus. Wenn dieser Blutdunst auf die Oberfläche eines Spiegels fällt, frißt er ihn an; dieser Blick bringt den frischen Wein zum Umkippen und verstockt den Teig. Die Milch junger Mütter wird stockig.

8. Yvonne Verdier, Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf. Stuttgart 1982.

"verinnerlicht" wird er durch die Augen des Angeblickten: wenn der üble Dunst durch die Augenöffnungen dringt, gelangt er in das Herz der angeschauten Person, verwundet es, vermischt sich mit dem Herzblut und strömt von da weiter ins Blut der befallenen Person.

Nun wurde nicht nur den blutenden Frauen ein solcher Blick nachgesagt, sondern überhaupt Menschen, deren Herz und Sinn durch Zorn, Eifersucht, Neid und Begierde affiziert war. Im alten Körper der Säfte hatten derartige Gefühle ihren Sitz - nicht in einer entkörperten psychischen Instanz wie dem "Überich" oder "Unbewußten" - sondern in der Krasis der Säfte. Das Erscheinungsbild des Neiders mit seinen eingefallenen Wangen und dem stechenden Blick hatte ein inneres Korrelat: Neid war giftig, er verdarb die Säfte. Ein Gefühl wie der Neid löste im Säftegemisch des Körpers einen Reiz aus, durch den Ausdünstungen aus dem Auge austraten und den Angeblickten anfielen. Aber auch im Neid waren es, wenn ich den Quellen folge, zumeist die Frauen, denen das Böse aus den Augen quoll. Frauen haben den bösen Blick häufiger, "weil sie eine so zügellose Kraft der Seele zum Zürnen und Begehren haben, daß sie sich auf keine Weise im Zorn und der Begierde mäßigen können".[9]

Nun, das war eine Anzahl von Kommentaren, Tangenten, Versuchen zum Ausgangspunkt von Thomas Hauschild:

"nicht so sehr die Sprache der Blicke ist verloren gegangen, sondern eine gewisse Form des Wissens um sie."

Die Krämerin 270 km jenseits Altamirano in der Sierra Madre Occidental, die angeklagten Frauen in Friuli, die Geschichtenerzählerinnen im burgundischen Minot - ich habe sie herangezogen, weil sie mir eine Gelegenheit geben, die Beziehung von Körpergeschichte und Sozial- und Kulturgeschichte Mitte der 90er Jahre zu überdenken.

- Da sind auf der einen Seite die Kollegen, die nach dem Stellenwert jenes Auges fragen, das trüben, treffen, lähmen, beschmutzen, kränken kann; das die Milch zum Gerinnen und das Blut zum Stocken und das Gemächt zum Erschlaffen bringt. Welchen Platz nimmt es unter den Sternbildern des vorwissenschaftlichen Blickes ein? Leicht wird der tätig-wirksame Blick so zu einem Überrest der "kalten" Kulturen, ein Überbleibsel, Schwemmgut, in dem eine versunkene Vergangenheit noch überlebt.

- Und da sind andererseits eine Anzahl von Forschern, die von Jung oder Eliade ausgehen, ob Formalisten, Funktionalisten, Religionswissenschaftler oder Strukturalisten, die das Erbgut über den bösen Blick als Vorstufe modernen Wissens über die "psychischen Mechanismen" betrachten.

9. Zit. nach:

Mir kam es weder auf "Hü" noch auf "Hot" an. In der Art wie ich sprach, wollte ich mich betont von jeder Stellungnahme distanzieren. Denn mir kam es -- auch diesmal wieder -- auf etwas ganz anderes an: die Bedingungen dessen, wonach Hauschild fragt: das Wissen im Alltag heute. Ich stehe in dieser Frage klar auf den Schultern von Autoren wie Jacques Ellul, Ivan Illich, ja Günther Anders in der Meinung, daß es grundsätzlich im Alltag vor nur zwei Generationen kaum ansatzweise etwas von den prägenden Bedingungen gab, unter denen wir heute 'wissen'.

Hauschild sagt 'Wissen' und ich bin ihm bisher gefolgt. Aber 'Wissen' läßt uns an 'Kopf' denken, phrenes, so wie dieses griechische Wort von der Anatomie belegt und reduziert wurde. 'Wissen' schließt allzu leicht die Leibhaftigkeit aus, mit der auch heute noch Menschen, die einander gut sind oder die aufeinander böse sind, sich ins Auge schauen. Das Studium des Körpers heute ist eine Disziplin, die unentwegt auf einer Grenze zwischen zwei Weisen der Verkörperung, zwischen zwei Sphären der Wahrnehmungsmöglichkeit balanciert. Zwei Beispiele machen das vielleicht dem inneren Auge handgreiflich:

1. Als ich bei Dona Inez de la Luz auf der Soft-Drink Kiste saß, war ich fremd, sehr fremd. Aber unter den Dingen, die mich damals befremdet haben, war eine, die mir zum Leitmotiv der Forschung wurde. Die Bohnen, die sie uns zu essen gab, waren auf einem Holzfeuer gekocht, ein Feuer aus Stäbchen, die unter der Tonschüssel brannten, auf einem mit Lehm feuerfest gemachten Tisch in einer Ecke. Wir kennen diese Objekte aus Museen, nennen sie wohl monolithisch. Wir aßen beim Schein einer Talgkerze. Aber nebenan saßen drei Männer und guckten in einen tragbaren, batteriegetriebenen Fernsehschirm. Sache der Körpergeschichte ist dieser Blick im Kerzenlicht, gefangen von der zittrigen, schwirrenden Digitalik auf dem Schirm.

2. Noch ein zweites Bild, ebenfalls aus Mexiko: vor einigen Jahren war eine totale Sonnenfinsternis, die man selten klar in einem 150 km breiten Streifen sehen konnte, der sich durch Mexiko zog. Die atmosphärischen Bedingungen waren hervorragend: die Sonnenscheibe genau, aber sehr geschwächt sichtbar durch eine Wolkenschicht. Ein Lehrer erzählte mir, was da vor sich ging. Die Kinder waren fasziniert von den alten Texten, die er ihnen auf einer Klippe sitzend vorlas. Als aber dann der Höhepunkt der Finsternis kam, wurden die Kinder von den Eltern in die Hütten gerufen: der Staatspräsident, auf einer Pyramide stehend, erklärte am Fernsehen das Phänomen anhand von Diagrammen und Satellitenaufnahmen.

Was ging da vor sich? Schizo-phrenie? Ja, ein Bruch im 'Wissen'. Aber eher als von Schizo-phrenie würde ich von Schizo-Aisthesie sprechen, von einem Bruch, der durch die Linse des Auges läuft. Denn der Alltag, in Bremen wie in Ciudad Altamirano, fordert immer intensiver, den Seh-Vorgang als etwas zu erleben, was nur noch ein

- registrieren, aufzeichnen, ver-bilden ...
- gezeigter, produzierter, geplanter, verführerisch pädagogisierender, vor Augen gesetzter

- Konstrukte, Diagramme, Fotos, Schirmbilder
- mit gesprochenem oder eingeblendetem Kommentar ist.

Andererseits sind die so 'bespielten', 'visuell unterjochten' 'gebildeten' Augen doch auch noch fähig zu treffen, zu begreifen, zu gucken und zu schauen. Das "Wissen" als ein sinnliches, begreifendes, erlebendes Wissen kann nicht ganz getilgt werden. Das heißt: die Sinne hinken nach; so wie in Bezug auf das CocaCola, mit dem ich begann, so auch in Bezug auf die Pupille, auf das Auge des Anderen. Einerseits ist das Auge schon durch das Fernsehen angelockt, angeworben ist, in Dienst genommen wird, zum rezeptiven Apparat geworden ist; es sieht auf Befehl - auf kew, wie das in der Filmsprache heißt. Auf der anderen Seite aber überlebt etwas vom alten Augenstrahl, vom tastenden, ergreifenden, treffenden, brennenden und zerstörenden Blick. Ein zentrales Problem der Körpergeschichte, auf das ich hinweisen wollte, wäre also die Untersuchung dieser Schizo-aisthesis der Moderne.

2. Schwangerschaft: Die gute Hoffnung und die Diagnose

2.1

Bei meinem Stöbern in alten Atlanten auf der Suche danach, wie Anatomen vormals das Ungeborene sahen, bin ich auf eine überraschende Leerstelle gestoßen. Das, was heutigentags selbstverständlich als embryonale Form und als erstes Stadium "des Menschen" "gesehen" wird, lag jahrhundertelang im blinden Fleck: ein Wesen, das bar jeder menschlichen Proportion ist, dickköpfig, stummelarmig, krummbeinig, wurde nicht als kommendes Kind erkannt. In vieler Weise wurde in anatomischen Traktaten und Atlanten das kommende Kind gezeigt, aber niemals war der schwangere Frauenleib das Umfeld für Entwicklungsstadien des Menschen. Erst ein Frankfurter Anatom, Samuel Thomas Soemmerring hat durch eine neue Zeichentechnik der standpunktlosen Verkartung den bezugslosen, mutterlosen Föten in einen neuen Raum der a-perspektivischen Objektivität hinein geholt.

Zwei Vorlesungsreihen 1992, eine an der Universität Göttingen, die andere an der Freien Universität Berlin zur "Frauen- und Geschlechtergeschichte" gaben mir die Gelegenheit, auf den Umbruch in der Geschichte der Frauen und der Schwangeren hinzuweisen, der durch die technische Herstellung des "Fötus" bewirkt worden ist: Die Herzenssache der Frau, ihr kommendes Kind, erscheint hier in dem wahrnehmungsfremden, weil konstruierten Raum a-perspektivischer Objektivität.

2.1 Die Technik der Herstellung des ersten weiblichen Föten (1799)

Vor wohl zehn Jahren habe ich begonnen, mich immer tiefer in die Geschichte des Körpers der Neuzeit einzuarbeiten. Schon damals haben Historikerinnen, die ich verehre, dieses Thema in der Frauengeschichte für abgeschlossen erklärt. "Müssen wir denn die Geschichte der Frauen bei ihrem Körper anpacken?" fragte Arlette Farge 1984. Es war für sie eine rhetorische Frage, bevor sie das Thema zu den Akten legte. Die Geschichtlichkeit des Körpererlebnisses hat mich dennoch gefesselt, weil sie für mich zum Schlüssel für jenes Geschlechterverhältnis geworden ist, das sich heute typisch im Konflikt um den Schwangerschaftsabbruch, in der Diskussion um Reproduktionsmedizin oder im sogenannten "Erlanger Baby" spiegelt. Als Baby ist das Wesen Herzenssache in Bezug auf eine Frau, der Fötus macht seine Nische zu einem hormonellen Regelungsproblem.

Ich will die erste Darstellung eines weiblichen "Fötus" interpretieren. Die Figur stammt aus einem Werk von Samuel Thomas Soemmerring, Frankfurt/Main 1799[1]. Soweit ich die Geschichte des Ungeborenen überblicke, handelt es sich dabei um die erste Abbildung eines weiblichen Fötus. Wie Sie wissen, gab es bei Eva kein fötales Stadium, denn sie wurde während des Schlafes als, ich zitiere aus den mittelalterlichen Quellen, collateralis et aequalis aus dem Fleisch des Mannes und nicht wie dieser aus Staub gemacht. Die Töchter Evas, wie man uns nannte, entbehren nach dem Stand der gegenwärtigen Geschichtsforschung bis 1799 jedes fötalen Stadiums. Ich spreche ab mundo condito, seit der Erschaffung der Welt: Nach dem jüdischen Kalender wurde Eva ungefähr 6000 v.Chr. geschaffen und über Sarah, Anna, Maria, die Mutter Jesus, dauerte es bis zum Jahre null und dann nochmals 1799 Jahre. Eine beinahe achttausendjährige Geschichte ohne einen weiblichen Fötus. Natürlich, es gab vor Soemmerring andere Darstellungen von Weiblein in utero: ich denke an das Mägdlein in einer Fünfbilder-Serie aus dem 12.Jahrhundert, wie es im umgestülpten Schröpfglas "Kindslagen" demonstriert;[2] ich denke an eine barocke Tafel, auf der ein Ungeborenes mit aufgeschlitztem Bauch stolz mit dem Zeigefinger auf seinen Hymen und andere weibliche Innereien weist. Aber weder die sittsame Jungfer in der Miniatur, noch die kleine Exhibitionistin aus dem Traktat über den geformten Foetus des Adrian Spieghel 1626 bezeichne ich als "Föten". Und selbstredend ist das strampelnde Putto aus einem Paduaner Druck von 1604 hier, zu meiner Linken, auch kein Fötus. "c" zeigt den Schweiß, in dem es schwimmt (sudor cui innatat foetus) und "b" das, was damals im Anatomendeutsch die "Bauchwurzel" hieß, also die Nabelschnur. Ich klassifiziere alle diese Gestalten als symbolische Darstellungen von ungeborenen Kindern. Ich stelle sie in Gegensatz zur Abbildung der vorkindlichen, also der fötalen, der embryonalen Gestalt, so wie sie erstmals bei Soemmerring dargestellt wurde.

---

[1] Samuel Thomas Soemmerring, Icones Embryonum Humanorum, Frankfurt/M. 1799.

[2] Zu diesen Abbildungen in anatomischen Manuskripten und Drucken, siehe Barbara Duden, Anatomie der Guten Hoffnung. Studien zur graphischen Darstellung des Ungeborenen. Stuttgart 1999.

Was ich zur Diskussion stellen will, hat zwei Seiten. Erstens die Faszination eines deutschen Gelehrten 1799 mit der Geschlechtsbestimmung ab ovo; zweitens den Bruch in der Geschichte des Geschlechterverhältnisses, der im Auftreten der fötalen Gestalt sichtbar wird. Dieser Kupferstich der Fötin ist nicht nur ein Erstling als Fötus und als vorgeburtliches Weib, sondern auch als Diagramm. Dargestellt ist nicht, wie der Anatom gesehen, sondern, wie ich zeigen werde, was er vermessen hat. Anhand dieser Figur will ich die Entstehung eines eigenartigen Paradoxes um 1800 besprechen: die Technogenese, die technikbestimmte Entstehung des Simulakrums der Geschlechtsneutralität in inniger Verbindung mit der Betonung von Geschlechter-differenz.

Um diese neuartige Konstruktion eines neuen Geschlechterverhältnisses zu skizzieren, will ich in drei Schritten vorgehen; ich will zunächst meine Quelle vorstellen, dann will ich, zweitens, über den Kontrast zwischen Ikone und Konstrukt des Ungeborenen in der Geschichte der anatomischen Graphik sprechen; schließlich will ich, drittens, etwas zur Methode der Bildinterpretation sagen. Ich will zeigen, daß ich an dieses Bild nur herankomme, wenn ich zwischen einer ikonographischen und der ikonologischen Analyse anatomischer Graphik unterscheide. Erst dann kann ich die zwei Tafeln des Samuel Thomas Soemmerring interpretieren, aus denen die Figur der kleinen Fötin stammt.

DIE QUELLEN: SOEMMERRINGS LISTE

1799 hat Soemmerring die Icones Embryonum Humanorum im Elephantenfolio veröffentlicht. Er war damals mit 44 Jahren der maßgebende Anatom Deutschlands, mit dem Goethe seit seinem Besuch 1783 im Briefwechsel über den Zwischenkieferknochen stand. Soemmerrings Thesen haben bedeutende Zeitgenossen in Kontroversen verwickelt: über die klimabedingte Degeneration des Mohren, die er am Körperbau eines Mohren aus der Kolonie in Kassel Wilhelmshöhe beweisen wollte;[3] über die kulturelle Deformation von Rippen, Taille und Hüften durch Schnürbrüste; über das Organ der Seele im Körper; über Auge und Ohr, über die Möglichkeit elektrischer Telegraphie.

Die Praefatio zu den Icones, das Vorwort zu dem Tafelwerk der "Abbildungen menschlicher Embryonen" beginnt mit einer Auflistung seiner Vorgänger. Soemmerring nennt 37 anatomische Traktate, in denen menschliche Embryonen oder Fraueneier nicht nur beschrieben, sondern auch graphisch vor Augen geführt wurden. Die Liste beginnt mit Hieronymus Fabricius ab Aquapendente, einem Nachfolger des Vesal auf dem Lehrstuhl der Anatomie in Padua zu Beginn des 17. Jahrhunderts, aus dessen De Formato Foetu der Putto stammt, den ich später als Kontrast zu Soemmerring heranziehen werde. Soemmerring bemerkt, daß er die 1738 von Jan Wandelaar in Kupfer gestochenen Kopien eingesehen hat.

[3] Londa Schiebinger, Nature's Body. Gender in the Making of Modern Science. Boston 1993, S.115ff.

Soemmerrings chronologische Liste der Abbildungen von Eiern und Embryonen ist auch heute noch unübertroffen. Aber keine der 635 Eintragungen der Standardibliographie zu Soemmerring bezieht sich ausdrücklich auf die Icones. Einen Forschungsstand zu diesem Gegenstand gibt es nicht.[4]

Ich habe die Soemmerringsche Liste durch weitere Abbildungen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert ergänzt und einen lückenlosen Korpus der graphischen Darstellungen des Ungeborenen in Drucken seit 1492 erstellt. Bei dieser Untersuchung bin ich zu dem Schluß gekommen, daß Soemmerring mit der Behauptung recht hat, als erster eine Serie von Abbildungen vorgelegt zu haben, in denen der "menschliche Körper von der dritten Woche bis zum ... sechsten Monat" gezeigt wird.[5]

ASTIGMATISMUS ODER DER KONTRAST VON KIND UND FÖTUS

Dieser Anspruch auf ein Erstlingsrecht seitens des damals schon durch eine Ehe in Frankfurt wohl installierten Professors ist um so überraschender, weil in gelehrten Traktaten und volkstümlichen Einblattdrucken gynäkologische Illustrationen längst in Umlauf gekommen waren, und außerdem seit dem 17. Jahrhundert Hebammenkatechismen wohlfeil und bebildert zu haben waren. Da gab es nicht nur die "Geburtsglieder eines jeden Weibsbild (zu sehen), wie solche innerlich gestalt und gelegen seyen", sondern dort wurde auch gezeigt, "wie das Kind rastet und ruhet in Mutterleib".[6] Und doch hat Soemmerring recht: nascituri waren zu sehen, Kinder, die sich zur Geburt anschicken, niemals aber das, was er selbst zeigen wollte, der Embryo. Der Inhalt der schwangeren Mutter blieb ein Emblem.

Dank der Kunst des Zergliederns und Präparierens, dank den Regeln von Perspektive und Schraffur, dank dem Zuwachs an Plastik und taktiler Qualität im Übergang vom Holzschnitt zum Kupferstich, kam es gerade in diesem Zeitraum zu immer realistischeren Abbildungen von Eingeweiden und zartesten Geweben. Die Bläschen auf der Oberfläche von Epithelien und die Kapillaren in durchsichtigen Häutchen am Uterus wurden seit Ende des 17. Jahrhunderts mit verblüffender Treue -- meist nach dem Präparat -- gestochen. Und doch, über eine Periode von 300 Jahren, blieb, trotz der Verfügbarkeit dieser graphischen Mittel, die Gestalt unsichtbar, die sich im Lehrbuch des 19.Jahrhunderts und heute vom Bildschirm vermittelt in den Köpfen der Schwangeren als eine Tatsache angesiedelt hat.

---

[4] Siehe Gabriele Wenzel-Nass, Soemmerring Bibliographie. In: Samuel Thomas Soemmerring und die Gelehrten der Goethezeit, hg. von G.Mann und F.Dumont. Stuttgart 1985, S.331-424. Eine Edition der Icones wird derzeit in der Forschungsstelle zu Soemmerring von Frau ...Enke vorbereitet.

[5] Soemmerring, Icones, Vorwort. Karen Newman, Fetal Positions: Individualism, Science and Visuality. Stanford 1996 sammelte die Abbildungen des Ungeborenen im gleichen Zeitraum, interpretiert sie aber modernitätsgläubig als schon immer gleiche "fötale" Gestalten.

[6] Jacob Rueff, Hebammenbuch, Daraus man alle Heimlichkeit des weiblichen Geschlechts erlernen ... Frankfurt/M. 1580, S.28.

Die Graphik zeigte bis zu Soemmerring das kommende Kind. Sie bildete nicht ab, sondern sie verwies symbolisch, emblematisch, phantastisch und gelegentlich auch makaber. Beim Dänen Kaspar Bartholin (1675??) tanzen Drillinge mit dem Gesichtsausdruck und dem Gebaren von Staatsbeamten an ihren Nabelschnüren um einen aus dem Leib entfernte Mutterkuchen. Der holländische Taxidermist Frederik Ruysch sammelte mit Besessenheit Abgegangenes aus der Frau, verschloß es in Gläser und stopfte damit in den 1770er Jahren sein Amsterdamer Haus voll. Er baute Ensembles für dieses Museum, stellte das Fötenskelett auf einen Hügel von Gallensteinen und ließ es mit dem Finger auf ein memento mori aus mumifizierten Leichenteilen zeigen. Seine kleinen Skelette dienen als Sinnbilder, sie verweisen nicht auf fötale Entwicklung.

Das Ungeborene wurde als ein Knäblein, als ein aus seinen Hüllen gewickeltes Bündelchen, als ein Knochenmännlein abgebildet. Aber dann, wenn im Text etwas beschrieben wird, was uns als einigermaßen "fötal" anmutet, so wird es als ein großköpfiges Schmerl, als Mole, Mondkalb oder als ein Mißgewächs interpretiert. Abgänge, die heute als "Frühgeburten" gesehen werden, waren damals noch "Mondkälber" und "falsche Früchte", also ungestalte Mißbildungen.[7]

Leonardo da Vinci versetzt in seinen anatomischen Studien um 1505 einen kauernden Säugling zurück in den Mutterleib, macht ihn zum Ikon des Mikrokosmos und stellt ihn in das Zentrum der sphärenartigen Schalen der matrix. Bei Fabrizius ab Aquapendente ist das optische Vor-Urteil zugunsten des Kindes noch aufschlußreicher. Sein De formato foetu (Venedig 1604) enthält nämlich eine Anzahl von Kupferstichen, auf denen die Föten von Maus, Hund, Schaf und Pferd, oft in die matrix geschmiegt, so überzeugend abgebildet sind, daß sie heute noch jeden Zoologen bestechen. Sie sind nicht nur schöne, sondern auch genaue Abbildungen, sagt Joseph Needham, der Embryologe. Aber wenn derselbe Fabrizius auf der III. Tafel zum Kind in der matrix vorgedrungen ist, zeigt er ein strampelndes, barockes Kind in seinem lotusartigen Kelch, von dem wir erfahren, daß es "ein Fötus, zwei Monate nach der Empfängnis" sei. Selbst William Hunter, der Geburtshelfer am englischen Hof und Autor des einmaligen Prachtatlasses zur Anatomie des graviden Uterus, London 1774, auf dessen letzer Tafel Würmlein in hautigen Säcken zu sehen sind, thematisiert den Fötus bloß insoweit, als er ein Objekt ist, das die Form der Gebärmutter in aufeinanderfolgenden Stadien prägt. Bis in das spätere 18. Jahrhundert ließen die Anatomen niemals das Ungeborene als fötale Form abbilden.

Diese langfristige Abwesenheit der vorkindlichen Gestalt in zunehmend realistisch illustrierten Tafeln de utero gravido hat mich dazu gezwungen, nach dem Grund dieses Schielens zu suchen. Was da auffällt, ist die traditionsbestimmte embryologische Symbolisierung des Ungeborenen in krassem Widerspruch zur forschend gynäkologischen Abbildung, manchmal auf derselben Seite. Das Ungeborene wurde weiterhin durch ein Ikonogramm, ein Sinnbild bezeichnet, während das

vormalige Ikonogramm für die matrix, die "Mutter" im 17. Jahrhundert nach und nach durch die Abbildung des Uterus zum Verschwinden gebracht worden ist. Bis zu diesem Zeitpunkt war die anatomische Graphik von beiden, von matrix und Kind, durch die blickprägende Macht der bildhaften Metaphern aus der Antike bestimmt. Die Mutter war seit Soranus, dem römischen Arzt, ein "Topf", ein "Fass", ihre Bänder waren als "Hörner" konzipiert. Das im Sprachgebrauch vorgegebene Wissen gab dem vom Anatomen geschnittenen und gezeichneten Uterus auf anderthalb Jahrhunderte die entsprechende Form des umgestülpten, zweihenkeligen Gefäßes, das auf zwei Hörnern sitzt. Das ist 1672 bei Regnier de Graaf[8] nicht mehr so. Auf Tafel XXII seines Traktats über die generativen Organe der Frauen zeigt er einen abortus trium mensium. Da steht links, noch an der Nabelschnur, aufrecht mit leicht erhobenem linken Bein, angewinkeltem Arm und dem betrübten Blick eines gescholtenen Dieners der drei Monate alte "Abortus" (so wie ihn kein Mensch heute denken könnte) und rechts im Bild liegt die Plazenta, durchaus so, daß man sie heute noch erkennt. Das Ungeborene wird hier weiterhin als Emblem in die zunehmend 'realistischer' abgebildeten Eingeweide der Mutter gesetzt. Bis in die Lebenszeit Soemmerrings beschäftigt sich der das Weib abbildende Anatom fast ausschließlich mit der matrix.

IKONOGRAPHIE UND IKONOLOGIE: ZWEI ZUGÄNGE

Seit 1976[9] hat die historische Frauenforschung -- oft mit Belustigung -- den Blick der Anatomen auf das andere Geschlecht untersucht. In der Aufklärung wurde erstmals ein weibliches Skelett konstruiert und mit dem männlichen verglichen. In jedem Detail der eigentümlich weiblichen Morphologie und Physiologie erblickten die Forscher nach und nach ein Argument für "des Weibes" Platz in der Natur, in der Ökonomie und in den Institutionen: vom Becken für die Ehe zu den Knien für die Nähmaschine. In der Frauengeschichte ist die Ikonographie der medizinischen Traktate zu einem Schlüssel in vielen Bereichen der Geschichte des 19. Jahrhunderts geworden, durch den verständlich wird, wie "Biologie" als soziale Denkform des 19. Jahrhunderts sozial mächtig wurde.[10]

Ich versuche diese geschlechtshistorische Ikonographie durch eine Ikonologie der anatomischen Graphik zu ergänzen.[11] Die beiden -graphie und -logie lassen sich am besten unterscheiden, wenn man an Geographie und Geologie denkt. Die Geographie zeichnet die Fakten auf, klärt die Details,

---

[7] Dazu Barbara Duden, 'Ein falsch Gewächs, ein unzeitig Wesen, gestocktes Blut'. Zur Geschichte der Wahrnehmung und Sichtweise der Leibesfrucht. In: Unter anderen Umständen. Zur Geschichte der Abtreibung, hg. von Gisela Staupe und Lisa Vieth. Berlin 1993, S. 27-35.

[8] Regnier de Graaf, De mulierum organis generationi inservientibus. Leiden 1672, Tafel XXII. Bei de Graaf denkt man an das "Ei", denn an einem Zeitpunkt, an dem sowohl Präformisten wie Epigenetiker sich von der Existenz des Fraueneies überzeugt hatten, zeichnete er die Follikeln des Ovars und wurde durch diese mißverstandenen "Eier" berühmt. Dazu Jacques Roger, Les sciences de la vie....

[9] Ich verweise auf den damals bahnbrechenden Aufsatz von Yvonne Kniebiehler, "Les médecins et la 'nature féminine' au temps du Code Civil." Annales E.S.C. 31, no. 4 (1976): 424-445.

[10] Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. Frankfurt/M. 1991 hat die verschlungenen Wege dieser "Sonderanthropologie" des Weibes im medizinischen Diskurs aufgearbeitet; siehe auch Ute Frevert, 'Mann und Weib, und Weib und Mann'. Geschlechterdifferenzen in der Moderne. München 1995.

[11] Jan Bialostocki. "Iconography and Iconology" Encyclopedia of World Art. vol ?? col 769-785.

beobachtet, was es zu sehen gibt. Die Geologie studiert die Struktur, die innere Formation, den Ursprung, die Konsistenz. Ikonologie nennt man die Untersuchung von Bildern als Symptom einer kulturellen Situation. Es kommt mir also nicht auf die einzelnen Züge des neuen Frauenbildes an, die verschiedentliche Proportion von Rumpf und Kopf, die weibliche Hirnschale, die Hüftknochen, mit denen sich die Gelehrten seit Albinus bis über Kant, Schiller, Humboldt zu den Kopfausmessern und Hirnwägern des 19. Jahrhunderts befaßten, sondern auf eine neue Sehweise. Die Ikonographie entschlüsselt die sachlichen und stilistischen Vorurteile, also die zum Blick gewordene Ideologie im Auge des Anatomen. Die in der Legende beschriebenen Gestaltelemente des Ungeborenen untermauern den Diskurs über die "natürliche Bestimmung der Frau zur Mutterschaft".[12]

In scharfem Gegensatz dazu zeigt eine ikonologische Analyse der Icones Embryonum, daß hier zum ersten Mal die Genesis des Menschen ohne jeden Bezug auf eine Mutter dargestellt wird.[13] Die Soemmerringschen Embryonen sind ab der siebenten Woche jedes Restes von Eihaut entledigt. Vom vierten bis zum achten Monat sind sie ohne Nabelschnur abgebildet. Der Ersatz des erwarteten Kindes durch Föt und Fötin, eines nabellosen Fötus, der im Gegensatz zum "ungeborenen Kind" in einer nie-dagewesenen Bezuglosigkeit zur Frau steht, verwandelt die Mutter und damit das "Geschlecht". Das Auftauchen des Fötus um 1799 läßt eine neue Art von Frau entstehen und damit, mit logischer Notwendigkeit, ein neues Geschlechterverhältnis.

Mit der Sichtbarmachung des prä-infantilen Menschen, des Geschlechtswesens ab ovo, entsteht etwas wie die vom Astrologen Tycho Brahe 1572 im Sternbild der Cassiopeia gesehene Nova. Nachdem Tycho einen nie dagewesenen Stern auf dem Heimweg erspäht hatte, rief er erst Hausgenossen, dann Bauern vom Markt und bat sie, zu gucken, ob er nicht doch einer Täuschung unterlegen war. Denn nicht ein neues Sternbild, sondern ein neuer Kosmos mußte erdacht werden, wenn auf Gottes abgezähltem Himmelszelt ein ganz neuer Stern aufleuchten sollte.

Der Fötus ist in diesem Sinne wie eine Nova: Nicht im Himmel, sondern im Bauch. Mutterschaft, Schwangerschaft und Geburt beziehen sich nicht mehr auf das erhoffte Kind sondern auf den werdenden Menschen. Ich verstehe die Icones embryonum humanorum als Icones embryonis nostri temporis: Vorboten der Bewohner einer heute erst selbstverständlich gewordenen Mutter, einer Redefinition, die hier beginnt, denn die Mutter, vormals Acker und Gefäß, wird schrittweise zum Umfeld oder gar zur Nische für ein neues Immunsystem; die Schwangerschaft wird vom haptischen und kinästhetischen, einzig der Frau erfahrbaren Erlebnis zur Tatsache nach optischer Imputation; die Geburt wird von der Epiphanie des Kindes zu einem Punkt in einem Prozeß.

---

[12] Beispielhaft der Anatom Ackermann 1787: "So ist nun das Weib eingerichtet hauptsächlich, um die grosse Absicht zu erfüllen, welche die Natur bloss für dieses Geschlecht bestimmt hat, nämlich das Kind bis zur Reife in dem Schoss zu tragen ... und zu gebären." Zit. nach Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter, S.176.

[13] Für mich ist dieser Fötus der archimedische Punkt zur Wendung auf ein neues Geschlechterverhältnis: zutiefst widersprüchlich, denn die Frau ist Mutter und doch ist der Fötus ein Eigenwesen; dem direkten Blick unzugänglich, denn er entsteht im architektonischen Aufriß aus unendlicher Entfernung und er ist abstrakt.

Wie sich Soemmerring ausdrückt, wird das Ungeborene zu einem Stadium incrementi et metamorphosis corporis humani, zu einem Stadium des Wachsens und der Verwandlung eines menschlichen Körpers: (1) Der Anfangspunkt der individuellen Biographie wird um 9 Monate vorverlegt; (2) Der vorgeburtliche Mensch stilisiert das Fraueninnere um, macht es zu einem Schauplatz der ersten Lebensabschnitte; (3) Schwangerschaft wird von einem Status, der der Frau zuerkannt wird, wenn sie das haptische Erlebnis der Kindsregung bezeugt, zu einer medizinischen Tatsache, deren operationelle Verifikation zu dieser Zeit von Gebärhäusern angestrebt wird. In Göttingen vermaß und klassifizierte Johann Georg Roederer (1759) fünfunddreißig Gebärmütter nach Breite, Länge, Tiefe und Höhe. Er versuchte, den gewöhnlichen Termin der ersten Regung bei einhundertfünfunddreißig Frauen auf fötales Wachstum zu beziehen.[14]

Diese Verschiebungen in der Wahrnehmung lassen sich beispielhaft an den zwei Tafeln der Icones untersuchen. Tafel I zeigt 17 Figuren in vier Reihen.[15] Ich habe Figur XII vergrößert. Zu dem Blatt, aus dem sie stammt, will ich erst kurz und konventionell, eine ikonographische und dann eine ikonologische Beobachtung vornehmen.

IKONOGRAPHISCHE INTERPRETATION

Die neuere Geschichtsforschung hat sich meist mit den Motiven der Gelehrten beim anatomischen Vergleich von Mann und Frau um 1800 auseinandergesetzt, besonders mit der Soemmerringschen *Tabula sceleti feminini* (1797).[16] Dabei wurde bisher übersehen, das Soemmerring sich auch in seinen Icones akribisch mit den Geschlechtsmerkmalen der Föten beschäftigt.

Soemmerring wählt zur Darstellung aus seiner Sammlung jene Föten aus dem Weingeist, die sich ihm durch ihre -- je dem Alter entsprechende "Schönheit" -- als Typen empfehlen. Schon in der dritten Woche "sieht" er im Ei, das er in verdünntem Wein eingelegt hat, ein wohl drei Wochen altes Körperchen mit knolligen Fortsätzen, kaum mehr als eine "Pariser Linie" lang. Die Genitalien sprossen, *(efflorescunt)* Anfang des zweiten Monats. Der Penis ist um so hervorragender, je jünger der Embryo ist und gleicht einer geschälten Eichel. Das virginale (Maidenteil) kann wie eine kleine Spalte gelegentlich schon im zweiten Monat erkannt werden. Im dritten Monat gleicht die Klitoris beinahe dem erhobenen männlichen Glied, so daß von der Seite gesehen der weibliche mit dem männlicher Embryo verwechselt werden könnte. Soemmerring verweist auf seine "Beschreibung von Missgeburten" (1791), in der er festgestellt hatte, daß weibliche Föten öfter abgehen, eine Proportion in der Frühgeburtlichkeit, die auch *de embryonibus monstrosis* stimmt.

---

[14] Dazu Esther Fischer-Homberger, Medizin vor Gericht, Bern ... , S....
[15] Nur unter den ersten zwei Figuren steht eine schematische Skizze des "gekrümmten Würmleins".
[16] Dazu Gunter Mann. "'Die schöne Mainzerin' Samuel Thomas Soemmerrings. Medizinhistorisches Journal 12 (1977):172-173. Londa Schiebinger, 'Skeletons in the closet': the first illustrations of the female skeleton in eighteenth-century anatomy. Representations 14 (1986): 42-82.

Die nichtgenitalen Geschlechtsmerkmale sind, so sagt er, noch viel deutlicher zu beobachten als die Genitalien. Aber nirgends hat er von diesem 'bedeutsamen' Geschlechtsunterschied der Föten bei anderen Autoren gelesen, obwohl diese Merkmale bei kaum einem Embryo fehlen, so klein und verfault er auch sein mag, solange das Objekt nicht eindeutig ein Monstrum ist. Der gewichtigste Unterschied liegt in der Struktur des Brustkorbes, der im weiblichen Embryo wie eine Amphora enger wird und dessen Schultern dementsprechend abfallender. Der Bauch beginnt nicht nur weiter oben, sondern er ist so gewölbt, daß die Genitalien wie Säcklein sind; wenn man es sich erlauben darf metaphorisch zu sprechen - so Soemmerring - sehen sie aus wie ein Geschwülstlein *(tumidulum diceres)*. Auch an der Kopfform, den stärkeren Händen, den Unterarmen und Fersen läßt sich das Geschlecht erkennen.

Hier spricht der Anatom wenige Jahre, bevor Goethe das Wort "Morphologie" prägte. Die Embryonen geben ihm eine willkommene Gelegenheit, die vom Leichenzergliederer hergestellten Merkmale des schönen Geschlechts nun auch im vorgeburtlichen Schicksal zu mustern. Die Art dieses "gewollten Sehens" kenne ich von früheren Anatomen, nur ging es früher bei den gesichteten schnabelmäuligen Kindern des Kerckring oder bei den als gesehen dokumentierten Fraueneiern des Govrard Bidloo nicht um Geschlechter-Differenz. So beschwingt Soemmerring trotz seiner Kantlektüren noch immer die anatomische libido videndi, die Schaulust aus dem Theatrum Anatomicum.

IKONOLOGISCHE INTERPRETATION

Zu ganz anderen Einsichten gelange ich, wenn ich mich nicht mit den ausdrücklichen Motiven des forschenden Blicks auf Penis oder Fersen und nicht mit den dichterischen Legenden zu den Tafeln befasse, sondern der Frage nachgehe, wie Soemmerring selbst den Vorgang der wissenschaftlichen Abbildung hat gestalten wollen. Darüber kennen wir seine Meinung, die er auch bündig in der Einleitung zu den *Icones* zusammenfaßt.

Zunächst fragt sich Soemmerring, warum bisher die embryonale Form nicht "gesehen" wurde. Welche Vorurteile haben es verhindert, daß selbst Anatomen den Embryo nicht als kommendes Kind anerkennen wollten? "Von weiss Gott welchen Altweibergeschichten verführt, so Soemmerring, sind es nicht nur Laien, sondern auch Künstler, die die Form des menschlichen Embryos für abstoßend, ja unerträglich oder monströs halten."[17] Das sei ein erster Grund, warum bisher "das im Mutterleib versteckte" aus der anatomischen Darstellung ausgeklammert blieb. Soemmerring nennt die altüberkommene Scheu, die forma substantialis des Menschen in vorkindlichen Stadien wahrzunehmen. Er kennt die Bereitschaft, zwar alles mögliche und überraschende aus dem Mutterleib zu erwarten, es aber für ein Monster zu halten, wenn es nicht wie ein Kind aussieht.

[17] Soemmerring, Icones, Vorwort.

Schließlich nennt er noch einen vierten Grund, der bisher das Sehen erschwert hatte: das gewollte Absehen. Was Hebammen den Ärzten brachten, was in Wunderkammern und Anatomiesälen aufbewahrt wird und was in Weingeist verblichen ist, kann schwerlich Bewunderung hervorrufen: "Sie wollen ja nicht sehen (intueri), was der Ordnung der Natur, sondern was ihrer Meinung entspricht: So verachten sie nicht nur die verfaulten und verdorbenen Früchte, derer sie habhaft werden, sondern sogar diejenigen, die ihrem Alter entsprechend am vollkommensten sind." Soemmerring argumentiert für die Möglichkeit, daß ein Wesen an unterschiedlichen Momenten seiner Entwicklung morphologisch unterschiedlich und doch jeweils in voller Schönheit erscheinen kann.

Die Wahl der Exemplare wird also durch die Wahrnehmung ihrer "Schönheit" geleitet. Bewußt gängelt der Anatom die Aufmerksamkeit des Zeichners: Die Stellung der fötalen Gliedmassen wird so belassen, "wie mir die *homunculi* überlassen worden sind."[18] Aber in keiner Weise werden servil und lächerlich die Runzeln, Schwellungen und Entstellungen wiedergegeben, die durch die Aufbewahrung in Schnaps entstanden sind[19]: nur das, was der Anatom als das 'Bedeutsame' erkennt, soll vom Zeichner anvisiert werden. Soemmerring will *effigies*, also Porträt, aber nicht auf Kosten von Nebensachen. Aber auch ein *Archetypus* soll dargestellt werden: "Ich habe sie alle so gestellt, daß das Licht auf sie in einem Winkel von 40 Grad fällt, und der Maler in erster Linie Kopf, Stirn, Nase, Backen, Mund die Form des Brustkorbes und der Genitalien vor Augen hat."[20] Mit diesen Vorkehrungen will Soemmerring eine paradoxe Kombination: Die Genauigkeit eines einmaligen Porträts und die Darstellung eines Typus.

Um diese paradoxe Kombination von Individualität und Typus zu verwirklichen, muß er, drei Jahrzehnte vor der allerersten Photographie durch Daguèrre, das Auge bei der Herstellung wissenschaftlicher Abbildung ausschalten. Er bricht mit der anatomischen Renaissancetradition, die nach den Regeln der Zentralperspektive ein Bild des Körpers vermitteln wollte, das dem Auge des Betrachters denselben Eindruck gibt, wie wenn das *Objektum* vor ihm läge. Inspiriert durch den Meinungsaustausch zwischen seinem älteren Freund Petrus Camper und dem Leidener Anatomen Bernhard Siegfried Albinus, betrachtet Soemmerring 'Perspektive' als die Form, in der Sinnestrug ins Bild gebracht wird. Der von ihm in Jahren ausgebildete Zeichner Christian Koeck soll nicht wiedergeben, was sein Auge sieht, sondern er soll nach architektonisch-geometrischer Vermessung (more geometrico) einen Aufriß des Fötus herstellen. Er will das Objekt nicht so darstellen, wie er oder der Zeichner es sehen, sondern er will das Objekt vermessen lassen und den Meßresultaten

---

[18] Ebd.

[19] In seinem Traktat: Abbildungen des menschlichen Hörorgans. Frankfurt/M. 1806 fordert Soemmerring diese Korrektur des anatomischen Objektes nach dem Leben. Es sei unerläßlich, "die Verbindung der Theile so darzustellen, wie sie im Leben statt haben, nichts vertrocknet, zusammengeschrumpft, verzogen, verschoben, zerrissen oder auf irgend eine Art entstellt abzubilden, ferner nur diejenige Form unter vielen auszuwählen, welche als die vorzüglichste oder vollkommenste, kurz als die Normalform bewährt schien." Dazu Armin Geus. Christian Koeck (1758-1818), der Illustrator Samuel Thomas Soemmerrings. In: Samuel Thomas Soemmerring und die Gelehrten der Goethezeit, hg. von G.Mann und F. Dumont. Stuttgart 1985, S.263-278.

[20] Soemmerring, Icones, Vorwort.

graphischen Ausdruck geben. Der Zeichner muß jeden Punkt des Objektes durch ein doppeltes Gitter fest-stellen, jede Einzelheit anvisieren und so zeichnen, wie wenn sie im rechten Winkel aus großer Ferne gesehen würde. Dadurch kann das Objekt so dargestellt werden, wie es in sich selbst ist, da es nicht mehr perspektivisch auf das Auge des Betrachters bezogen ist. Soemmerring will ein Simulakrum des Objektes und nicht ein Faksimile des Augenscheines. Er will nicht Abbild, sondern Konstrukt. Er weiß, daß die Gestalten, die er stechen läßt, vom nackten Auge so nie gesehen werden. Das Simulakrum stellt eine neue Art der Objektivität her: Eine gewaltsam distanzierte Ansicht der Objekte und auch ihrer Beziehungen zu einander.[21]

Mit Gründlichkeit beraubt Soemmerring den sinnlichen Akt des Sehens seiner Unschuld und fordert die Betrachtung einer konstruierten 'Wirklichkeit'. Er stimmt Peter Camper bei, daß die Zentralperspektive dazu dient, jene Verzerrung, die zur Sinneswahrnehmung gehört, ins Bild zu bringen. Um die sinnliche und deshalb trügerische Wahrnehmung des Beobachters auszuschließen, will er nicht Perspektive sondern isometrische Projektion, also rekonstruierte "Wirklichkeit". Nur durch diesen Willen zur unsinnlichen Entzerrung scheint mir seine vorkindliche Menschenserie von 1799 verständlich.

Die Metamorphose des ungeborenen Kindes in einen "Fötus" beginnt mit der planimetrisch-architektonischen Zeichenmethode, die Soemmerring anwendet. Von diesem Moment an bleibt die Abbildung des Fötus technogen bestimmt, soweit ich sie für das 19. und 20. Jahrhundert verfolgen konnte. Die visuelle Vorstellung vom Ungeborenen als einem "vorkindlichen" Wesen kann, seit den Zeichnungen Koecks, später dann der Mikrophotographie und Röntgens Durchleuchtungen bis zum Ultraschall nur verstanden werden, wenn man sie als eine Geschichte der Interpretation von mechanisch hergestellten records begreift.

GESCHICHTE DES GESCHLECHTER-VERHÄLTNISSES ALS GRUNDLAGE FÜR EIN HISTORISCHES VERSTÄNDNIS VON FRAU HEUTE

[21] Die Geschichte der graphischen Abbildungsweisen, besonders des Kontrastes zwischen perspektivischer und a-perspektivischer Darstellung, kann ich hier nur andeuten. Leon Alberti schraffierte, um das Zeigelicht sichtbar zu machen. Durch die Wahl (1) eines Horizontes und (2) eines Fluchtpunktes schuf er ein Fak-simile der sinnlichen Wahrnehmung. Leonardo schon kritisierte ihn, denn Fernes verschwimmt, entfärbt sich und Nahes wird durch die Ein=äugikeit zum artificium. Und doch setzt sich, wenigstens in der anatomischen Graphik, Perspektivik bis Albinus durch. Gleichzeitig, auch mit Alberti, setzt isonometrische, d.h. der Vermessung entsprechende Zeichnung architektonischer Gebilde ein. Der Zeichner fixiert nicht sein Kinn, sondern setzt sich künstlich auf größte Entfernung. Er bewegt sich beim Anvisieren jeweils an den Punkt, der im rechten Winkel zum anvisierten Punkt am Objekt liegt. Eines der Mittel dazu ist das Doppelte Raster, wobei das erste Raster mit kleinen, das zweite mit größeren Netz-Quadraten so voneinander entfernt postiert werden, daß von der gewählten Stand-Linie des Zeichners die beiden Rahmen aufeinander fallen. Mir ist die Bedeutsamkeit wichtig, die dem Gegensatz von perspektivischer Abbildung und architektonischer Konstruktion an diesem Zeitpunkt von einigen Anatomen gegeben wurde. Später im Jahrhundert werden ja sehr oft anatomische Präparate nach Photographie für das Lehrbuch gezeichnet.

Ich habe mit der Geschichte des vorgeburtlichen Geschlechtswesens begonnen und so durch eine historische Ikonographie des Fötus um 1800 die sozial- und kulturhistorische Trächtigkeit der Anatomie und der Physiologie untermauert, die von vielen Autorinnen[22] schon reichlich untersucht worden ist. Auch der vorkindliche Körper diente, wie gesehen, dem Aufklärer als Projektionsfläche für das legitimierende Forschen nach der naturgegebenen Sonderstellung, Verwendung und Kompetenz der Frau.

Ich anerkenne vorbehaltlos, daß die Geschichte der wissenschaftlichen Herstellung von Begriffen und Vorstellungen über den weiblichen Körper eine Grundlage ist für die rechtliche, soziale, ökonomische und kulturelle Stellung der Frau seit dem späteren 18. Jahrhundert. Sie hat auch progressiv das Selbstbild und das Erleben der Frau markiert. Die wissenschaftliche Prägung der weiblichen "Biologie" ist und bleibt eine Basis für die historische Untersuchung von Gruppenidentität und Interessenformierung, wie das Karin Hausen formuliert. Das bleibt so bis in das späte 19. Jahrhundert.[23]

So nötig aber auch die von einer erlebten Diskriminierung ausgehende Forschung über die historische Genese der Geschlechtswahrnehmung von Frauen ist, um aus dieser Perspektive zur neueren und neuesten Geschichte beizutragen, so drängt sich mir doch eine andere Ebene auf. Ich versuche, mich mit jener Entkörperung der Wahrnehmung und jenem sentimentalen Verständnis wissenschaftlicher Tatsachen zu beschäftigen, zu deren Diskussion mir Soemmerrings *Icones* Gelegenheit gaben. Heute wird meiner Überzeugung nach die Geschichtlichkeit einer greifbaren, sinnlichen Differenz von Frau und Mann durch eine abstrakte Reduktion auf zwei historische Agenten bedroht und modisch wird diese *différence* immer häufiger dekonstruktivistisch formuliert, so daß sie verkappt oder explizit in einem systemtheoretischen Binom aufgeht.

Ich bin der Meinung, daß um 1800 die Polarisation in der sinnlichen Wahrnehmung der Geschlechter und gegenläufig ihre abstrakte Einebnung beginnt. Die Folgen dieses Vorganges in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen, halte ich für das zentrale Thema der Geschlechtergeschichte. Der Typus von "Geschlecht", der da entsteht, ist modern. Das Auseinanderstreben von Erstem Kuss oder Erster Regung einerseits und dem, was ihr und ihm schon nicht mehr wegdenkbare Selbstverständlichkeiten an der Sexualität oder dem Fötus sind, dieses Auseinanderstreben hat Geschichte.

---

[22] Yvonne Knibiehler (1976), Elisabeth Fee, Ludmilla Jordanova (1989), Gianna Pomata (1984), Londa Schiebinger (1985), Claudia Honegger (1991), Thomas Laqueur (1991), Ute Frevert (1995).
[23] Karin Hausen ...

2.2

Das Wissenschafts-Ministerium Nordrhein-Westfalen veranstaltet Monsterkongresse über die Zukunft. Das Kongreßthema 1992 war nichts weniger als die 'Neudefinition des Menschen im Zeitalter des Computers'. Auf dem Programm stand 'die Umgestaltung der Natur des Menschen'. Da sollte diskutiert werden, ob und in welchem Maße technologischer Fortschritt in eine solche Umgestaltung mündet. In einer Arbeitsgruppe, in der die Funktion der Medizin in der Produktion des Neuen Menschen diskutiert wurde, sprachen außer mir ein Humangenetiker, ein klinischer Immunologe und eine Soziologin. Ich wollte, daß mein entsetztes Schweigen zum Thema mich nicht daran hindere, zum Irrwitz des Vorhabens etwas zu sagen.

2.2 Technogene 'Realitäts'- Vermittlung [1]

Elisabeth Gernsheim ist es wohl, die meinen Namen auf die Teilnehmerliste gebracht hat. Und ihretwegen habe ich beschlossen, hier aufzutreten. Das ist nicht ganz leicht. Was kann wohl eine Körperhistorikerin mit einem Immunologen und einem Genetiker diskutieren? Ich suche nach dem Sinn und der Bedeutung, die Worte damals hatten. Hier wird systemtheoretischen und statistischen Projektionen der Anschein einer geisteswissenschaftlichen Überlegung dadurch verliehen, daß das Gespräch mit deutschen Wörtern geführt wird. Mit Wörtern also, die mit der Vergangenheit gebrochen haben.

Ein paar Stunden lang habe ich gestern versucht, eine Art Wörterbuch zu diesem Gespräch anzulegen. Ich habe nicht die neuen Wörter notiert, die seit kurzem in die Alltagswirklichkeit gekommen sind, wie "Genom" oder "genetische Diagnostik" oder "Allokationsethik". Was mich stutzig macht sind die Worte, die im Klang gleich geblieben, aber dem Sinn nach unvergleichbar geworden sind. Ein Herz, das transplantiert wird; Befruchtung, die im Glas stattfindet; Diagnostik. Erfassung und Aussonderung des Ungeborenen; Handlungen, die als Chance besprochen werden; Leiden, das technisch abgewendet werden soll; Schwangerschaft, die auf Probe stattfindet. All das sind Ungetüme, die im ersten Absatz des Einleitungsbriefes zu diesem Symposium stehen. Was den Worten da angetan wurde, hat sie für das Erleben unbrauchbar gemacht. Ich kann mich nicht mit einem auswechselbaren Herzen erleben oder als Vorratskammer für Eier. Warum? Einfach, weil ich das nicht bin und es nicht sein will. Das ist jedoch eine persönliche Haltung, die hier nicht zur Diskussion steht.

Es gibt aber einen zweiten Grund, aus dem ich hier nicht so ohne weiteres mitsprechen kann. Mit diesen Worthülsen läßt sich nicht Geschichte schreiben. Und ich bin Historikerin, ich will es sein. Ich will aus der Kenntnis der Vergangenheit heraus von der Gegenwart sprechen. Der Wunsch, von der Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zu sprechen, erfordert Disziplin in der Wortwahl. Wörter, deren Feld amöbenhaft beliebig geworden ist, vernebeln gerade, was sie aussagen wollten.[2] In der Vergangenheit geht es mir primär darum, was Sinn und Bedeutung von erlebter Wirklichkeit gewesen ist. Die Geschichte des erlebten Körpers ist mein Thema. Und von dem, was hier zu Herz und Handlung, zu Leib und Leid besprochen wird, steht nichts in den Quellen, die ich zu

1. zuerst in: Gert Kaiser, Dirk Matejovski, Jutta Fedrowitz (Hg.), Kultur und Technik im 21. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1993, S.213-218.
2. Uwe Pörksen, Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart 1988 hat Kriterien entwickelt, um die neue Klasse von Worten zu kennzeichnen, durch die heute die Grenze zwischen Wissenschaftskonstrukten und Alltagswirklichkeit getilgt wird. Diese "Plastikwörter" sagen nichts Genaues, sie denotieren nichts Konkretes, sie konnotieren aber Professionalität, Wissenschaft und akademischen Pomp.

interpretieren versuche. Im 18.Jahrhundert klagen Frauen vor dem medicus über ihre Herzenserschütterung, den Riß am Herzen, die Kälte der Gebärmutter, die Verstocktheit im Bauch. Und der Arzt hört der melancholischen Küfnerin zu und läßt sie drei Unzen zur Ader. Was hier Zugriff genannt wird, therapeutische Entscheidung, Handlungschancen, kalkuliertes Risiko war dem Arzt damals fremd. Er brachte Säfte ins Gleichgewicht und wollte Schmerzen lindern. Der Erlebnisraum, in dem der Arzt von damals dem einzelnen Leidenden gegenüberstand, ist heterogen, unvergleichlich zu der Topologie, in der hier seit gestern gesprochen wird. Für Sie ist es, ich zitiere aus dem Programmheft, eine "neue, drängende Frage, was tun, wenn es viele Menschen mit Herz- Leber- und Nierenerkrankungen gibt, aber nur wenige Organe zur Transplantation bereitgestellt werden."

Es stimmt einfach nicht was Sie, Herr Genetiker Pfeiffer im ersten Satz Ihres Abstrakts sagen: "Stets hat sich die Heilkunde neuer Methoden und Techniken bedient, um diagnostische und therapeutische Verfahren zu verbessern (...) als Resultat eines Prozesses von (...) statistischer Prüfung und vernünftiger Abschätzung von Chancen und Risiken, Nutzen und Schaden, Gewinn und Kosten." Das sind Ihre Worte. Mit dieser Aussage schließen Sie die gesamte hippokratisch-galenische Medizin aus der Heilkunde aus, weil Sie Heilkunde auf etwas reduzieren, das erst nach der Durchsetzung des Utilitarismus und des Fortschritts-Imperativs möglich wird und das eigentlich erst mit der angewandten Statistik überhaupt zustande kommt. Es waren also entweder Soranus und Hufeland keine Ärzte oder heutige Mediziner sind etwas anderes.

Und das scheint mir so zu sein. Der soeben besprochenen Heterogenität in der Aussagekraft von immer noch gleich klingenden Wörtern entspricht eine ebenso radikal heteronome Haltung zum Erlebnis des Körpers. Ich will diese These mit drei Argumenten begründen. Erstens ist Professionalität in der Medizin etwas radikal Neues. Es gab früher keine Existenz eines Gremiums, dessen sogenannte Erkenntnisgewinne die epochenspezifische Erfahrung normierten. Zweitens ist die Machbarkeit des einzelnen Menschen neu. Das was Jacques Ellul "la technique" nennt[3], also eine so tiefe Einbettung des Einzelnen in eine technogene Realitätsvermittlung, daß fast nur mehr gesehen wird, was gezeigt worden ist; daß nur mehr Vorspiegelung erlebt wird, das ist neu. Und drittens ist, wie Ivan Illich das heute morgen dargestellt hat, Leben als ein verwaltbares Gut etwas Neues. Auf die Bioethik, die diese Verwandlung des Menschen bemäntelt, komme ich in meinem dritten Punkt zurück. Bei jedem dieser drei Punkte werde ich auf Beispiele aus der Sozialgeschichte des Fötus verweisen, denn ich habe mich seit einigen Jahren mit der Herstellungsgeschichte des "Fötus" in der Anatomie und - getrennt davon - mit der Soziogenese des durch den Fötus bestimmten modernen Schwangerschaftserlebnisses beschäftigt. Ich habe mein Augenmerk besonders darauf gerichtet, was die Technik der Visualisierung, zum Beispiel der Ultraschall, zum sozialen Wirklichkeitsstatus des Fötus beigetragen hat.[4]

3. Jacques Ellul, The Technological Society. New York 1964.
4. Barbara Duden. Der Frauenleib als öffentlicher ort. Vom Missbrauch des Begriffs Leben. Hamburg 1991 und München 1994.

PROFESSIONALITÄT

Meine erste These betrifft Professionalität. Die sogenannte "Natur" der heutigen Schwangerschaft lässt sich ohne durchprofessionalisierte Körperbetreuung nicht denken. Sie läßt sich nicht denken ausserhalb einer Gesellschaft, in der Frauen davon überzeugt wurden, daß Mediziner ihnen sagen können und sollen, ob sie schwanger sind und ihnen beibringen können, wie frau das richtig erlebt. Diese Medikalisierung auch des Erlebens wäre ohne die Professionalisierung des Arztes kaum denkbar. Es scheint mir Unsinn, Hans Sachs oder Paracelsus als Professionelle zu bezeichnen. Hans Sachs ist zünftig und Paracelsus gelehrt. Hans Sachs baut Schuhe, Paracelsus mischt Drogen. Hans Sachs versteht es, Schuhe anzumessen, Paracelsus weiß, wie man das rechte Kraut administriert. Aber weder kann Hans Sachs dem Unbeschuhten seine Ware aufzwingen, noch schafft die Lehre von Paracelsus soziale Normen.

Die Medizin unseres Jahrhunderts hat ein prinzipielles Monopol auf das Wissen beansprucht, aufgrund dessen sie Normwidrigkeit erst bestimmen, dann erkennen und schliesslich behandeln kann. Sie zieht in einer Hand zusammen, was das Grundgesetz auf das Parlament, den Richter und den Vollzugsbeamten sorgfältig verteilt hat. In diesem Sinn nimmt das professionelle Ethos besonders im 20.Jahrhundert zurück, was liberales Denken im 19. Jahrhundert errungen hatte. Aufgrund professioneller Meinung spricht der Richter den Eltern die Pflegschaft ihres Kindes ab, um es einige Wochen in der Klinik quälen zu lassen, bevor es stirbt. So ist das gängige Praxis seit dem Zweiten Weltkrieg.
Dennoch hat Ulrich Beck in der "Risikogesellschaft"[5] zurecht darauf hingewiesen, da auch in Beziehung auf den Professionellen nach dem Krieg ein Zeitalter zuende gegangen ist. Der wissenschaftlich verbrämte oder legitimierte Normokrat ist weitgehend durch den technokratischen Strategen und Logistiker ersetzt worden. Dieser Umbruch im medizinischen Selbstverständnis im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte ist seit den Büchern von Bill Arney und David Armstrong mehrfach untersucht worden.[6] Bis vor kurzem leitete man aus der wissenschaftlichen Bildung des Arztes seine moralische Autorität ab. Zunehmend fordern der Klient und der Gesetzgeber vom Mediziner primär und fast ausschliesslich technische Kompetenz in der Planung von diagnostischem und therapeutischen Vorgehen und im Einsatz von Ressourcen. Das lässt sich klar daran sehen, daß in den USA in der Medizin die ethische Entscheidungsbefugnis von der technischen getrennt worden ist. Das bio-ethische Komitee sagt, was sein darf und muß und der zum bio-medizinischen Techniker verkommene Arzt sagt, was zur Anwendung kommen kann und deshalb soll.

5. Ulrich Beck, Die Risikogesellschaft. Frankfurt/M. 1986.
6. Bill Arney, B.J. Bergen, Medicine and the Management of Living: Taming the Last Great Beast. Chicago 1984; David Armstrong, Political Anatomy of the Body: Medical Knowledge in Britain in the Twentieth Century. Cambridge 1983.

In dieser Verpflichtung zum Einsatz der Technik zeigt sich der technologische Imperativ. Der Macht des alten Professionellen konnte man sich durch Recht, Geld und Aufklärung in etwa politisch erwehren. Den Krankenhauszwang bei der Geburt konnten wir durch politische Organisation von Frauen abschwächen. Dem durch ein Ethik-komitee legitimierten Bio-Systemverwalter gegenüber ist persönliche Verweigerung die einzige -- oft recht ohnmächtige -- Antwort. Selbst freie Hebammen lassen die Schwangere jetzt vier bis fünf mal beschallen. Die Vorsitzende von Pro Familia Monika Simmel forderte kürzlich auf einem Kongress von den Beraterinnen ihrer Organisation, die Schwangere in den "Dialog mit dem eigenen Fötus" einzuführen. Aus dem prinzipiell unsichtbaren Ungeborenen ist - auch für die Frau - ein Fötus geworden.

ABHÄNGIGKEIT VON MESSUNGEN

Meine zweite These betrifft den Gegensatz zwischen dem Vertrauen auf die eigene sinnliche Wahrnehmung und der modernen Abhängigkeit von operationeller Verifikation, also Tatsachenfeststellung durch wiederholte Messung. Das stellt mich als Historikerin vor Fragen, die in der phänomenologischen Wahrnehmungspsychologie behandelt werden. Die Geschichte der Kindsregung gibt eine klare Illustration für diesen Gegensatz. Von Hippokrates bis zu den Gynäkologen des ausgehenden 18. Jahrhunderts kannte der Arzt unzählige Anzeichen für eine mögliche Schwangerschaft. Zedlers Grosses Vollständiges Universal-Lexicon nennt Mitte des 18. Jahrhunderts mehrere Dutzend.[7] Aber keine Ansammlung von Zeichen konnte Gewißheit dafür geben, was aus den Geburtsteilen der Schwangeren herauskommen würde -- Blut, eine Mole oder das erhoffte Kind. Nur die erste Regung des Kindes ermöglichte der Frau, den Status der Schwangeren gesellschaftlich zu beanspruchen. Und das war ein Zeichen, das nur sie allein bezeugen konnte. Heute ist es umgekehrt. Das Labor weiß es vor der Frau. Die Frau weiß von der kommenden Schwangerschaft, bevor sie erlebt werden konnte. Das ist uns selbstverständlich geworden, wir erleben uns auf Befehl, wir erleben uns wie diagnostiziert, und in der Herstellung der neuen Selbstwahrnehmung spielt Visualisierung eine Schlüsselrolle.

Kindsregung ist ein haptisches Erlebnis. Das non-dum, das "noch-nicht" wurde gespürt und nicht gesehen, im Bauch erfahren und nicht erblickt. Es blieb im Dunkel unter der Haut, Teil eines Leibes, in dem Dinge fließen, strömen, stocken, Richtung haben, ohne daß man sie sich bildhaft vorstellte. Diesen Leib des 18. Jahrhunderts kenne ich aus Deutschland, England, Frankreich, Italien und Kanada. Ganz anders ist das mit dem heutigen Leib. Von Kind auf werden anatomische Bilder so gezeigt, daß sie sich erlebnismässig einprägen. Jedes Kleinkind lernt den Fötus kennen, der am Fernsehschirm veröffentlicht wird. Die Technik der Klinik und die der Medien greifen nahtlos ineinander: das Erlebnis des Leibes wird durch die Vorspiegelung innerer Sichtbarkeit geprägt. Das Erlebnis der eigenen Körperlichkeit wird für viele Menschen seit fünzig Jahren technogen vermittelt.

Ohne die Einbettung des Bewußtseins in einer gläsernen Welt, in der zunehmend auf Befehl gesehen wird, liessen sich die professionell geprägten Bedürfnisse des Körpers der modernen Frau nicht erklären: vom Beratungsbedürfnis vor dem Schwangerschafts-Abbruch bis zu PMS, dem prämenstruellen Syndrom. Kraß zeigt sich die somatogene Macht, also die körperbildende Prägkraft der technischen Symbolik, wenn ich moderne Schwangerschaft aus der Perspektive anderer Epochen zu deuten versuche.

Ich habe mich schon geweigert, dem heutigen medizinischen Bio-Ingenieur legitime Vorfahren in der Ärzteschaft zu geben oder Frauen in der Barockzeit, die ich aus meinen Studien kenne, einen "Fötus" anzudichten. Das ist mein Weg, um an die Prägung des Bewußtseins und Erlebens durch die Symbolmacht der Technik heranzukommen und heute schon Dinge zu sehen, die Zukunftsforschern im "noch nicht" zu liegen scheinen.

DIE KÖRPERGESCHICHTLICHE SCHWELLE DER 1990er JAHRE

Und damit komme ich zu meinem dritten Punkt: einer körperhistorischen Schwelle in den achtziger Jahren. In meiner Generation ging die Visualisierung des Körperinneren vor sich. Ich gehöre wohl zur letzten Phase der Epoche des "gläsernen Menschen", dessen erster Prophet Leonardo da Vinci war.[8] Seit dem Naturkundeunterricht des Mädchengymnasiums habe ich mich bis ins Innerste gehäutet vorstellen können. Zehn Jahre später im feministischen Aufbruch habe ich mich an der Selbsthäutung beteiligt. Für unsere Generation war die Haut keine Grenze mehr. Wir lernten die Dinge drinnen so zu spüren, wie wir sie in Aufklärungsbüchern zu sehen gelernt hatten. Die Visualisierung des eigenen Inneren wurde zu einer Mode in der Gesundheitsbewegung. Meine Tante stand noch unter dem Einfluß ihres begeistert darwinistischen Hausarztes. Aufgeklärt wie sie war, stellte sie sich die Ontogenese in phylogenetischen Bildern vor -- als Würmlein, Fischlein, Krabbeltier. Mich hat der schwedische Photograph Lennart Nilsson mit seinen Life und Stern Bildern noch rechtzeitig erwischt. Die Leichenbilder Nilssons in den 60er und 70er Jahren zeigten Dinge von sichtbaren Dimensionen, die wir als solche verinnerlichen konnten. Was aber heute "gezeigt" wird, ist ein Bild von Unsichtbarem: digitale Anordnung von Molekülen, graphische Darstellung von Flußdiagrammen. Schon das Volksschulkind spricht von seinem Körper als seinem "System". Schon junge Mädchen lernen mit dem "Mädchenpass", sich als hormonell "gesteuert" zu erleben und dementsprechend darauf vorzubereiten, später einem unabhängigen Immunsystem als "fötale Umgebung" zu dienen. Was noch abbildhaft ist am öffentlich paradierten Fötus dient zunehmend als Vorwand, hinter der ein durch Systemsprache entkörperter Zustand ausgebildet wird.

Und es ist dieser neue Fötus als Zygote, Blastozyt, als Immunsystem, dessen Zukunft zum Hauptthema einer ganz neuen Wissenschaft geworden ist: der Bioethik. Die gab es vor 15 Jahren

7. Zedler. Grosses Vollständiges Universal-Lexicon ...Art. Schwangerschaft / Zeichen ...
8. Katalog der Ausstellung des Hygiene-Museums Dresden: Der Gläserne Mensch. Berlin 1990.

noch nicht. Heute verkauft sich die 500-seitige jährliche Bibliographie der Bioethik in zigtausend Kopien. Diese Wissenschaft, die vorgibt eine Ethik zu sein, beschäftigt sich nicht mit Personen zwischen deren Geburt und Sterben, sondern mit sogenannten "Leben" "from sperm to worm", wie der Chicagoer Arzt Dr. Robert Mendelsohn das mit Ivan Illich formuliert hat. Die Bioethik behandelt eine verwaltbare Sache unter dem Anschein, Ethik zu betreiben. Dies Unterfangen ist ein Oxymoron, ein Widerspruch in sich.

2.3

Es fiel mir schwer, den folgenden Aufsatz in dieses Buch aufzunehmen. Zwischen meinen gezielt streitbaren Einstiegen in diverse professionelle Arenen ist diese Plauderei wohl eine Überraschung. Beim neunzigjährigen Jubiläum des Verbandes Schwäbischer Hebammen in Ulm wollte ich nicht so sehr eine Festrede halten, sondern Nichtakademikerinnen meine Art der Technikkritik lebendig verständlich machen. An die folgenden Konversationen zum Ultraschall, zur Geschichte des Hebammenwesens nach der Nazizeit, zu den neuartigen Ängsten, Verwirrungen und Zwiespältigkeiten der beiden an jeder Geburt beteiligten Frauen, erinnere ich mich besonders lebhaft.

2.3 Kann die Hebammenkunst den Ultraschall überleben?[1]

Als Magdalene Weiss vor Monaten anrief und mich bat, bei diesem Jubiläumsfest mitzutun, zögerte ich. Eine Festrednerin wurde gesucht zum 90-sten Jahrestag der Gründung des Hebammenverbandes Baden-Württemberg. Mein Zögern war keine Ziererei. Ich fühle mich nicht zur Festrednerin berufen und ermangele auch der Kompetenzen, die man sich bei einem Hebammenjubiläum von so wem erwarten würde. Ich bin keine Hebamme; noch bin ich Arzt, Genetiker oder Geburtsvorbereiterin; ich habe kein Kind; ich habe niemals eine Frau im Gebären begleitet. Mein Zögern war also nicht unbegründet und dennoch habe ich zugesagt, denn so komisch die Auswahl des Vorbereitungs-Komittees auch anmuten mag, sie gibt mir eine sehr willkommene Gelegenheit etwas zu sagen, woran mir viel liegt und von dem ich glaube, allerhand zu wissen. Denn trotz meiner Unfruchtbarkeit und trotz meiner lebenslangen Diskretion habe ich zwei Jahrzehnte lang mich mit Frauen in ihren Wehen befaßt -- allerdings lauter Frauen, die seit Generationen zu den Toten gehören. Am meisten habe ich mich damit befaßt, wie Frauen Kinder in die Welt von Kant, Lessing und Haydn hineingeboren haben. Und mein Wissen ist nicht auf diese enge zeitliche Periode beschränkt. Um diese Frauen zu begreifen, mußte ich zweierlei tun: ich mußte mich immer wieder erneut mit der Tradition befassen, in der diese Schwangeren des frühen 18. Jahrhunderts standen. Denn in der Art, wie sie und ihre Helferinnen sich leibhaftig verstanden haben, steckt noch viel Ungebrochenes von dem drinnen, was wir aus der Tradition der Hippokratiker, des Galenus, Soranus oder der Hildegard von Bingen kennen. Und um die Gebärenden aus der des Johann Sebastian Bach nicht mißzuverstehen, mußte ich auch immer wieder erneut und mit Überraschung feststellen, wie vieles was mich an ihnen heute befremdet, noch zu den Selbstverständlichkeiten der Schwangeren gehört hat, als meine Mutter mit mir schwanger ging. Nur durch diese Übung darin, die Zähflüssigkeit des körperlichen Magmas zu fassen, ist es mir möglich geworden, den abrupten und gründlichen Bruch im Körpererlebnis der schwangeren Frau zu verstehen, dessen Zeugen Frauen in meinem Alter alle gewesen sind.

PURZELBAUM IN DIE GEGENWART

Ich bin sicherlich nicht die einzige Frau, die heute morgen von dieser Epochenschwelle im Hebammenwesen sprechen kann. Eine Anzahl der Hebammen, die ihre Arbeit unmittelbar nach dem Krieg begonnen haben, sind noch unter uns. Und besonders

[1] Vortrag in Ulm am 20.9.96: 90 Jahre Hebammenverband Baden-Württemberg

diejenigen, die im Schwarzwald oder auf der Schwäbischen Alp und in Nestern wie Walheim oder Beutelsbach gewirkt haben, die erinnern sich, wie's da war:

"Die ganz Zeit d'Hand hebe ... Kreuzweh hen se ghabt, hab ichs Kreuz a bissle massiert oder einfach bei ihr sitze bliebe. Und wenn se gschwitzt hen, hat ma an Waschlappe gnomme, was zu trinke bracht und Fürsorge für se ... Herztöne mit dem Hörrohr, ganz eifrig, genau. Und sie sind die ganze Zeit neben dem Bett der Frau gsässe oder in dr Wohnung bei ihr. Anders wie heut."[2]

Sie erzählen von ihrem Tun mit einer Mischung von Stolz und nüchternem Selbstbewußtsein, um das sie viele junge Frauen heute nur beneiden können:

"Und kindliche Lage, die Steißlage. Heute gibt’s ja ... bei Steißlage Kaiserschnitt. Des isch früher net gwäse. Hen Steißlage entwickelt. Des hen mir au mal glernt, aber bei jeder Steißlage hat mer dr Arzt holen müsse ... han au zwei mache müsse, wenn niemand kam und dr Po vom Kind da ... Da schwitzt mer Blut... wie isch's ... was muß mer zuerschd, dr Hand, der Arm, des, wenn des do drin isch, muß mer des ja da drüber runter kriege. Ebbe, des sind die Blitzgedanke."[3]

Jahrhundertelang war das die Stimme der Geburtshelferin. Und nur durch das Studium der Geschichte habe ich langsam verstanden, daß hier nicht gestottert wird, sondern ein Versuch vorliegt, prä-anatomisch, ganz haptisch und nicht visuell vom Erlebnis eines tätigen Beistandes etwas auszusagen, das von der modernen Hebamme, die am Phantom, am Atlas und am Bild-Schirm ausgebildet wurde, **so** garnicht mehr wahrgenommen werden kann.

Meine Lektüre über das vergangene Leiberlebnis erlaubt es mir nicht nur, etwas von der unvergleichbaren Andersartigkeit der vergangenen Beziehung von zwei Frauen zu ahnen, ja vielleicht sogar zu begreifen. Meine Lektüre ermöglicht mir auch den Versuch, zwischen dem damaligen und dem gegenwärtigen Körpererlebnis zu pendeln. Das Heute also im Spiegel der wiederbelebten Vergangenheit distanziert zu betrachten. Das kostbare Gepäck, das ich vom anderen Ufer mitbringe, hilft mir dann einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus ich die zwiespältige Situation der Hebamme heute ebenso wie die der ihr anvertrauten Frauen besprechen kann.

---

[2] Alle Aussagen schwäbischer Hebammen entnehme ich der schönen Magisterarbeit von Christine Köber, Schwangerschaft und Geburt als Zeitdiagnostik. Eine kulturanalytische Untersuchung über veränderte Vorgehensweisen und Einstellungen nach 1960. Ludwig-Uhland Institut, Tübingen 1995, S.25. Das Zitat stammt von einer Hebamme, die 35 Jahre frei praktizierte und zwischen 1943 und 1979 ca. 4.500 Geburten ordentlich durchführte.

[3] Köber, Schwangerschaft, S. 44.

Als Hebamme steht heute eine Geburtshelferin in einem mächtigen, vielarmigen, medizinischen Dienstleistungssystem. Sie ist zunehmend zu einem Agenten in einem komplexen Programm geworden. Je nach dem Grad ihrer Lebendigkeit, ihrer Feinfühligkeit, ihrer Familientradition leiden Frauen verschiedentlich an dieser Entmachtung, Entkörperung und Unpersönlichkeit ihres Tuns: akuter als moderne Lehrer, Sozialarbeiter oder Berater. Der dadurch ausgelöste Frust hat viele Hebammen dazu gebracht, sich aktiv in Kontroversen einzusetzen: Haus- oder Klinikgeburt? Vernunft oder Unvernunft der Schwangerschaftsvorsorge? Sinn oder Unsinn der medizinisch-technischen Erfassung der Schwangeren? Oft überlagert dieser streitbare Einsatz der Hebamme in medizinischen und sozialen Streitfragen jenen Frust, von dem ich sprechen möchte: ein intuitives Wissen darum, daß die Geburt eines Kindes ein Ereignis ist, an dem zwei Frauen miteinander tätig sind und nicht ein Frauenorganismus in den Fängen eines Systems, das gelegentlich auch psychologische Massage mitliefert.

In der knappen dreiviertel Stunde, die mir hier zur Verfügung steht, will ich mehr tun, als auf diesen tiefen Frust, diese Desillusionierung, Enttäuschung, ja Kränkung der Hebamme hinweisen. Ich will dieses spezifische Leid der Hebamme aus einer historischen Distanz so teilen, daß Sie auch als technisch ausgebildete Hebammen darin bestärkt werden, die Haltung der alten Geburtshelferinnen in sich zu wecken und auszubilden. Nicht um ihrer eigenen Genugtuung willen oder um im Rahmen des Medizinsystems dem Verband größere Unabhängigkeit zu erobern, sondern aus Zuneigung der Geburtshelferin zu den Frauen, die sie in Schwangerschaft und Geburt begleitet. Eine Zuneigung, die heute nötiger ist als jemals zuvor.

Was ich mir da zum Ziel gesetzt habe ist nicht der Traum einer verzopften Romantikerin. Nein, es ist der Versuch der Historikerin, die zwischen dem Damals und dem Heute schaukelt, ganz konkret von der historisch neuartigen Zwieschlächtigkeit des Frauseins in der Gegenwart eine Aussage zu machen. Denn ich glaube fest, daß die moderne Hebamme -- viel tiefer noch als die alte Hexe -- Zaunreiterin sein kann, wenn sie es will: nur als kompetente Agentin der Geburtsmedizin, kann sie sich die Freiheit verschaffen, sich der Schwangeren als Geburtshelferin zuzuwenden, ihr den Beistand zu geben, der eine Voraussetzung dafür ist, daß diese mit Ruhe, Vertrauen und Hoffnung schwanger gehen kann, um schließlich nach neun Monaten ihr Kind zu gebären. Und um das tun zu können, müssen diese zwei Seinsformen, die des AGENTEN und die der COMADRE -- oder comadrona, wie sie in den romanischen Sprachen genannt wird -- als Haltungen verstanden werden, die nicht aufeinander reduzierbar sind - so wie man aus blauer und gelber Farbe grün mischen kann - sondern als zwei Welten nebeneinander bestehen: die Reduktion zu einer Funktionärin einerseits neben der mühsam geleisteten Anwesenheit andererseits. Und das kann eine Frau nur leisten, wenn sie in dieser gespaltenen Position an der alten, trivialen Weisheit festhält, daß Hebammenkunst in der Geburt die Entbindung einer Frau ist - und nicht eine technisch kontrollierte "Lebens-

Produktion" - und Schwangerschaft der Zustand einer Frau - nicht das technisch überwachte und gesteuerte Programm, in dem die Frau dazu verführt wird, sich 9 Monate lang als Umfeld eines Prozesses zu erleben, dessen Stadien zu Emblemen der Gesamtkultur geworden sind: vom befruchteten Ei, zur Einnistung des Mehrzellers im Uterusgewebe, zum Embryo, zum Fötus - und das alles im genetischen Denkstil.

SIEB-TECHNOLOGIE

Um diese Haltung plausibel zu machen, will ich die Wirkung einer gynäkologischen Technik besprechen, die in weniger als zwei Jahrzehnten so zum Bestandteil einer jeden ärztlich überwachten Schwangerschaft geworden ist, daß manche sie mit der Natur der Sache verwechseln -- den Ultraschall.[4]

Diese moderne, elegante Technik der Sichtbarmachung von Massen im Inneren des Körpers ist schon in den 60er Jahren als diagnostisches Mittel in der Inneren Medizin und Chirurgie eingesetzt worden. Erst in den 70er Jahren zog sie in die Geburtshilfe ein; 1979 wurde in der Bundesrepublik die Ultraschall-Lotung als diagnostische Routinemaßnahme während der Schwangerschaft eingeführt. Zweimal sollte nach den "Mutterschaftsrichtlinien" jede Schwangere beschallt werden, bis vor einem Jahr die untere Grenze auf drei Beschallungen erhöht wurde. In der Praxis, das wissen Sie, gehört der Schallkopf zum Butterbrot des Gynäkologen: nirgendwo auf der Welt wird so viel geschallt wie in Deutschland; wenn die kassenärztlichen Abrechnungen in einem Jahr im Durchschnitt sieben Beschallungen pro Schwangere kassierten,[5] können wir uns vorstellen, was das im Einzelfall heißt. "Lassen Sie uns einmal nachschauen", sagt der Arzt zur Frau und am Ende der Schwangerschaft ist das Ungeborene zwanzigmal traktiert worden.

Zweifel an dieser massenhaften Anwendung äußern inzwischen auch Fachleute. Die einen rechnen vor, daß der routinemäßige Einsatz weder auf Schwangerschaft und Geburt noch auf die Gesundheit der geborenen Kinder positive Wirkungen hat, die sich statistisch erfassen liessen.[6] Andere dagegen sind überzeugt, daß durch diese Lotungen therapeutische Hilfeleistungen für den Fötus ermöglicht werden, die positive Konsequenzen für den Fet zeitigen könnten. Andererseits wird behauptet, daß durch Massenbeschallung fehlerhafte Feten rechtzeitig erkannt und vorgeburtlich abgetrieben werden können, was spätere Klagen gegen die Mutter wegen unzumutbaren Lebens erübrigt. Von dieser Seite wird allerdings bedauert, daß in der deutschen Praxis trotz Mehrfachanwendung in den letzten Jahren die meisten Fehlbildungen übersehen werden; wieder andere weisen darauf hin, daß

[4] Eine gute Einführung zur Geschichte des Ultraschalls in der Geburtshilfe: Ann Oakley, The Captured Womb. A History of Medical Care of Pregnant Women. Oxford 1984: zum Ultraschall in der Schwangerenvorsorge Eva Schindele, Schwangerschaft zwischen Guter Hoffnung und Medizinischem Risiko. Hamburg 1996.

[5] Schindle, Schwangerschaft, S. 69.

nicht nur die "Aufdeckungsquote"[7] zu wünschen übrig läßt, sondern daß auch die "falsch-positiven" Befunde enorm hoch sind. Es ist wahrscheinlich, daß die Häufigkeit von Fehldiagnosen depressiv auf die Schwangeren wirkt. Drittens ist die Vermutung nicht mehr von der Hand zu weisen, daß geringfügige Folgen, wie Unruhe des Ungeborenen oder vermutete Nebenwirkungen wie Nabelschnurumschlingung oder geringeres Geburtsgewicht der häufigen Beschallung zuzuschreiben sind. Einige Jahre lang wurden die einfachen Geräte, die mit geringer Intensität und 2-10 MHz arbeiten, für relativ unschädlich gehalten; eine Meinung, die heute kaum mehr vertreten wird. Kurz zusammen gefaßt: ob das Ding insgesamt der werdenden Mutter nützt, läßt sich bezweifeln, und wie sehr es ihr und dem Kind schadet, weiß kein Mensch.

Von Frauen, Hebammen und Schwangeren sind vor allem die sozialen Folgen der Routine-"Durchsiebung" kritisiert worden.[8] Seit der Einführung des Ultraschalls ist der Anteil der Frauen, die als "Risiko-Schwangere" eingestuft werden, steil angestiegen. In Niedersachsen entgehen derzeit nur 36 von 100 Frauen dem Etikett der "Risiko-Schwangeren". Das ehemals diagnostische Instrument in einer klinischen Anamnese wird nun weitgehend dazu eingesetzt, das Nicht-Vorhandensein von Pathologie in Serien der Beschallung zu bestätigen - Zweck und Mittel haben sich also verkehrt. Während am Fötus als dem Objekt der Überwachung gerade in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft immer neue "Fehler" diagnostizierbar sind, können die Ärzte nicht therapieren: ein "Patient" wird hergestellt, dem bei lebendigem Leibe nicht zu helfen ist.[9] Die Maschine löschte in wenigen Jahren bei den Gynäkologen den Tastsinn aus; die Arbeit der Hebammen wurde symbolisch entwertet, weil sie derartiges Gerät nicht brauchen; schließlich untergräbt die technisch vermittelte Entwertung ihres Wissen auch das Selbstbewußtsein der Hebammen.[10]

Dies alles ist bekannt. Viele hier im Saal wissen es besser als ich. Warum soll ich an dieser Gebetsmühle weiter kurbeln? Ich erinnere, wie auf dem letzten Kongreß der deutschsprachigen Hebammen in Friedrichshafen im Oktober 1995; mit Beweisen aus der Statistik ein Referent die medizinische Ineffizienz und die vermuteten schädlichen

---

[6] Schindele, Schwangerschaft, S. 70.

[7] Schindele zieht eine österreichische Studie heran, die nachweist, daß nur jede fünfte Fehlbildung vom niedergelassenen Gynäkologen erkannt wird. Ärztezeitung 19.11.92.

[8] Knapp und präzise dazu, wie der Einsatz des Ultraschalls Frauen beängstigt in dem Maß wie er 'Sicherheit' gibt: Beate Zimmermann, Wie Schwangere zu Patientinnen werden. In: Die kontrollierte Fruchtbarkeit. Neue Beiträge gegen Reproduktionsmedizin, hg. von Eva Fleischer und Ute Winkler. Wien 1993, S.95-106.

[9] Margre Brak et al. Routine echoscopie in de eerstelijns verloskunde? Tijdschrift voor Verloskundigen, März 1992... These und Ergebnis des Aufsatzes: weder liefert der Routine Einsatz des Ultraschalls zählbar bessere Resultate, noch weniger Interventionen. Die exakte Prognostik des Geburtstermins und der Lage, Reife und Dauer der Schwangerschaft verfehlen ihre suggestive Wirkung nicht: gerade bei Erstgebärenden hat sich mit dem Einsatz der Technik die physiologische Schwangerschaftsdauer verkürzt.

[10] Köber, Schwangerschaft, S.86 zitiert dazu eine erfahrene Hebamme: "Und durch des, daß mer des jetzt gmacht hat, traued sich au Hebammen viel weniger zu, weil irgendwo is da des Gefühl da, wenn i des so einfach mach mit meine Händ ... isch des denn scho alles? Weil es is garnet soviel zum Gucke."

Konsequenzen der Technologie herunter buchstabierte. Ich verstand aus seiner sachkundigen Analyse, daß der Ulstraschall nur dort dem erfahrenen Tastsinn in der Schwangerenvorsorge überlegen ist, wo man nicht von "Diagnostik" im traditionellen Sinne sprechen kann: bei der Selektion von Mißbildungen, die durch "Feinsiebung" herausgefiltert werden. Und dann kam der Satz: "dennoch, der Ultraschall gehört heut zum Besitzstand der Schwangeren!" Und, nochmals der vortragende Mediziner: "wir müssen den Frauen selbst überlassen zu entscheiden, was sie an technischem Einsatz wünschen und was nicht!" Dieser rhetorische Trick, durch den der schwarze Peter geschwind den Platz wechselt, wird oft aufgetischt, wenn jemand die geringe Brauchbarkeit des Ultraschalls als diagnostisches Mittel nachweist. Die Kritiker aus den Reihen der Medizin ziehen ihn als Trumpf aus der Tasche. Dagegen ist meiner Kenntnis nach nur ein Kraut gewachsen : historische Distanz und eine Sicht auf die Sache, die mit den Füßen fest ihren Anhaltspunkt im Vergangenen sucht.

DER HISTORIKER IN DER TRADITION DES TRICKSTERS

Wer bin ich, daß ich es mir erlaube, an das Tabu der "Selbstbestimmung" und "Entscheidungsfreiheit" der Schwangeren zu rühren? Ich schulde Ihnen eine Antwort. Ich bemühe mich Geschichte zu betreiben. Der Historiker ist für mich einer, der in der Nachfolge des Taschenspielers steht. Mit meinen Geschichten zum erlebten Körper damals, versuche ich, die Taschenspielerkunst neu zu beleben.

Ohne den Spieler, nein, den Trickster, so sagen uns die Ethnologen, können Gesellschaften nicht existieren: bei den Yoruba ist es der Eshu-Elegba, bei den Norwegern der Loki, Hermes ist der grosse Witzbold, Tireisias, der erblindete und gleichzeitig beschenkt wurde, als er die nackte Göttin ansah und Phithia, die im Trance sehen konnte. Alle diese Trickster kommen vom anderen Ufer. Sie sind begabt, den Konsens zu brechen. Im Zeitalter des Systems und der Logik und der Wissenschaft[11] haben wir Fenster und Türen fest gegen den Witz des Tricksters verrammelt. Als eine Historikerin der Wahrnehmung und Erfahrung von Frauen, will ich in die Fußstapfen des Tricksters treten, mich an die Stelle der Zaunreiterin setzen. Ich möchte Ihnen den Narrenspiegel vorhalten, in dem die heutigen Gewißheiten zerstieben.

DAS PRIVILEG DER HEBAMMEN

Die Gelegenheit für eine solche befreiende Deppertheit ist überfällig: in keinem Winkel des Gesundheitssystems ist eine kritische und gewitzte Haltung den eingeschliffenen Vorurteilen und Vorannahmen gegenüber so reif wie bei den Hebammen. Denn, wie ich

[11] Auch die Hebammenforschung scheint mir manchmal von der Wissenschaftsgläubigkeit infiziert zu sein, die auch meinen Studentinnen in den Knochen steckt.

eben am Ultraschall zu zeigen suchte, können auch radikalere Medizinkritiker sich nicht zur Einsicht durchringen, daß der Medizinbetrieb den Patienten neu definierte. Nur unter den Hebammen erkennen viele der erfahrenen Praktikerinnen die Macht der somatogenen, körper/prägenden Technologie, die Bedrohung durch angst-machende Statistiken, die Kränkung durch Befragungs-Techniken, die das Selbst auslöschen und die Lähmung der Wahrnehmung durch die Terminologie des Bio-Quack: Einnistung, Fötus, Genom, Risiko und so fort. Eine Versammlung von Hebammen ist wohl das eine Milieu innerhalb des Medizinbetriebes, wo man auf Verständnis hoffen kann, wenn man zeigt, daß die Medizin seit langem die Patientin, die ihr als Klientin paßt und die sie braucht, selbst geschaffen hat - und zwar Körper und Kopf. An keinem der Vielzahl von technisch vermittelten Eingriffen, denen die typische Frau heute in der Vorbereitung und im Verlauf ihrer Schwangerschaft ausgesetzt ist, läßt sich dieser Zirkel von Körperbehandlung und -herstellung so deutlich zeigen wie am Ultraschall.

ZWEI ARTEN DER TECHNOLOGIEKRITIK

Es gibt zwei Arten in der Technikgeschichte, die Folgen von Technik zu untersuchen. Was ich vorhin kritisch vom Ultraschall referierte, ist charakteristisch für die eine Art der Fragestellung, bei der man überlegt, was Technik tut. Welche Optionen eröffnet die Verwendung dieser Technik in der Medizin? Ohne den Ultraschall gäbe es z. B. die Amniozentese so nicht; Was tut der Ultraschall den Geweben an? Also Wirkungen und Nebenwirkungen; Welche Folgen zeitigt seine Verwendung auf die Rechtslage von Frauen? Ohne Ultraschall hätten die Karlsruher Richter im Urteil um Paragraph 218 den Fötus wohl nicht so selbstverständlich zum Rechtssubjekt erhoben und mit Würde und Ansprüchen ausgestattet; Wem dient diese Technik und wodurch? Wie schleust die Technik früher unbekannte Qualitätsstufen in die Schwangerschaft ein? Der Ultraschall schafft neue Spezialistengremien und verursacht neue Kosten für die Versicherungen. Wie verschiebt der Ultraschall das soziale Gefälle zwischen niedergelassenen Gynäkologen und freiberuflichen Hebammen? Nicht nur physische Pathologie und soziale Umschichtung erzeugt also die neue Technik, sie eröffnet neue Forschungsansätze, neue Einkommen, neue Fachdisziplinen.

Ein ganz anderer Zugang zur Bewertung der Technik und ihrer zeitgeschichtlichen Wirkmacht fragt nicht danach, was Technik tut, sondern nach dem, was eine neue Technik sagt: welche Vorstellungsformen, Wahrnehmungsstile und Befindlichkeiten sie durch ihre Existenz und Anwendung vermittelt. Im Kopf und im Fleisch. Was sagt die Technik denen, die sie bedienen, denen, in deren Dienst sie angeboten wird? Und schließlich denen, die weder an der Technik verdienen, noch durch sie bedient werden und die nur Zuschauer sind, wie die Ehegatten und Partner. Und wie, in welcher Instrumentalität "spricht" die Technik -- in unserem Fall so laut, daß sie die Abhängigkeit von Dienstleistungen als Wünsche einflüstert. Keine medizinische Technik der Gegenwart hat sich so folgenreich in

der Alltagswahrnehmung der gebärfähigen Frauen eingenistet wie die Ultraschall-Lotung. Nicht die Kernspinn-tomographie, nicht der Blutdruckmesser, auch nicht das CTG.

Die Frage, die wir uns stellen wollen, ist also die nach der einzigartigen symbolischen Prägmacht des Ultraschalls. Die chemischen und biologischen Analysen wie der Schwangerschaftstest oder der Hepatitis-Test oder andere Blut- und Urin-Analysen vermitteln keine Gestalt. Der Blutdruck- oder Zuckermesser bestimmen bei begrenzten Patientengruppen Gefühle, aber kein Bild. Die Kernspinntomographie und magnetische Resonanz werden einstweilen nur von wenigen mit einem eigenen Erlebnis verbunden. An der Beschallung hingegen läßt sich zweierlei in einzigartiger Prägnanz untersuchen: die somatogene Macht einer spezifischen Technik und die Herstellung eines psycho-somatischen Bedürfnisses nach einer Synthese von Fleisch und Kybernetik im Zeitalter von Windows 95. Wie es eine Hebamme aus Göppingen einmal gesagt hat: "Des is doch an Quatsch und des wird a Wunsch".[12]

Zu dieser somatogenen Wirksamkeit eines zweifelhaft nützlichen und wahrscheinlich schädlichen, kostspieligen Rituals möchte ich gerne vier Thesen aufstellen. Vielleicht gelingt es mir, sie plausibel und diskussionswürdig zu machen: unterbauen und beweisen kann ich sie in den verbleibenden 15 Minuten nicht.

1. Die Interaktion der Schwangeren mit dem Bildschirm des Ultraschallgerätes entkörpert die Frau.

2. In dieser Interaktion des Blickens mit dem Phantom der eigenen Innerlichkeit wird die Sinnlichkeit der Wahrnehmungsorgane abgebaut, ja gelähmt.

3. An die Stelle der haptischen, also tastend-ergreifenden Wahrnehmung, die sich kaum in Worten und nur symbolisch in Bildern ausdrücken läßt, tritt eine heterogene, also fremd-bestimmte Verkartung, an der sich fortan die - - nun primär optische - Autozeption orientiert.

4. In dieser Vereinnahmung durch das instrumentell hergestellte Phantom des eigenen Inneren wird auch in jedem Moment ein Qualitäts-Urteil vermittelt: eine vielfache Bewertung des inter-uterinen Neoplasmas und seines biologischen Umfeldes. Aus dem intuitiven, historisch traditionell verankerten und einzigartigen Erlebnis der "Guten Hoffnung" wird ein Dossier für Planung, Versicherung und Diagnostik.

[12] Dieser klassische Satz zur Bedürfniserzeugung durch Technik bezog sich auf die Epiduralanästhesie, siehe Köber, Schwangerschaft, S.50.

Ich will diese Thesen besprechen, auch wenn ich beim Durchdenken der Sache ganz tief traurig werde: beim Gedanken an diese Frauen, oft diese Freundinnen, die das Lachen verlernt habe. Frauen, die einen Anspruch auf das Wunschkind nach Maß erheben.

ZUR GESCHICHTE DES ENTKÖRPERNDEN BLICKS

Heute hüten sich schwangere Frauen vor Schlafmitteln, kaltem Tabakrauch und Gemüse aus der Gegend von Tschernobyl. Den Frauen, mit denen ich mich befaßt habe, ging es um die Hut der Augen: sie hatten Angst vor dem Blitz oder dem Brand der Scheune, die sich über ihre Augen im kommenden Kind eingraben würden. Sie hatten Angst vor dem bösen, neidischen Blick der Unfruchtbaren. Sie wußten etwas von der Gewalt ihrer geschwängerten Lüste, die "les envies" auslösen konnten -- auf den ganzen Kuchen, den vollen Krug Bier.[13]

Ich will jetzt etwas vom Blick der Schwangeren heute sagen: von der Gefährdung der werdenden Mutter durch den Anblick, den Ausblick und die Einsicht, die ihr das Medizinsystem heute aufschwätzen. Denn kaum ist ihre Schwängerung diagnostiziert und schon wird sie zum Objekt unzähliger, ihr undurchsichtiger Verfahren. Früher galten Richtlinien für das Benehmen von Beamten; seit 1965 hat die Inflation der "Mutterschaftsrichtlinien" eingesetzt. Die meisten Resultate der Vermessungen, die an ihr vorgenommen wurden, werden ihr auch in etwa als Tabellen und Werte, als Teller und Kurven, als Schatten und Umrisse gezeigt. Sie nimmt das Drum und Dran wahr, kann aber meist das Warum und Wozu nicht durchschauen. Im Laufe der letzten 20 Jahre sind vorschriftsmäßige "Vorsorgen" zur Schwangerschaft um 500 % gestiegen. Ein Minimum von 190 Einzeluntersuchungen werden von der "einfachen Vorsorge" vorgeschrieben, typisch aber sind insgesamt 250 diagnostische Prozeduren, die sich auf 20 Sitzungen im Laufe der 9 Monate verteilen, vom Tripl Test zur Dopplersonographie, dem Vaginal-Ultraschall und der HIV Reaktion.[14]

Alle diese Maßnahmen haben umstrittenen Wert, stellen Belästigungen und Kosten dar und sind nicht ohne Gefahr. Jede Maßnahme sagt etwas zur Frau, zeigt ihr etwas. Ich frage mich was sie ihr sagen. Sicher scheint mir, daß mit jeder Einladung einem Verfahren zuzustimmen, mit jeder routinemäßigen Entnahme von Blut oder anderen Säften, mit jeder Durchleuchtung und Vermessung der Frau bescheinigt wird, daß "hier etwas hätte vorliegen können", auch wenn einstweilen wenigstens "nichts vorliegt" und alles derzeit "in Ordnung ist". Subtiler könnte man die schwangere Frau nicht verängstigen, geschickter ihre Befindlichkeit garnicht von einem fremden Urteil abhängig machen. Die Frau, die voll bei

[13] Dazu Yvonne Verdier, Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf. Stuttgart 1982.
[14] Zur Häufung der Interventionen in der modernen Schwangerschaft, siehe den Sammelband einer Tagung in Bremen: 'Unter anderen Umständen'. Mutter werden in dieser Gesellschaft, hg. Bremische Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau, Bremen 1997.

Sinnen schwanger wurde, lernt so ihren Sinnen nicht mehr trauen. Wie es ihr geht, was ihre Aussichten sind, lernt sie sich sagen zu lassen. Genau jene Selbstsicherheit, jenes Vertrauen darauf, daß die Natur schon weiß, was sie tut, jene "gute Hoffnung", in deren Dienst die Geburtshelferin stand, werden hier untergraben. Das Angebot an gynäkologischen Leistungen steigert deren Produktion und deren Konsum schafft neue Nachfrage, ja neue Berechtigungen.

"Ich frag immer -- sagt eine alte Hebamme über ihren Geburtsvorbereitungskurs -- 'Sind Sie gwäse?' Ja. 'Und wie isch's?' Ja, s'isch in Ordnung. 'Ja und wie fühle Sie sich?' Ha, ich bin beruhigt. 'Des isch wichtig. Wenn mer weiss, s'isch alles in Ordnung, wenn mer denkt, des isch net in Ordnung ...'[15]

VOM SCHWUND DER SINNE, VON DER LÄHMUNG DER WAHRNEHMUNG

Noch tiefer als Messungen und Labor-Untersuchungen wirkt aber die Technik der Visualisierung, um die es uns hier geht. Die Schwangerschaft ist in den letzten Dekaden zu einem körperlichen Zustand geworden, der einzigartig durch Techniken der Sichtbarmachung von vormals Unsichtbarem geprägt wurde: Eletronenmikroskop, graphische Veranschaulichung von statistischen Häufigkeiten und der Ultraschall. Jede dieser Techniken wirft einen anderen symbolischen Schatten auf die Schwangere. Die Ultraschall-Lotung wirkt in ihrer klinischen Anwendung besonders tiefgreifend auf das konkrete Erleben des eigenen Körpers und des eigenen Kindes -- und zwar in der neuen klinischen Situation, in der Frauen lernen, sich ihren Zustand durch die Bildschirmvisualisation digital verarbeiteter Vermessung von Gewebedichtigkeiten als "Herzenssache: Mein Baby" interpretieren zu lassen.

Beim Ultraschall in den Bauch wird je nach der Dichte des Gewebes dort, wo es von der Schallwelle getroffen wird, ein Echo von verschiedener Stärke zurück geworfen. Dieses Echo wird elektronisch in unterschiedlichen Meßwerten beziffert. Jeder Meßwert wird in einen Grauton umgesetzt und aus winzigen Quadraten dieser Grautöne entsteht ein Mosaik, das als Polaroidabzug oder als Video-Verzeichnung nachhause genommen werden kann.

Vor zehn Jahren war an den "Grautönen" noch wenig zu sehen, kaum mehr als ein harter zerfranster Schatten, in dem sich nur mit gutem Willen und dem Kommentar eines Experten Rumpf und Glieder als Umriß ausmachen ließen. Aber die Bildauflösung wurde inzwischen erheblich verbessert und die Technik wurde so gestaltet, daß die Schwangere gemeinsam mit dem Arzt in real time vermeintlich in ihren Bauch "gucken" kann. Mit eigenen Augen kann sie den Ablauf eines biologischen Prozesses betrachten und ihm

[15] Köber, Schwangerschaft, S. 29, siehe auch Fn 12 im alten Konzept.

Wirklichkeitsstatus verleihen. "Die Wahrnehmung der Frau wird biologisch objektiviert" habe ich das 1991 gefaßt. Diese Einladung zur Verquickung ihrer Herzenswünsche und Phantasien mit dem biologischen Prozeß, dessen Entwicklung sie verfolgt, ist für mich ein Skandal. Ebenso die Verquickung des Phantoms in ihrem Bauch mit dem "öffentlichen Fötus" als einem Emblem für "ein Leben". Im "Blick" der Schwangeren auf den Bildschirm des Ultraschallgerätes wird ihr Gesichts-Sinn von der wirklichen Welt, der sicht- und tast- und erlebbaren Gegenstände abgetrennt, um aus 320x200 Pixel etwas Neues zu fabrizieren, das auch "Körper" sein soll. Sie schaut in einen stockdunklen, technisch konstruierten "Raum" hinein und Ihr "Gesicht" wird dazu veranlaßt, dort ihr kommendes Kind zu "sehen".

VERKARTUNG: QUALITÄTSBLICK UND QUALITÄTS-PRÜFUNG

Mit dem "Körper", der bei Sinnen sein kann, schwindet auch die Grundlage, auf der in anderen historischen Epochen ge-urteilt und be-urteilt wurde: der Gemeinsinn, der sensus communis, der "common sense". So wurde bis in das frühe 18. Jahrhundert hinein von Philosophen und Medizinern ein Sinn genannt. Alle wußten, daß es ihn gab, auch wenn er verschiedentlich verortet wurde: hinter der Nase, im Herzen oder im Bauch. Seine Aufgabe bestand darin, die anderen fünf Sinne gegeneinander abzuwägen und die Wahrnehmung davon zu ermöglichen, was "gut" ist und worauf man sich verlassen und einlassen kann. Mit dem Gemeinsinn wurde die Grundlage der "guten Hoffnung" gelegt.

Im späten 17. Jahrhundert verschwand der Gemeinsinn weitgehend aus der Anatomie und wurde zu einem Begriff in der Rechtsprechung. Der historische Prozeß der Entkörperung des Guten und der Hoffnung konnte damit einsetzen. Dieser Prozeß erreicht mit den "Mutterschafts-Richtlinien" der 1980er Jahre sein Ende. Die Zuneigung der Schwangeren zum Kommenden wird mit einem ebenso fiktiven wie objektivierten "Körper" besetzt: in der Interaktion des Blickens mit dem Phantom der eigenen Innerlichkeit wird die Sinnlichkeit der Wahrnehmungsorgane abgebaut, ja gelähmt; und weiter: was die Schwangere "sieht" und was ihr der Gynäkologe als "ihr Kind" deutet, erscheint auf dem Bildschirm zwischen den Koordinaten von zwei Messleisten, die auf eine Fötenklasse als einem statistischen Durchschnitt kalibriert sind. Die genau genommen ohnehin nur "vermessene Masse", die ihr als ihr "Kind" vorgestellt wird, bietet sich im Rahmen einer registrierenden, prüfenden und folglich technisch-verwaltenden Erfassung eines Körpers dar, dessen Normabweichung oder -passung schon durch die Koordinaten gegeben ist. Wir wissen wenig darüber, was diese mit den eigenen Augen konstatierte Kalibrierung ihres Kindes zwischen Abweichung oder Paßgerechtigkeit in Bezug auf den jeweiligen Durchschnitt vergleichbarer Fetenpopulationen der Frau mitteilt. Die Hilflosigkeit von Schwangeren, zum Angebot des genetischen screenings "ihres Kindes" ein klares Nein zu

sagen, ist wohl auch in dieser Vereinnahmung ihrer Sinnlichkeit durch das instrumentell hergestellte Phantom des eigenen Inneren begründet.

2.4

Die IPPNW, die "Internationalen Ärzte gegen den Atomkrieg", haben sich im Laufe der 80er Jahre zum medizinkritischen Forum innerhalb der Ärzteschaft gemausert. Ich hielt diesen Vortrag auf der Jahrestagung anläßlich des zehnjährigen Bestehens der Deutschen Sektion im Februar 1992 in Berlin. Im Spiegel der Körpergeschichte habe ich es versucht, auf eine vierfache Diskontinuität zwischen der westeuropäischen Tradition ärztlichen Beistands und der professionellen Funktion des heutigen Mediziners aufmerksam zu machen. Ich wollte das Augenmerk dieser Elite engagierter Praktiker von der Kritik medizinisch verursachter, also "iatrogener" Gesundheitsschädigung zur Kritik der iatrogenen Entkörperung der Patientin lenken.

2.4 Vom schmalen Grat des Arzt-Seins: Der iatrogene Körper [1]

Schon mehrmals bin ich im Laufe dieser letzten Jahre aus meiner Eisenacher Praxis des 18.Jahrhunderts auf einen Kongreß gerufen worden. Meine Gastgeber waren zu anderen Malen Wissenschaftshistoriker, Beraterinnen bei Pro-Familia, Semiotiker oder Technikgeschichtler. Ich habe noch niemals zu einem Kongreß von Ärzten gesprochen, also zu Leuten, die behaupten in der Nachfolge von Doktor Pelargus Storch zu stehen, in dessen Allgemeinpraxis am Thüringisch-Wettinischen Hof ich mich eingearbeitet habe. Etwas wackelig ist mir schon bei dem Gedanken, jetzt vor eine internationale Gesellschaft von Medizinern zitiert worden zu sein.

Was meine Verdutztheit noch vergrößert, ist das Thema. Seit Jahren bin ich in einer Arztpraxis des frühen 18. Jahrhunderts zuhause. Was mich dabei beschäftigt, ist nicht die Wirksamkeit der Storch'schen Rezepte, sondern der damals erlebte Leib der Frauen in seiner Praxis. Meine Forschung richtet sich auf das Erlebnis der Verstockung, der irrenden Flüsse, der kalten Mutter, der ersten Regung des Kindes, von denen die Frauen dem Arzt klagen. Ebenso versuche ich, die vom Arzt zwischen 1721 und 1741 unternommenen Versuche zu verstehen, das Frauenblut in die der "Natur" entsprechenden Bahnen zu lenken. Ich bin also bei einer Generation von Ärzten zuhause, deren Arztsein untergegangen ist.

Hier soll ich von einem ganz anderen Thema sprechen: dem "schmalen Grat des Arztseins" heute: im Zeitalter der Versicherungen, der Immunologie, der Systemanalyse, der Synapsen und der sogenannten Bioethik. Als mir das Thema vorgelegt wurde, dachte ich beim "Grat" an beschädigte Wirbel. Erst langsam verstand ich, wie tief die ethologische Aporie, die benehmensbezogene Ausweglosigkeit sein muß, die zur Wahl dieses Titels geführt hat.

An die zwei Dutzend Vorträge stehen ja auf dem Kongreß-Programm der "Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges", der hier im Berliner Kongreß-Zentrum läuft. Und nur ein einziges der Referate im Plenum hat das Arzt-Sein zum Thema. Und gerade für dieses Thema haben sie mich, eine Kultur-historikerin eines untergegangenen Frauenkörpers und einer unvorstellbar gewordenen Praxis, eingesetzt. Im Eisenach meines Stadtarztes gab es fast nichts von dem, was heute zum Stand, zum Wissen, zur Ideologie und zur Praxis des

Arzt-Seins gehört. In meiner Praxis gab es keine Laborantin, keine Sekretärin, kein Versicherungs-Formular; keine Kunstfehlerklage; kein Antibiotikum, Diazepam oder Aspirin; keine Statistik und auch keine Einweisung ins Krankenhaus. Arzt-Sein damals war unvergleichbar mit der Ausübung einer modernen Profession. Was kann wohl so wer wie ich sagen, wenn Hunderte von Ärzten sich treffen, um im akuten Bewußtsein Ihres "Arzt-Seins" Rüstung, Wiedervereinigung, Drittwelt, Ozon oder iatrogene Schäden zu verhandeln?

Was kann ich Ihnen bieten? Na, wenn Sie mitkommen wollen, kann ich Perspektive schaffen: disziplinierte Entfremdung. Ich kann Sie zum Studium einiger casus einladen, die der Eisenacher Stadtphysikus Storch notiert, kommentiert und überliefert hat. Im Spiegel dieser seiner Praxis kann ich Sie dann mit Befremden auf das Treiben derer gucken zu lassen, die sich heute Ärzte nennen. Damit ließe sich am Beispiel des Arztseins die Frage über "den schmalen Grat des Menschseins heute" stellen, die garnicht mehr so selbstverständlich ist wie früher. Ich war vor kurzem auf einem Monsterkongreß in Essen. Das Kongreßthema dort war die "Neudefinition des Menschen im Zeitalter des Computers". Kurz und bündig war das Kongreßthema beschrieben: auf dem Programm stand die Umgestaltung der Natur des Menschen. Da sollte diskutiert werden, ob und in welchem Masse technologischer Fortschritt in eine solche Umgestaltung mündet. Bei einer solchen Erörterung will und kann ich nicht mitreden. Denn dort, wo die Natur des Menschen der Technik anheim gestellt wird, muß ich schweigen. Ich muß schweigen, wenn die Natur, der Mensch, der Körper zur Ziffer gemacht werden, zur Variablen, zu etwas also, das mir als Historikerin unter diesem Namen unbekannt ist. Denn wenn so mit Wörtern umgegangen wird, verlieren sie den Ankerplatz im Herzen, in der Leibhaftigkeit und jedes Echo im Geist. Dann wird es möglich, den entkörperten Menschengeist im digitalen Alltag der künstlichen Intelligenz gegenüber zu stellen.

Andererseits würde ich in eine semantische Falle steigen, wenn ich dort mitreden wollte, wo Natur der Machbarkeit unterworfen werden soll. Wo das angenommen wird, da ist der Unterschied zwischen Gut und Böse schon getilgt, um garnicht von dem zwischen Leiden und Schmerz, zwischen Innigkeit und Libido zu sprechen.

Der Ankerplatz, von dem aus ich mein klares "Nein" zu einer solchen "Neudefinition des Menschen" wagen kann, ist die Vergangenheit. Und dazu will ich Sie einladen. Wenn mir diese Führung in die Vergangenheit auch nur annähernd gelänge, dann ließe sich gerade aus der Perspektive einer untergegangenen Epoche dieser rasante Verlust von historischer Selbstverständlichkeit überhaupt erst sehen. Und aus dem Blickwinkel einer alten Praxis erscheint dann unser "Sein" -- Arztsein und Menschsein gleichermaßen - unglaublich:

einigermaßen verrückt und hoffentlich auch komisch. Vielleicht hat das Programmkomitee einen Gedankenblitz gehabt und diese Außenseiterin eingeladen, weil sich ein Zünftiger, ein Arzt, über das, was hier vor sich geht, nicht kreativ lustig machen dürfte.

Auch Frau Müller weiß, daß Atomrüstung ungesund ist, daß Wasser lebensnotwendig ist, daß die Chirurgie oft mörderisch und Chemie oft giftig sind. IPPNW hat seit zehn Jahren die Überzeugung genährt, daß Ärzte dies besser wissen. Warum? Doch wohl nicht deshalb, weil sie die Hautkrebs-Rate, die durch Ozonverlust bedingt ist, genauer kennen als Frau Müller, sondern weil die Überzeugung durchgesetzt wurde, daß das Arzt-Sein eines Medizinabsolventen diesen zu einem grundsätzlich Frau Müller überlegenen Urteil befähigt. Und diese ärztliche Sonderkompetenz in gesamtgesellschaftlichen Belangen beruht auf einer gesellschaftlichen Akzeptanz der besonderen Befähigung des Arztes, mit Zukunft diagnostisch, mit Entscheidungen therapiebezogen, mit Bedrohung präventiv und mit Befindlichkeiten objektivierend umzugehen.

Und eben die kulturellen Selbstverständlichkeiten wie die Planbarkeit, die Programmierbarkeit, die Versicherbarkeit der Befindlichkeit schaffen den Rahmen, durch den auch der ernsteste Versuch des "Arzt-Seins" heute von einer Historikerin wie mir in seiner unvergleichbaren Neuartigkeit wahrgenommen werden kann. Wenn ich also als Kulturhistorikerin des Frauenkörpers und nicht als Medizinhistorikerin an das mir vorgeschlagene Thema herangehe, so geht es mir nicht um den Zuwachs biologischer Erkenntnisse oder therapeutischer Wirksamkeit im Laufe der Jahrhunderte, noch auch geht es mir um die sozialen Konsequenzen der wachsenden Medikalisierung, die zum Beispiel in der hierarchisierten Benachteiligung von Frauen oder Ausländern im Vergleich zu Krüppeln und seltenen Fällen ihren Ausdruck findet. Es geht mir um den medizinischen Ausdruck -- und noch mehr um die ärztliche Verinnerlichung -- gesamtgesellschaftlich praxis-prägender Axiome.

So gesehen ist etwas gleichzeitig Absurdes und doch Passendes an der Entscheidung des Programmkomitees, daß nicht einem Arzt, Pfarrer oder einer Politikerin dieses Thema aufgetragen wurde, sondern einer Historikerin, die sich seit einigen Jahren mit dem Umbruch der körperlichen Hexis, also der leib-haftigen Alltagsverfassung in der Neuzeit beschäftigt. Absurd sage ich, weil diese Wahl etwas darüber aussagt, daß kritische Ärzte sich wohl mit dem ganz neuen Spektrum von globalen, ökopolitischen Fragen beschäftigen, die auf dem Programm stehen, offenbar aber nicht mit dem grundsätzlich neuartigen Wesen des Arztseins heute. Passend andererseits ist es, daß der bedeutendste Zusammenschluß von kritischen Ärzten es wünscht, nicht systemimmanent, also abstrakt-vernünftig, sondern aus der großen Ferne des Gewesenen das eigene Tun im Spiegel zu sehen. Denn was die

Rückschau über die beängstigende Beengung jenes Grates aussagt, auf dem der Mediziner heute noch als Mensch und deshalb als Arzt fungieren kann, beleuchtet zweierlei: einerseits eine historisch gegebene, für praktizierende Ärzte unvermeidliche - und für so manche unaushaltbare - Beschränkung und andererseits eine nüchterne und deshalb klärende Einsicht.

Vor ich nach diesem methodischen Wurmisieren der Historikerin meine altmodischen Vexierspiegel herausziehe, müssen noch zwei Prolegomena behandelt werden:

Zuerst eine begriffliche Einschränkung: Wenn ich vom Arzt-Sein spreche, meine ich eine Form der Begegnung. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß die meisten Mediziner den harten Kern ihres Arzt-Seins in so einer menschlichen Begegnung mit dem von ihnen menschlich betreuten Patienten sehen wollen. Ich weiß, daß ich mit dieser Einschränkung des Arzt-Seins wahrscheinlich die Mehrzahl aller Betätigungen im Medizinbetrieb ausschließe: die des Chirurgen, Verwalters, Versicherungsfachmannes, des Hämatologen oder Radiologen, auch wenn sie promovierte Mediziner sind. Der bewußte Verzicht auf das Arztsein muß für viele dieser Menschen traurig sein. Ihr Arzt-sein-Wollen kann, wie dies gründlich in der Medizin-Ethnologie nachgewiesen wird, für den Patienten katastrophal sein: Diagnostik des Unheilbaren zum Beispiel kann nur tief kränken. Es hat mich berührt, wie neulich in Essen auf dem Podium eines großen Kongresses zur Zukunft der Technologie ein liebenswürdiger ehemaliger Kinderarzt, der jetzt ein genetisches Beratungsinstitut leitet, betroffen vom Abhandenkommen seiner ärztlichen Tätigkeit sprach.

Dann, nach dieser Eingrenzung des Arztseins "der" Medizin gegenüber, noch etwas Zweites zur Einschränkung meiner eigenen "Empirie", meiner historischen Schatzkiste. Die vier folgenden historischen Anmerkungen zum Arzt-sein heute binde ich an die Begegnung des Arztes mit der Frau, die vermutet, mit einem Kind schwanger zu gehen. Ähnliche Vergleichsmomente ließen sich von der Historikerin ebenso anhand der ärztlichen Tätigkeit am verwundeten Soldaten, in articulo mortis, im Vorhof des Todes oder am Lager des Pestkranken beobachten. Ich beschränke mich auf die Schwangerschaft, weil ich die historisch erforsche und auch, weil ich über ihren Verlauf heute oft Fragen an Ärzte und Hebammen so gestellt habe, daß sie mir in Umgangssprache antworten mußten. Im Gegenüber der Storch'schen Frauenpraxis in Eisenach und der Gynäkologie in Berlin heute läßt sich der Kontrast in Diagnostik, Hexis, Patientenbeziehung, Prognostik und Lebenswirklichkeit gut aufzeigen.

Das sind die vier Punkte die ich jetzt aufnehmen möchte:

1. DIAGNOSTIK

Schwangerschaft ist heute das Resultat eines diagnostischen Vorgehens, Ergebnis einer Messung, die beliebige Male mit gleichem Ausgang wiederholt werden kann; ein operationell verifizierter Zustand; ein "entweder/oder". So alt das Wort Dia-gnosis ist, der heute geläufige Sinn ist neu. In der galenischen Praxis wurde das Wort empirea verwendet und bezeichnete etwas, das es nicht mehr gibt, nämlich den vom Arzt wahrgenommenen Kontrast zwischen der Persönlichkeit des Kranken - seiner Signatur- und der gegenwärtigen Balance seiner Säfte.

Schon die hippokratischen Schriften nennen Dutzende von Indizien für eine Schwangerschaft. Noch Mitte des 18. Jahrhunderts werden in Johann Heinrich Zedlers großem Universal-Lexikon 157 solche signa aufgezählt. Alle Zeichen, einzeln oder zusammen genommen, ergeben für den Arzt eine Vermutung, aber nie ein Faktum, nie eine Tatsache. Weder die Regung der Frucht, noch das Ausbleiben des Monatsblutes sind eindeutige Nachweise. Nur die Natur wird dem Arzt am Ende, also nachträglich, zeigen, ob hinter der Regung Kind oder Wind gestanden hatten. Die Regung allerdings, die auch dem Arzt keine Sicherheit vermittelte, hatte eine besondere Funktion. Sie schuf für die Frau jenes, vom anderen nicht verifizierbare Erlebnis, durch dessen Erlebnis und Mitteilung ihr gesellschaftlicher Status sich änderte. Ein haptisches Begreifen von etwas Verborgenem wurde durch die Aussage der Frau zum Anlaß ihrer sozialen Wahrnehmung: ab dann galt sie als "wirklich" schwanger, mit allen Privilegien und aller Nachsicht ihren besonderen Wünschen und Begierden gegenüber.

Beinahe kraß ist der Gegensatz zu dem, was meine schwangeren Freundinnen erleben. Denn die Unterscheidung der Säfte, der Temperamente, der Zustände, die sich aufgrund einer Weiberklage für Doktor Storch ergeben, ist etwas grundsätzlich anderes als eine diagnostische Verifikation heute: Das stimmt auf die Schwangerschaft wie auf die Feststellung (Verifikation) einer Befruchtung, einer Nidation, einer Infektion, eines Hormonspiegels und was sonst noch vor Gericht, vor dem Versicherungsbeamten oder im Laborbetrieb einen bezifferten Namen trägt.

Damals ging es also um Abwägung oder Vermutung, heute gibt es wiederholbare Messung. Arztsein beruhte damals auf dem Urteil über eine klagende Frau, auf der Meinung über ihren Zustand, der Vermutung über Zusammenhänge. Heute steht der klagenden Frau ein als Bio-Ingenieur ausgebildeter Praktiker gegenüber, auch wenn ihm beigebracht wurde, sich vorschriftsmäßig mit Empathie zu verhalten. Für beide Vorgänge ist das Wort "Diagnostik" gebraucht worden, obwohl die bezeichneten Vorgänge zu heteronomen taxa gehören. Foucault hat ein schönes Bild für diese Heterotaxie. Er spricht

von einer chinesischen Enzyklopädie, in der unter die "Tiere" gerechnet werden: Vierbeiniges, Wesen mit Schwänzen, Dinge, die von fern her wie Mücken aussehen, der Schoßhund des Königs und die Kamele, die mit feinem Pinsel auf Reispapier gemalt wurden.[2] Gute Medizinhistoriker wissen, daß Kraut damals und Rüben heute keine Summe ergeben. Aber oft entgeht es selbst ihnen, daß schon durch die Verbindung von heutigen Sach-Kategorien (wie Nidation, Hormonspiegel, Zygote) und der sie herstellenden Methode, Praxis damals und Praxis heute unvergleichbar geworden sind. Eine auf technischem Können und systemorientierter Wahrnehmung fußende Praxis wird willkürlich, a-historisch und als Fortführung aus einer Praxis abgeleitet, deren Aufgabe es war, poetisch, sprachlich, ja religiös heute verlorenen, kulturellen Deutungsmustern für das Leiden-Können autoritativen Zusammenhang zu geben.

2. HEXIS

Unvergleichbar ist die heutige Praxis auch, weil seit Michael Balint[3] der medizinische Fachmann dadurch zum praktizierenden Arzt wird, daß er beim Patienten um die Anerkennung seiner Diagnose wirbt. Schwangerschaft war primär die langsame Wahrnehmung eines körperlichen Erlebnisses, sie wird zur Kenntnisnahme und Verinnerlichung der Medizin-Sprüche.

Nehmen wir Fall 184 aus dem 3. Band der Weiberkrankheiten: die "Bauersfrau von 36 Jahren", die über viele Wochen argwöhnte und "vermeynte", schwanger zu sein: "und fühlete noch keine Regung der Frucht, sondern ein schweres Wesen, welches im Liegen von einer Seite zur anderen fiele..." Storch rät zu einem Aderlaß am Fuß und notiert: "darauf spürete sie bald Regung" und den Beginn einer wirklichen Schwangerschaft. Das Zeugnis dieser Frau über eine "Leibesbewegung" änderte ihren Status. Für sie selbst und die Nachbarschaft machte das eigene Gespür der Kindsregung ihr Schwangersein zum sozialen Faktum.[4]

Wenn ich so dutzendweise Storchs Protokolle lese, scheint mir, daß die Frauen den Arzt rufen, weil sie Tröstung erwarten, die darin besteht, daß sie vor dem Arzt ihr Körpererlebnis ausbreiten können und der Arzt es mit seiner Diagnose besiegelt. Sie kommen, um ihre Befindlichkeit, ihre primär haptische Hexis, vor diesem besonderen Forum sprachlich als Klage darzustellen: als Gebärmutter, die ihnen zu Kopf steigt, als Klumpen, der ihnen auf dem Herzen liegt, als Druck und Beschwernis im Leib. Und weitgehend entspricht Dr. Storch ihrem Wunsch. Die epochenspezifischen

2. Michel Foucault. Die Ordnung der Dinge. Frankfurt/M. 1974, S. ...
3. Michael Balint...
4. Johann Storch, Von Weiberkranckheiten, Dritter Band, in welchen ... S.

Selbstverständlichkeiten der späten Barockzeit befähigen ihn als Arzt, ihren Zustand als ein "irrendes Fließen" unter der Haut zu fassen, das mit seiner Rezeptur wieder in die rechten Bahnen gelenkt werden soll.

Heute noch mag gelegentlich ein Arzt sich die Zeit nehmen, um abzuwarten, wie die Patientin dem körperlichen Erleben sprachlichen Ausdruck gibt. Aber die Aufgabe, für die er ausgebildet wurde, ist nicht die galenische Empirie, die ihn den Leib als einen Tensor, d.h. einen vieldimensionalen Vektor gerichteter Flüsse und Stockungen erleben ließ. Seine Aufgabe ist eine andere: es geht um die Einordnung der Patientin in ein komplexes Schema von Normalkurven und dann darum, daß die Patientin unter der Leitung des Arztes sich mit der Selbstzuschreibung eines diagnostisch-therapeutischen Prozeßstadiums befaßt. Sie soll lernen, sich durch die Optik der medizinischen Befunde zu sehen und einem Programm zu unterwerfen. Nicht das sprachliche Bekenntnis zum eigenen erlebten Soma, sondern die Verinnerlichung einer medizinischen Heterosomatik, d.h. die Herstellung und das Fürwahrhalten von zwei miteinander nicht mehr vergleichbaren Vorstellungswelten, ist zur Aufgabe der Visite geworden. Mit dem Arzt blickt die schwangere Frau auf den Schirm, um die Ultraschall-Lotung in ihrem eigenen Bauch zu verfolgen und sich die Ansicht des Fötus deuten zu lassen. Es geht dabei um die Einübung einer neuen Art von körperlicher Befindlichkeit, die gesamtgesellschaftlich heute dominant ist: die optische Hexis. Das Sehen auf Befehl tendiert dazu, die haptisch-taktile Befindlichkeit zu verdrängen. Die ärztliche Praxis in unserer Gesellschaft muß also als eine der großen Agenturen gesehen werden - in dieser Beziehung vergleichbar den Medien, dem Schulbetrieb u.a. -, in denen das Erleben auf Anleitung und Befehl geübt wird; sei dies das Erleben der Welt, des Anderen, des Gegenübers oder des eigenen Daseins. Schwangersein wird zur Einübung des Erlebens des eigenen Körpers als fötales Umfeld, wird zur Verantwortung für ein genetisch definiertes Risikobündel, wird zu einem Abhängigkeitsverhältnis von einem vielarmigen Beratungssystem.

3. PROFESSIONALITÄT

Dr. Storch interpretiert das Körpererlebnis der Frau. Er ist ein Exeget von Klagen und muß so dem heutigen Mediziner als Analytiker von Befunden gegenübergestellt werden. Der Gynäkologe verfügt über die Mittel, durch die das Schwangerschaftserlebnis hergestellt wird, lange vor jeder Regung der Frucht. Doktor Storch war kein Professioneller. Er war akademisch gebildet. Zwei ganze Jahre hat er an der Universität Jena verbracht und sein Studium mit einer lateinischen Dissertation über Heilpflanzen abgeschlossen. Er hat Schriften des Vitalisten Georg Ernst Stahl ins Deutsche übersetzt. Er hat unter anderem

acht Bände "Weiberkrankheiten" und drei Bände "Soldatenkrankheiten" - alles Fallgeschichten - zur Belehrung junger Kollegen geschrieben. Aber der ärztliche Stand war grundsätzlich etwas anderes, als es die Professionalität heute ist.

Die Patientin, die mit ihren Unterleibsstockungen wegen des ausbleibenden monatlichen Blutes zum Arzt kam, suchte Rat wegen einer Kutschfahrt bei Tauwetter, Auskunft darüber, ob das kalte Bier auf den Weißkohl, das sie damals vor sieben Monaten trank, wohl die Ursache für die Stockung ihres Blutes sein könnte. Sie wollte sich Luft machen und ließ sich vielleicht auch, wie verordnet, zur Ader lassen, wenn das nicht ihrem und ihrer Mutter Gemeinsinn widersprach. Aber: sie ließ sich kaum durch den Arzt definieren. Von jenem Patienten-Verhältnis, das für die neuere Medizinsoziologie weltweit zum normativen Begriff geworden ist, paßt kaum etwas auf die Frauen in meiner Eisenacher Praxis. Das Arzt-Sein im frühen achtzehnten und im späten zwanzigsten Jahrhundert in einen Topf zu werfen, läßt mich an Bremer Lapskaus denken. Eine Pseudohomogenität wird hergestellt, in der Ihre Art von wissenschaftlichen Schwangerschaftsverwaltern, Überwachern des Fötus, uterinen Schlüssellochguckern, "referral-specialists" sich eine Tradition zuschustern, indem sie sich als Nachfolger von Tristram Shandys Doktor ausgeben.

Und, dies wird meist übersehen, nicht nur für den Arzt und seine Klientin ist die Praxis ein Ort, an dem heutige Selbstverständlichkeit eingeübt werden. Was in der modernen Praxis geschieht, ist zur Metapher gesellschaftlichen Handelns geworden: für die Diagnostik, Therapie und Prognose von Golfkrieg, Ozonloch und Atomrisiken. Im Arzt-sein verkörpert der Mediziner das Selbstbild der systemorientierten Gesellschaft.

Der Arzt heute ist - ob er dies nun will oder nicht - Teil eines Verbandes. Und dieser Verband vereinigt, was das Grundrecht trennt: die Macht zu normieren, den Norm-Widrigen aufzuspüren und seine Behandlung zu verordnen. Der ständische Arzt in Eisenach wirkt in einer absolutistischen Gesellschaft, in der nicht er, sondern die Obrigkeit zuständig war, zu normieren, was sein soll, zu befinden, wer abweicht und den entsprechenden Vollzug zu überwachen. Storch steht der klagenden Frau als Arzt und nicht als medizinischer Agent, als Vertreter einer gesellschaftlichen Norm gegenüber.

4. LEBENSWIRKLICHKEIT

Dies Arztsein erlaubt es Storch, jedem seiner casus in seiner Einzigartigkeit an einem Moment des Frauenlebens gegenüberzustehen. Fast jede der über tausend Frauenklagen,

die ich bei ihm gelesen habe, läßt sich als eine Biologie im traditionellen Wortsinn verstehen. Als Erzählung einer Lebens-Geschichte. Der Arzt hört einer narratio, einer einzigartigen Geschichte zu. Seine Therapie setzt mit dem vorläufigen Abbruch einer Geschichte ein, sie ist also auf den gegenwärtigen Moment bezogen. Hier verschreibt er das rote Korallenpulver und notiert gewissenhaft in seinem Tagebuch, wie - nach der Visite - die (barocke) Geschichte weiter ging. Casus 29 im 3. Band beschreibt die Frau, deren Blut vor 7 Monaten - wohl durch das Essen von noch warmem Kuchen- zu stocken begonnen hatte. Er notiert, daß es fast unmittelbar nach dem Aderlaß vom rechten Knöchel zur Belebung der Frucht kam.

Meist denkt man heute bei einer solchen Geschichte in erster Linie an den Unterschied zwischen Korallenpulver und Hormonspritze und nicht an den noch viel grundlegenderen Kontrast von Situation, Haltung, Menschlichkeit. Wie damals weiß auch heute der Arzt um die Macht des Placebos, auch wenn man damals das Wort nicht hatte. Aber nur nebenbei hört der Arzt heute eine Leidensgeschichte. Primär in der Anamnese sind Parameter: Messungen an Zeitpunkten, Tendenzen von Kurven. Der Arzt heute weiß um den Wirkungsgrad der Mittel, die er einsetzen könnte und um die Schäden in ihrer Folge. Er sieht Patienten meist im Rahmen eines Versicherungsprogrammes und er sieht Menschen, die mit seiner Hilfe ihre sogenannten Entscheidungen auf Lebenserwartungen beziehen.

Storch stand vor der "Natur". Auch wenn diese Natur durch die Aufklärung schon einiges an ihrer Lebendigkeit verloren hatte, war sie für Storch noch nicht tot. Der fromme Protestant sah noch die Natur in der klagenden Kreatur verkörpert und leiden. Die Klage war sozusagen Teil einer Naturgeschichte, meist der des Geblüts dieser einen Frau. Arztsein war noch Umgang mit lebendiger Physis, natura, Geblüt. Von dieser Natur ist dem Arzt heute nichts übrig geblieben. Der Mediziner heute steht vor biologischen und auch psychischen Messungen, vor Funktionen und Vektoren. Sein Erkenntnismodus ist von Statistik geleitet, wenn nicht gar durch Statistik bestimmt. Die Ingenieur-Haltung des praktizierenden Biotechnikers scheint mir in einer historischen Arztkritik viel zentraler zu sein als der Vergleich von Therapien. Die Wahrnehmung des ihm Gegenüberstehenden durch den Mediziner als regulierbares Immunsystem scheint mir viel tiefer iatrogene Soziogenesis[5], ärztlich kränkende Gesellschaftskonstruktion als Grobheit, Nachlässigkeit, Inkompetenz, Übereilung im Einzelfall. Die epochenspezifische Kulisse des Soziodramas, das sich bei jeder Begegnung des Mediziners mit einem Patienten abspielt, sagt uns viel mehr über das Arztsein als die Liebenswürdigkeit im Einzelfall.

5. Zur sozialen Iatrogenese: Ivan Illich. Die Nemesis der Medizin. Neuauflage: München 1994.

Arztkritik richtet sich nur zu oft gegen den Mangel an Weiterbildung, die Hast, die Respektlosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen Nebenwirkungen, die Gefährdung durch ungeprüfte Maßnahmen oder die Überwältigung durch Chemie und Strahlen in der Praxis. Die Untersuchung der iatrogenen, also medizinbedingten Schäden richtet sich nun schon seit eineinhalb Jahrzehnten auf vieles, dessen Vermeidung in der Macht des einzelnen Arztes und noch viel mehr im Wirkungsbereich von Gesundheits-, Öko-, Stadt- und Arbeitsmarktpolitik liegen könnte. All das läßt zu wünschen übrig, könnte geändert werden und könnte die Richtung des "Grates" ändern, also das Tun des Mediziners, der Arzt sein will.

Sie haben mich aber nicht hierher zitiert für eine Kritik am ärztlichen Tun, sondern für eine historische Distanzierung zum Arzt-sein. Und das Arzt-sein ist zutiefst homogen mit dem gesamtgesellschaftlichen Sein unserer Epoche. Und diese Homogenität drückt sich dreifach aus. Die medizinische Praxis, zu der sich der niedergelassene Arzt durch das Versicherungswesen gezwungen sieht, spiegelt, stützt und formt das Lebensgefühl der Gegenwart. Besser als in den drei ersten Vortragstiteln des Monsterkongresses in Essen kann der Versuch der Normierung dieses Lebensgefühls nicht ausgedrückt werden: der entkörperte Mensch, im digitalisierten Alltag, angesichts der künstlichen Existenz.[6] Durch das jede ärztliche Praxis normierende Versicherungswesen wird diese Elitehaltung dem handelnden Arzt aufgezwungen. Auch wenn er sich abmüht, sich windet und drückt, auch wenn er gelegentlich seine Praxis so rechtfertigt wie der gute Beamte in einer inhumanen Bürokratie, sein Arztsein macht ihn zu einem Vermittler dieser abstrakten, theoretischen Befindlichkeit, in der sich der Patient - trotz der symbolischen gelegentlichen Ausflucht - durch die Augen des Versicherungsbeamten sehen muß.

Sie haben auf Ihrem Programm Berichte zur "Lage der Welt", zu Nato-Strategien, nuklearfreiem Europa, zur Auswirkung des Treibhauseffekts auf den Weltfrieden. Wenn man als Arzt garnichts Glaubwürdiges mehr tut, dann kann man sich immer noch mit anderen der gleichen Profession zusammentun und gegen Kernkraftwerke und Raketen und für den Frieden in Jugoslawien plädieren. Ans Abrüsten der Intensivstationen, ans Abschalten der Monitoren auf dem schmalen Grat des Arztseins haben Sie offenbar nicht gedacht.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, Sie nachdenklich darüber zu stimmen, ob nicht der gutgemeinte Versuch, als moderner Mediziner Arzt sein zu wollen, eine viel unmittelbarere

6. Siehe den Tagungsband: Gerd Kaiser u.a. (Hg.). Kultur und Technik im 21. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1993.

Herausforderung an Ihren kritischen Geist stellt als das Morden in Osijek. Und ich meine, daß eine Distanzierung von den axiomatischen Selbstverständlichkeiten unserer Epoche, dann, wenn sie von dem betrieben wird, der Arzt sein möchte, aus dem Studium vergangener Daseinsweisen von Ärzten ihre Sprungkraft beziehen könnte.

Auch ich kann ja nicht umhin, gelegentlich mal Rat bei einer Ärztin zu suchen. Und dann ist es mir wichtig, an eine zu geraten, die in ihrer Daseinsweise so dasteht, daß ich mir meine hapsis von ihr interpretieren lasse. Und weil ich auch anderen Zugang zu historisch distanzierten Ärzten ermöglichen möchte, habe ich es mir erlaubt, hier zu sprechen.

2.5

Unter den Freuden des Forscherlebens, dem ich mich verschrieben habe, ist mir die Resonanz der Hebammen besonders kostbar. Und dafür kann ich drei Gründe nennen. Erstens, weil viele unter ihnen handgreifliches Wissen von Sachen haben, die ich ahne. Zweitens, weil sie mir bestätigen, daß das Zeug, das ich aus altem Papier zum Leben bringe, den Hebammen heute dient. Und drittens, weil ich kein anderes Tun kenne, an dem der Kontrast von Beistand und Dienstleistungsproduktion sich so leibhaftig zeigt.

Ich glaube, daß auch oder gerade im technisch dicht durchgestalteten Milieu der Geburtsklinik der Mut zu einer persönlichen Haltung zueinander der beiden Frauen entscheidend ist. Aus mehreren Manuskripten von Vorträgen zu Hebammen wähle ich diesen, den ich einer beispielhaft mutigen und schönen Frau aus Holland, der Hebamme Margre Brak aus Gouda gewidmet habe. Margre ist in der Nacht nach unserem letzten Gespräch in meinem Haus in Bremen gestorben. Ich weiß von ihr und anderen, daß auch eine professionelle Hebamme der Frau als Geburtshelferin beistehen kann; daß es trotz des dichten technischen Milieus, das bis in den letzten Winkel hineingreift, eine wirkliche Alternative gibt - für beide Frauen.

2.5 Geburt unter Frauen: Geburtshilfe im technischen Milieu [1]

* für Margre Brak, von 1985 bis 1993 Hebamme in Gouda.

Sehr geehrter Herr Ministerialdirigent, meine Damen und Herren, liebe Hebammen

Zwischen den fröhlichen Querflötistinnen, den feierlichen Begrüßungsworten und einem Bericht über die Situation der Hebammen im "deutschsprachigen Europa" haben Sie eine Außenseiterin zu diesem "Festvortrag" vorgesehen. Eine Außenseiterin, die sich seit über einem Jahrzehnt mit dem erlebten Frauenkörper in der Vergangenheit und in der Jetztzeit befaßt hat. Sie haben eine Frau eingeladen, von der Sie wohl erwarten können, daß sie die heutigen Berufs-Erfahrungen kennt und die doch wieder genug Distanz zur klinischen Praxis hat, als daß sie durch sie gezeichnet, verbittert und vom Thema abgelenkt wäre. Das stimmt, denn die Geburtshelferinnen, mit denen ich meine Tage und Nächte verbracht habe, sind allesamt seit zwei bis drei Jahrhunderten unter der Erde. Wenn ich mit Hebammen heute spreche, dann habe ich oft den Eindruck, daß ich durch den Umgang mit diesen Toten geprägt worden bin: daß ich der Jetztzeit, den späten 90er Jahren, als Fossil, ja Gespenst gegenüberstehe. Seit langem bemühe ich mich, das Selbstvertrauen dieser Toten zu meinem Thema zu machen, wenn ich zu Frauen spreche, die heute noch Kinder auf die Welt bringen; zu Frauen, die am eigenen Leib die somatogene, also körperbildende Macht des technischen Milieus und des statistischen Denkens erlebt haben; zu Frauen, denen

=überwachende Embryonenschau,

=inter-uterine Intervention,

=Regelung des schwangeren Immunsystems und

=der Umgang mit neuen Worten für die Schwangere, wie "das Risiko" und "ein Leben" in einigen wenigen Jahren so zu Selbstverständlichkeiten geworden sind, daß sie diese Konzepte kaum mehr wegdenken können. Von dieser Somatogenesis[2] durch Visualisierung, also der neuartigen Verkörperung des Bildes im Leib der modernen Frau handeln meine Schriften, auf Grund deren Sie mich wohl eingeladen haben.

2. "Soma" ist das alte griechische Wort für das "Fleisch", den "Leib"; "Genesis" heißt die Schöpfung; ich spreche also von der "körperbildenden" Macht der neuen Techniken.

Im Vertrauen auf Ihr Wohlwollen, will ich es mir erlauben streitbar zu beginnen, also in der Stimme der besten Hebammentradition, wie ich sie aus dem 18. und auch noch aus dem 20. Jahrhundert kenne. Ich will von meiner Myso-iatrie sprechen.

Myso-iatrie gehört wie die myso-andrie zur Grundstimmung auf Hebammenkongressen. Zwei Fremdwörter: das griechische myso läßt sich ohne weiteres ins Deutsch als mies übersetzen: miese Gefühle dem andros, also dem Mann gegenüber vermischen sich mit miesen Gefühlen dem Arzt gegenüber. Vorbehalte gegen den Mediziner gehören wie das akute Wissen um ökonomische Benachteiligung der arbeitenden Frau und die soziale Geringschätzung der Hebamme im Medizinsystem zu den Grundmotiven, die im Hebammenmilieu sich verbünden. Nun:

= Myso-andrie, d.h. zu Deutsch die Herablassung gegenüber Mannsbildern, ist nicht mein Bier.

= Im Gegensatz zu Hebammen bin ich als deutsche Professorin nicht finanziell benachteiligt; es ist viel eher das Privileg, das mich wurmt. Wer Frauengeschichte kennt, die weiß, daß immer dort, wo Frauen als Gruppe in solchen Strukturen hierarchisch gleichgestellt werden, sie als einzelne Personen einer neuartigen Diskriminierung unterliegen.

= Die Kränkung durch die moderne Medizin gehört zu ihrem Wesen; das erste Handbuch zur iatrogenese, d.h. zur Medizin als Pathogen wurde von Al-Razi, dem Leiter der Klinik von Bagdad im 9. Jahrhundert verfaßt. Das Pharmakon war immer zweischneidig: Labung und Gift. Der Arzt war immer Prügelknabe des Witzboldes. Aber aus der Medizingeschichte weiß ich, daß es bis heute nie eine religiöse, pädagogische oder magische Hierarchie gegeben hat, die sich mit der kränkenden Kommandostruktur einer modernen Klinik vergleichen läßt.

Wenn ich von den alten Akten auf einem Wolfenbütteler Bibliothekstisch aufschaue und an Hanne, eine liebe befreundete Hebamme denke, dann gerät mein Blut in Wallung. Meine Säftemischung, meine Krasis ist gestört, nicht weil ich an sie unter den Mannsbildern denke, noch an deren gefüllte Geldbeutel, sondern an die gläserne Architektur, die konditionierte Luft und die komputergesteuerten Abläufe im Tempel, in dem sie ihren Dienst versehen muß. Was meine schwarze Galle zum Überlaufen bringt ist eben myso-iatrie.

Diese Myso-iatrie, also meine medizinische Bilderstürmerei, mein Luddismus, ist nicht emotionalen Ursprungs. Meine Myso-iatrie ist durchdacht. Ich will von den existentiellen

Folgen der Medikalisierung des Hebammenwesens etwas sagen und zwar in ihrer doppelten Wirkung: auf die Geburtshelferin ebenso wie auf die Gebärende, die sich ihr anvertraut.

Meine Überlegungen gründen vor allem in meiner Anstrengung, alte Quellen zum Sprechen zu bringen. Als ich im frühen 18. Jahrhundert noch ein Neuling war, jammerten mich die armen Patientinnen des Aderlassers. Der klägliche Zustand der Patientinnen, das humoral-pathologische Geschwätz des Arztes und seine Krokus-, Korallen- und Quecksilberpillen waren mir fast unerträglich. Inzwischen hat sich der Vergleich zunehmend umgekehrt, je mehr ich am Leib meiner Freundinnen das Kränkende an der modernen Medizin verstand. Erlauben Sie mir ein Beispiel:

Casus 82 in den "Weiberkranckheiten fünfter Band, darinnen solcherlei Zufälle, welche ordentliche und schwere Geburten betreffen"[3] ist für Dr. Pelargus Storch, Stadtarzt in Eisenach, die Bezeichnung für das eine ältere Weiblein, das 1727 mit einer harten Geburt darnieder liegt. Sie bleibt jene Schuhmachersfrau, deren einzigartiger Lebensgeschichte er mit seinen Rezepturen und Handgriffen beisteht. Was casus 82 des pedantischen Arztes damals verzeichnet, läßt sich mit dem Computer-Protokoll meiner Freundin, die mit 32 schwanger wurde, nicht vergleichen. Meine Freundin ist der fiktive Bildschirm für die diesjährig gültigen Parameter, der Schnittpunkt von Häufigkeits-Kurven, ihre Amniozentese der Regelfall, der durch die Kreuzung zweier Risiko-Diagramme hergestellt wird. Ein "Fall" mehr, der in die weltweite Forschung eingeht.

Erst seit es mir gelingt, beim Lesen der alten Texte jenes unbedingte Vorurteil über den medizinischen Fortschritt abzulegen, den immer noch meine Studentinnen in die Vorlesung mitbringen, begann ich den Stimmen der Frauen aus vergangenen Zeiten Vertrauen entgegen zu bringen. Ich glaube ihnen, daß der Eisenacher Arzt ihnen Mut gemacht hat; sowohl Susanne wie Bettina, deren Schwangerschaften ich gerade freundschaftlich begleitete, wurden im Laufe der letzten 3 Monate durch jede neue Schwangerschaftskontrolle tiefer und frecher beunruhigt; Storch hatte seine Frauen buchstäblich in Ruhe gelassen; jeder erneute Besuch beim Gynäkologen entdeckt heute einen wunden Punkt, der nach Beachtung, wenn nicht Behandlung heischt; der gültige Mutterpaß mit seinen 52 Risiken wirbt um die Mitarbeit der Gebärenden beim Lotsen des Neukömmlings durch lauernde Wahrscheinlichkeiten. In Baden-Württemberg waren 1993 von 100 Schwangeren nur noch 34 Frauen der Stigmatisierung des Aufklebers "Risiko-

3. In: Geschichte unter der Haut. Stuttgart 1987 und 1991 habe ich die Protokolle dieses Provinzarztes im frühen 18. Jahrhundert untersucht.

Schwangere" entkommen.[4] Dieser Impfung mit virtuellem Schrecken gegenüber war der Aberglaube um 1720 unschuldig. Aus dieser radikalen Skepsis entsprang meine historische Forschung.

Das ist der Grund, warum mir in diesem Vortrag Marjorie Tew eine willkommene Krücke ist.[5] Sie ist nicht Historikerin. Sie verwendet die einzige Sprache, ja "Sprache", der heute nicht widersprochen wird -- nämlich die Statistik, um meine iatrophobe Haltung als Historikerin auf feste Füße zu stellen. Wie man so schön sagt -- zu "objektivieren". Frau Tew ist Statistikerin. Sie unterrichtet "Public health" an einer medizinischen Hochschule in London. Ihr Buch "Safer Childbirth? A critical history of maternity care" ermöglicht es mir, grundsätzlich gynäkologische Fortschrittsmeldungen einerseits und die historische Entwicklung des Befindens der gebärenden Frau einander gegenüberzustellen. Ich sage: "gegenüberstellen" und nicht "vergleichen", denn Äpfel und ... Katzen lassen sich ebensowenig vergleichen, wie das Zagen und Bangen damals und die Risiko-Kalkulation heute oder der absurde Anspruch auf Qualitätsprodukte aus dem Dienstleistungssystem. Dabei ist das Schlüsselwort "safe", "safe childbirth", "eine sichere Geburt!" wie ein Ausrufezeichen, das keine historischen Vorfahren hat. Mit "safe", "Sicherheit" werden ja alle Prozeduren heute begründet.

Safe! Sicherheit! ist ein englisches Wort für das, was man "ein leeres Plus" nennt. Es sagt nichts und sagt doch etwas. Ein Wort wie ein Ausrufezeichen! Das Wort besagt einen positiven Wert. Safe/ "sicher" beinhaltet einen Vergleich, also die Abwertung von Anderem, safe ist eine verpflichtende Warnung, enthält eine vernünftige Forderung. Wer könnte schon dagegen sein? Denn safe ist ja nicht einfach das Gute, das Richtige, das Kostbare und im einzelnen Wünschenswerte, sondern bloß das, was dem Unglück, dem Unfall, der Katastrophe berechnend vorbeugt. "Safe" macht den Verzicht auf den Sicherheitsgurt strafbar. Der BMW kann im Vergleich mit dem Volkswagen als schneller, prestige-trächtiger, bequemer, dauerhafter ja billiger angepriesen werden; sobald er aber als "sicherer" beschrieben wird, leuchtet in der Werbung moralisches Pathos auf.

"Lassen Sie uns nochmal am Ultraschall schauen, das ist sicherer!" sagt der Arzt. "Safe" ist die erste Geige im Orchester der moralischen Schlüsselwörter, ist Leitstimme im Zusammenspiel mit "Gesundheit", "Wohlfahrt", "Sicherheit" und "ein Leben". Das Wort

4. Christine Köber, eine Studentin im "Hebammen-Seminar", das ich am Ludwig Uhland Institut in Tübingen 1994 durchführte, untersuchte den Kontrast zwischen "damals" (1950) und "heute" (1990er Jahre) anhand von Interviews mit Hebammen und medizinischen Daten für Baden-Württemberg. Ihr verdanke ich die Zahlen, die ich hier anführe und viele Anregungen.
5. Marjorie Tew, Safer childbirth? A critical history of maternity care. London 1990.

beschwört Querschnittslähmung oder Fahrlässigkeit, macht Dein Versagen an verantwortlichem Handeln von vorneherein schuldig. Im Deutschen gibt es für das Wörtchen safe (wie im übrigen auch für "coping") kein Werbe-Wort, das sich ähnlich griffig als Pranger eignete.

Nächstenliebe und Fürsorge sind in safe eingebaut. Väter und Großmütter sind für den Appell an die "Sicherheit" von Mutter und Kind in einzigartiger Weise anfällig. Dadurch konnte die Verbindung von Geburt mit dem Slogan "Sicherheit!" dazu führen, daß Interventionen, die unter seltenen Umständen (und trotz ihrer bekannten Nebeneffekte) vertretbar sind, heute routinemäßig bei jeder Schwangeren an den Mann gebracht werden. Vierfache Ultra-Beschallung im Regelfall, ein Mindestprogramm von rund 190 Einzeluntersuchungen bei einer Frau in guter Hoffnung. Denn, nach dem Grundmotiv der aufgeklärten Alltagsweisheit selbst im hinterwäldlerischsten Deutschland:

> "Childbirth is fraught with dangers against which only care by obstetricians can protect."[6] Geburt ist ein Gefahren-umwitterter Vorgang, gegen die nur die Gynäkologie kugelfest macht.

Ganz abgesehen von wertlosen oder meist schädlichen Interventionen werden so Bildschirm und Zangengeburt, Kaiser- und Damm-Schnitt, Provokation oder Zeitraffung in der Geburt zur Selbstverständlichkeit und das nachgewiesene Risiko der Luft, des Essens und der Bettwäsche wird aus dem Horizont verdrängt. So gering auch das Risiko jedes einzelnen Faktors der Klinik sein mag, so deuten Marjorie Tews Zahlen doch darauf hin, daß ihr Zusammenwirken die Klinik zu einem Ort vordem unbekannter Bedrohung macht. Teils können die unliebsamen Folgen unmittelbar beobachtet werden, teils manifestieren sie sich erst im weiteren Lebenslauf. Und vor allem: durch die symbolische Wirkung all dieser Prozeduren kristallisieren sich unausweichlich soziale Haltungen bei Schwangeren und Gebärenden, in der die eigene Hilflosigkeit tief verinnerlicht wurde und damit die Abhängigkeit von der Medizin plausibel und deshalb notwendig wird.

Ich spreche hier nicht als Gesundheits-Wissenschaftlerin sondern als Historikerin. Zu den dringlichen Aufgaben der neueren Medizingeschichte gehört meiner Ansicht nach die literaturkritische Untersuchung der populärwissenschaftlichen Werbung für medizinische Technik. Sie alle kennen den erhabenen Ton der zünftigen Fortschrittsmeldungen der Gynäkologenverbände auf Glanzpapier. Aus der Analyse dieser Texte wird eines klar: das Wort "Gefahr" für Mutter und Kind wird gebetsmühlenmäßig mit Hausgeburt und Hebammen verbunden, während das technische Wort "Risiko" im Zusammenhang mit

6. Marjorie Tew. Safer Childbirth? S. 292.

Klinik steht. Es bezieht sich auf die Kalkulation und Manipulation von Vorkommnissen, darunter auch gelegentlich auf die unerwünschten Nebenerscheinungen von Diagnose und Eingriff. Da wird dann, wenn nötig, darauf aufmerksam gemacht, daß gelegentlich bei einem Kaiserschnitt ein Risiko von xy besteht.

Wovon Frau Tew überzeugend schreibt, ist nun dies: die Vielfalt der Interventionen mit statistisch bestimmbaren schädlichen Folgen auf einer geburtshilflichen Universitäts-Station, angefangen von Streptokokken bis zur Verwechslung von Personen summieren sich derart, daß für die Gesamtheit der Frauen das Gebären im Krankenhaus weitaus gefährlicher ist als zu Hause. Die hochtrabende Diskussion über "Risiko-Kontrolle", verbunden mit dem dunklen Gemunkel über die Gefahren der ehemaligen Hausgeburt, verhindern eine vorurteilslose und dringlich nötige Diskussion über die Bedrohung der gebärenden Frau durch die Klinik.

Die Verzerrung der Vergangenheit ist an deutschen Universitäten schon dadurch abgesichert, daß nur promovierte Mediziner an einen Lehrstuhl der Medizingeschichte herandürfen. Diese medizinische Kolonisierung vergangener Körperpraktiken läuft darauf hinaus, daß Vergangenes, soweit es Aussagekraft besitzt, in plastische Behälter abgefüllt wird, die damals so weder gedacht noch erlebt worden sind. Und was da nicht hinein paßt, das wird dann der Religionswissenschaft, der Volkskunde oder Frauengeschichte überlassen. Was aber außerdem in Deutschland einen stichhaltigen Vergleich von Klinik und Hausgeburt unmöglich macht, ist noch etwas andres: fast alle Geburten sind in die Klinik vertopft worden, und jene Geburten, die nicht durch Unfall, Gewalt oder Zufall zuhause stattfinden, werden auf Wunsch der Schwangeren unter Beizug von Hebammen durchgeführt, deren Begrifflichkeit, Diagnostik und Methodik meist überdurchschnittlich gebildet ist. Denn auch die Hebammen sehen sich gezwungen, den symbolischen Schatten des Archaischen zu meiden.

Frau Tew und ich stehen in der Sozialwissenschaft an den entgegengesetzten Enden eines Spektrums. Sie betreibt faktorielle Regressionsanalyse, Analyse von Zahlen also. Ich habe mein Ohr dazu trainiert, aus den vertrockneten Aussagen meiner Quellen die Stimmen zu hören und zum Klingen zu bringen, die von Sinn, Bedeutung und Erlebnis des Gebärens sprechen. Und doch kommen wir beide, Frau Tew und ich, zum gleichen Schluß: daß nämlich das Verständnis der Geburt als Risiko "eine spezifisch an die moderne Industriegesellschaft gebundene Umgangsweise mit jenen Unsicherheiten" bezeichnet, "... die eben durch die Techniken dieser Gesellschaft hervorgebracht werden". Was ist die Folge dieser Einsicht? Daß nur ein Kontrast, nicht ein Vergleich zwischen den traditionellen Gefahren und dem gegenwärtigen Risiko der Geburt sinn- und bedeutungsvoll ist. Wenn

man Klinik und Hausgeburt beide als "Risiko" verkocht, dann spricht das Resultat hebammenpolitisch entschieden für die freie Praxis. Aber damit wird auch die Hausgeburt unterschwellig medikalisiert und das scheint mir hinterlistig wirksam, um die soziale Konstruktion der Frau, ihres Körpers, ihrer Schwangerschaft, des Fötus, der Mutter, ja des Kindes in weiblicher Eigenregie zu betreiben. Damit wird ein Schritt mehr getan, um den Frauenleib zu jenem paradoxalen Schauplatz zu machen, an dem die Entkörperung des modernen Menschen zelebriert wird und das unter Beihilfe der Gebärenden. Wo meine Kompetenz als Historikerin liegen sollte, ist das Verständnis dafür, was das Tun der Hebamme an diesem "Ort" gesellschaftlich besagt, bedeutet. Genesis, das heißt Geburt und Maieutik, das heißt Beistand beim Gebären, gehören begrifflich, erlebnismäßig und symbolisch zu den Grundfesten des Weltbildes, zu den Pfeilern, auf denen die conditio humana ruht, zu den Denkformen, ohne die es Mythos in seinem starken Sinn nicht gibt. Wenn ich nun (und bewußt ist das ein Gedankenexperiment) in der Studierstube von Dr. Pelargus Storch in Eisenach für die damaligen Frauen verständlich von Genesis und Maieutik heute sprechen sollte, zerbröseln mir die Sätze im Mund. An dieser Verdutztheit,

entscheiden mußte, wann ihm das Gehäuse zu eng geworden war. Es gab den "Normal-Fall" und folglich die Abweichung vom Normalfall nicht.

= Die Hebamme ist heute darauf abgerichtet, mit der Uhr in der Hand den Ablauf eines Prozesses zu kontrollieren. Vordem konnten Hebamme und Mutter warten und hoffen und sich überraschen lassen. Vor-Sicht und Umsicht, nicht Prognose anhand der statistisch ermittelten Verlaufsform der Durchschnittsgeburt, bestimmte die Haltung.

= Die Häufung der Befunde, die differenzielle Diagnose und die statistisch gestützte Prognose stellen die Hebamme unter den Zwang wiederholter Entscheidung. In jedem Stadium sind prinzipiell wirksame Eingriffe möglich, deren Verzicht von der Hebamme verantwortet werden muß.

Jede von Ihnen kann die Liste dieser Kontraste zwischen damals und heute verlängern. Denn "damals" meint hier nicht finsteres Mittelalter, sondern reicht weitgehend in den Anfang des Wirtschaftswunders hinein. Ich spreche also von etwas, das den Ehrwürdigen unter Ihnen noch gang und gäbe war. Ich habe da und dort Hebammen kennen gelernt, bei denen ich kaum etwas von diesem gynäkologischen Über-ich entdecken konnte. Denn in ihrer Jugend stand Hebammen-Kunst noch nicht im heutigen Widerspruch zur intuitiven, empathischen, ermutigend-abwartenden, wissenden Geduld, die zum Wesen der Geburtshilfe gehört.

Ich hätte beinahe gesagt: die Geduld, die zum Wesen der Geburtshilfe gehört hat. Ich hab’s vermieden, weil mit dem Verlust dieser Grundhaltung etwas in der Geburtshilfe untergegangen ist, und weil ich zu Frauen spreche, von denen einige, vielleicht viele, sich die Frage stellen mögen, was ist es im Hebammenwesen heute, das diese Haltung verhindert oder lähmt? Ist es ein Mangel in der Hebammen-Ausbildung, im Status oder Gehalt der Hebamme? Ist es also etwas, das verwaltungsmäßig, politisch oder technisch behoben werden kann?

Ich glaube das nicht. Ich glaube, daß dieser Untergang der Geduld von zwei Frauen miteinander beispielhaft ist für einen abgründigen Unterschied zwischen damals und heute. Der heute vorgeschriebene, ritualisierte Ablauf der Geburt erübrigt den ehemals von beiden Frauen geforderten Mut, aufeinander zu vertrauen und etwas voneinander zu erwarten. In diesem Verlust spiegelt sich der Schwund einer Haltung, nicht der eines Könnens. Hebamme und Gebärende stehen sich im Modell der Dienstleistungs-Produzentin und der Konsumentin, im Modell der Professionellen und ihrer Patientin gegenüber.

Besonders in Amerika habe ich beobachten können, wie Vieles unternommen worden ist, womit die dadurch entstandene Kälte, Distanz, "Eile" und eine neue Art der menschlichen Hilflosigkeit überwunden werden soll. Zusätzliche Kenntnisse und Kompetenzen werden Gegenstand von Pflichtfächer in der Hebammenausbildung. Dazu gehört die Ausbildung in Gesprächsführung, in Krisen-Management, Übung in nicht-direktiver Beratung, ja in psychoanalytisch angehauchter Therapie; Ausbildung in Körper-Visualisierung und Muskelkontrolle, ä und Gymnastik während der Schwangerschaft. Dazu gesellen sich noch orientalisch angehauchte Meditationsübungen.

Ich glaube nicht, daß diese Bereicherung der Ausbildung schädlich sein muß. Sicherlich ist sie weniger bedrohlich als noch mehr Hochtechnologie, die mit Sondermenü für Hebammen geliefert wird. Aber allzuleicht wird durch diese Forderung nach sanften Programmen die Aufmerksamkeit von jener eigenartigen, ja einzigartigen weiblichen Haltung abgelenkt, die ich aus der Geschichte der Geburtshilfe kenne.

Geburtshilfe ist wie der Brennpunkt, in dem die ganze Situation von Frau in der hoch-technologisierten Dienstleistungs-Gesellschaft aufblitzt, und aus dieser Perspektive scheint mir die Geburtsbegleitung wie eine Gratwanderung zwischen zwei Wirklichkeitsformen: Durch ihre Ausbildung, Prüfung und Zulassung ist die Hebamme nicht nur für Dritte sondern auch in ihrem Selbstbewußtsein Agent in einem vielarmigen technischen System, das Körper, Frau, Fötus, Gesundheit, Risiko, safety als Sozialkonstrukte herstellt. Im Kreissaal ist sie Agentin zur Verinnerlichung dieser Kopflast für die Gebärende. Denn durch ihre Technik tut sie Dinge, die der Frau auch etwas sagen. Andererseits vermittelt ihr ihr Stand als Hebamme das Privileg, als Geburtshelferin da-zu-sein, so sehr ihre technische Funktion und ihre Professionalität ihr dabei in die Quere kommen mögen. Ich weiß, daß der oft lebendige Wunsch, der Gebärenden als Bär-mutter, Schwester, Frau Beistand zu leisten, sich mühsam trotz -- und gelegentlich gegen -- ihre Verpflichtung als Dienstleistungs-Beauftragte durchsetzt. Und dabei sollen meine historischen Überlegungen ermutigen.

Durch ihre Anwesenheit, ihr Da-sein für eine andere Frau in diesen Stunden, kann die Person einer Hebamme für die Existenz der Gebärenden noch einmal entscheidender sein als für das Kind, das da zur Welt kommt. Denn die werdende Mutter steht mitten in einem einzigartigen Erlebnis, in dem sie sich zwischen spezialisiertem Dienstleistungskonsum einerseits und dem Ringen um eine neue Daseinsweise entscheiden kann. Beinahe unvermeidlich sind die meisten Schwangeren Deutschlands heute

=seit früh auf einer intensiven Entkörperung unterworfen;

=im Laufe der Schwangerschaft durch die hermeneutische (also diagnoseabhängige) Haltung dem eigenen Leib gegenüber noch weiter "von Sinnen" gebracht;

=aber oft auch, so sagen mir das erfahrene Frauen, in einem Zustand besonderer Offenheit für eine Andere, die sie ansprechen kann.

In dieser Situation begründe ich meine Aufgabe als Historikerin, um Sie anzuwerben. Nicht als Studentinnen an unserem Institut in Hannover, nicht als Bibliotheksbenutzerinnen, nein - als Frauen, die etwas wissen über andere Frauen; als Zeuginnen für den Blick auf die Gegenwart, den Sie bei ihrer eben beschriebenen Gratwanderung erworben haben. Und darin besteht das Privileg, das ihr Stand der Hebamme gibt, nämlich als Geburtshelferin da zu sein.

Denn darin konkretisiert sich in den wenigen Stunden jeder einzelnen Geburt die tiefe Zweideutigkeit des lebenslangen Frau-Seins in einer entkörperten und entkörpernden Gesellschaft: die Frau will bei Sinnen bleiben, und ist doch unentwegt dabei, das ihre zu dieser Entkörperung beizutragen; sie will diese eine Frau ent-binden und kann doch nicht umhin, ihre klinische Rolle abzulegen. Mein Bestehen auf dieser Ambiguität der Gegenseitigkeit von Mutter und Helferin können Sie entweder als das Mißverständnis einer hoffnungslosen Romantikerin verstehen, oder als meinen Bericht über die Einsicht, die mir den Weg zum erlebten Körper vergangener Epochen eröffnet hat.

Dem technischen Milieu können wir nicht entkommen; aber es wird nur für die zum entkörpernden Knast, die sich ihrer Sinne, ihres Herzens, ihres Körpers entledigen lassen. Er-Innerung, Nach-Erleben, Wieder-Entdeckung dessen, was Geburtshilfe war, kann (so meine ich) jeder Hebamme Mut und Stolz und Geduld geben, um in diesem Sinne GeburtsHILFE zu leisten.

Da denke ich an die selbstbewußte Siegemundin, die kurbrandenburgische Hofwehemutter aus dem 17. Jahrhundert.

"**Mutterspiegel?** was brauch' ich sehen, weil ich es mit den Händen weiss."[9]
Da denk' ich an Martha Ballard, die tüchtige Hebamme im fast dauernd vereisten US Staat Maine, die von ihren 814 Gebärenden zwischen 1785 und 1812 keine verloren hat; die nichts mehr fürchtete als eine Geburt ohne Hilfe; die nach ihrem 53.Baby im Jahr 1793 notierte:

> "23. April. War bei den Husseys, neun Tage schon dort und wieder dort beim Warten auf das Baby, das nicht kommen will ...".[10]

9. Waltraud Pulz, 'Nicht alles nach der Gelahrten Sinn geschrieben.' Das Hebammenanleitungsbuch von Justina Siegemundin. München 1994.

Da denk' ich an die alte Hebamme, die 1819 in Marburg vor einem Professor bei der Prüfung nach der Muttermund-Erweiterung befragt wurde:

"das weiss ich doch danach, wie es weh tut."

Da denk' ich an die Traudl, eine freiberufliche Hebamme im Württembergischen:

"Das eine, was ich nur langsam gelernt habe, ist das Warten. Mich mit meinem Rücken gegen den gesellschaftlichen Zwang zu stemmen, der den Wunsch nach Kontrolle, Eingriff, Beschleunigung als Begehr der Frau bis in die entlegendste Provinz gebracht hat".

Da denk' ich an Margre Brak, die großartige Hebamme aus Gouda in Holland, die mit dem Holzhörrohr noch umzugehen wußte. Warum nicht Ultraschall? schrieb sie:

"to make a difference it must make a difference" "... um besser zu sein, müßt es wirklich besser sein."[11]

Margre setzte ihre Tatkraft und ihr Wissen ein, einen Raum für die Gebärenden zu schützen, jenen Raum, der dem instrumentellen Zugriff eine Grenze setzt. Nicht die Quantität ist entscheidend, sagte sie, sondern die Qualität, also die gute, ruhige, hoffnungsvolle Befindlichkeit der Frauen. "Am Gebären -- so Margre -- zeigt sich, wie in einer Kultur gedacht wird. Eine nicht-medikalisierte Geburt ist nicht mehr oder weniger gut, sie ist nicht mehr oder weniger hierarchisch, sondern sie ist anders."[12]

Schließlich denke ich an ein Gespräch mit Frau Helga Schweitzer, Lehrhebamme in der Tübinger Hebammenschule. In ihrem Schwäbisch sagte sie:

"wisset'se, wenn die Fraue zu uns kommet, die könnet nimmer gebäre. Die hän Angscht. Die hän alles voll im Kopf. Die wisset von weiss ich was, was elles passieret kann. Und die könnet nemme gebäre."[13]

---

10. Laurel Thatcher Ulrich, A Midwife's Tale: The Life of Martha Ballard, based on her Diary, 1785-1812. New York 1990. Diese einfühlsame und anschauliche Studie über die Hebamme Martha Ballard wurde leider nicht ins Deutsche übersetzt.
11. Margre Brak, Cobi van de Coevering, Renske Drejer, Nicky van Wely. Routine echoscopie in de eerstelijns verloskunde? In: Tijdschrift voor Verloskundigen. März 1992, S. 109ff.
12. Margre Brak und ihre Hebammen-Freundinnen in Gouda und Amsterdam lehrten mich, so zu sprechen; die Gebärenden und deren Wohlbefinden war ihr das Wichtigste, deshalb wußte Margre, daß Hebammenkritik am Medizinbetrieb vonnöten ist.
13. Ich danke Christine Köber, Tübingen, die mit Frau Schweitzer sprach.

Vielleicht ist jenes Dabei-sein, von dem ich zu Ihnen sprechen will, heute nochmal etwas Neues: denn den Mut dazu, bei sich und bei Sinnen zu bleiben, muß die Hebamme heute der Gebärenden vermitteln.

Ja, wer nicht gebären kann, die kann man nicht entbinden.

3. Die bio-optimale Frau

3.1

An den Anfang dieses dritten Teils der Sammlung stelle ich meine Überlegungen zur "Pille", die ich gelegentlich einer Ausstellung des Hygienemuseums in Dresden 1996 verfaßt habe. In diesem Aufsatz verbindet sich die Philosophie der Technik mit der Geschichte des Körpers. Mit dieser Wahl will ich verhüten, daß sich durch meine Betonung des historischen Umbruchs vom fließenden zum iatrogenen Körper ein Mißverständnis einnistet. Der neue, der anatomische Körper hat nicht nur eine aufregende Entdeckungsgeschichte von Harvey bis Barnard; ich wage zu behaupten, daß er heute, 1998, durch ein fundamental neues Körpermodell abgeschafft worden ist. Diese Behauptung gründet auf der bisher vernachlässigten Ideengeschichte der Instrumentalität.

Fünf Jahre lang war Technikphilosophie an der Pennsylvania Staatsuniversität der Lieferant für die Butter auf meinem Brot. Im Forschungsseminar von Ivan Illich und Carl Mitcham zu den historischen Stadien der causa instrumentalis sind wir der Frage nachgegangen, wie und wann die Kategorie des Werkzeuges, also der Begriff des "technischen Mittels" seine Umrisse angenommen hat. In diesem Kreis fiel mir die Aufgabe zu, die Entwicklung des organon-Begriffes zu verfolgen. Für Galen, den römischen Arzt zum Beispiel, war organon sowohl die Hand, wie das Messer, wie auch der messerbewaffnete Arm. Wann kam es dazu, dem Messer eine intentio zuzuschreiben? Wie kam es dazu, die Sichel unabhängig von der Frauenhand zu denken oder das Schwert unabhängig vom Adel des Armes? Schrittweise verstanden wir "die Technik" als "Arbeitsmittel" und "die Arbeit" als Kraft, um Technik produktiv zu machen, als fundamentale und bisher übersehene Charakteristik einer langen Epoche, deren Untergang im späteren 20. Jahrhundert meist übersehen worden ist.

Über die Pille läßt sich aus historischer Perspektive vieles sagen und so manches körper-historische Thema entwickeln. Von der Sozialgeschichte von Lust und Liebe zu Wandlungen in den festen Bindungen von Mann und Frau. Von der "Geschichte des geplanten Lebens" zum Wunschkind nach Maß und der Gleichstellung der Geschlechter. Die Einladung von Gisela Staupe war mir Anlaß, die Pille in Bezug auf die Technik begrifflich zu verorten. So erscheint die Pille als Wendeboje vom Zeitalter des Körpers im Schatten der Instrumentalität und der persönlichen Verantwortung zum Zeitalter des Körpers im Zeichen der Optimierung eines Systems.

3.1 Die Einstellung des eigenen Zustands: "Die Pille" [1]

In der Kulturgeschichte hat das, was schlechthin "die Pille" heißt, Spitzenwert. Es gibt andere Objekte, denen man zeichenhafte Wirkmacht zuspricht: Hakenkreuz, Hiroshima, dem Transistor, dem PC, TV und AIDS. Für jedes dieser Objekte haben sich Autoren gefunden, die nicht die Sache und ihre technische Leistung, -- also was das Objekt tut -- zum Thema gemacht haben, sondern die sich mit dem beschäftigt haben, was das Objekt sagt. "Nach Auschwitz ....", "nach Hiroshima...", "seit UNIVAC.... dem ersten Computer..." sind gebräuchliche Satzanfänge, mit denen man auf grundlegende Verschiebungen der Existenzweise in unserer Generation aufmerksam macht. Das ist anders bei der Pille. Nur oberflächlich ist bisher die symbolische Technogenese der Pille untersucht worden. "Seit es die Pille gibt..." ist selten mehr als die Einleitung zu einem Satz, in dem Margaret Sangers übervölkerte Arbeiterwohnung, die Bevölkerungsexplosion, Frauenelend und Frauenbefreiung, pubertäre Promiskuität oder Krebrisiko das Subjekt sind. So bleibt "die Pille" zahm und der Frauenkörper bleibt trivial. In dieser Vernachlässigung des epochalen Symbolwertes der Pille zeigt sich wiederum die Unterbewertung des Frauenkörpers -- auch durch Frauen.

Mit der folgenden Skizze möchte ich die Pille als bewußtseinsprägendes Objekt der Jetztzeit ins Rampenlicht stellen. Ich will behaupten, daß die Pille der Archetypus ist für den Anbruch eines Zeitalters, das andere "post-industriell" oder "post-modern" nennen, das aber aus der Sicht einer Körperhistorikerin als ein post-instrumentelles Zeitalter verstanden werden muß. Wiederum ist es der Versuch, die Geschichte von leibhaftigen Frauen meinen Studentinnen verständlich zu machen, der mich zu einer meta-historischen Entdeckung zwingt: die Pille hat keine Ahnen. Sie in eine Reihe mit dem Prostituierten-Schwämmchen des Spätmittelalters, dem Lämmchendarm des Flaneurs zur Zeit von Baudelaire, dem Millionengeschäft mit Gummi oder mit Schaum und Spirale zu stellen, geht an der Sache vorbei. Die Pille ist ein Wechselbalg unter den "Mitteln". Das will ich zeigen, und dazu komme ich nicht ohne einen Ausflug in die Technik- oder Philosophie-Geschichte aus.

Durch die tägliche Pille ist es gang und gäbe geworden, sich selbst zu regulieren. Die Pille wurde zum Paradigma für die Jetztzeit-Technik, mit der nicht etwas "getan" wird, sondern mit der ein Zustand nach Belieben "abgerufen" und "eingerichtet" werden kann. Die Pille ist damit beispielhaft für Myriaden von anderen Techniken geworden, an die wir uns seither gewöhnt haben und die "Zustände" hervorbringen, -- beispielsweise diese Frau

1. Beitrag zum Katalogband des Deutschen Hygienemuseums Dresden: Die Pille. Von der Lust und von der Liebe, hg. von Gisela Staupe und Lisa Vieth. Berlin 1996, S.67-79.

da in den Zustand der sexuellen Disponibilität versetzen. Der Frauenkörper wurde dadurch im Laufe von dreißig Jahren zum Logo, zum Symbol des "leeren Mondes" (wie das eine Chinesin nannte) für das Zeitalter der beliebigen Irrealität. Er schmeichelt in die virtuelle "Realität" ein. Im Zeichen der Pille wurde die Schwelle in ein neues -- meiner Ansicht nach ein drittes -- Groß-Zeitalter der Technik passiert.

GESCHICHTE DER URSACHE

archoi, ure waren schon immer da: sie gebaren die Götter. Die Philosophie verdankt ihre Geburt bei den Vorsokratikern dem Ersatz von Göttern durch Ur-Sachen, und die techné, die Kunst, also die Fertigkeit ur-sächlich zu bewirken, ist das Thema der Technikgeschichte. In der westlichen Geschichte können wir drei Denkweisen über das Wirken von Ursachen, d.h. Werkzeugen unterscheiden.

In Athen, Rom, Byzanz, ja am Hof Karls des Großen war organon gleichbedeutend für das Miteinander von Hand, Schulter und Hammer. Alles was zum Einschlagen des Nagels nötig war, wurde zusammengesehen und mit einem Wort benannt, gleich ob Fleisch, Holz oder Eisen. Gedanklich unterschieden wurden vier causalitates, Ursächlichkeiten: das Holz, aus dem der Stuhl entstehen sollte, der "Sitz", den der Stuhl bieten sollte, die Form des Thrones, der für den Herrscher würdig war und schließlich die Wirkursache, also der Tischler mit seinen Händen und seinem Zeug. Diese vier Ursächlichkeiten nannte man causa materialis (den Stoff), causa finalis (das natürliche Ziel, den kosmischen Zweck) und die causa formalis, also die Gestalt, die durch die causa instrumentalis, die Wirk- oder Beweg-Ursache der Intention Wirklichkeit verleiht.

Im 13. Jahrhundert wird aus dieser letzteren, der Beweg-Ursache, eine Sonder-Kategorie ausgebettet: die causa instrumentalis. Sie ist und bleibt im Vierer-schema der aristotelischen Ursachenlehre, bewirkt aber nur auf Anlaß der Intention einer "geschaffenen" Person. Das konnte damals noch ein Engel sein, der einen Planeten regierte und durch den er am Weben der Natur teilnahm oder ein Handwerker mit seinem Zeug. Auch der Philosoph begann nun von seinem Besteck, den Kategorien, als instrumenta zu sprechen. Das erste Handbuch über die Werkzeuge der verschiedenen Künste wurde an der Weser um 1128 verfaßt und kurz darauf die erste Liste der Schreibwerkzeuge.[2] Der Körper ging auf Distanz zum Instrument, und das Instrument begann auf eigene Faust zu bewirken. Die Beweg-Ursache überschattete bald ihre drei Geschwister und wurde zur "Ursache" kurzum.

Die Zeitspanne vom 13. Jahrhundert bis zur Schwelle, an der eben die Pille steht, stand im Zeichen der Instrumentalität, so deutlich sich diese sieben Jahrhunderte in

2. Ivan Illich ... L.Kuchenbuch

unterschiedliche Epochen jener Instrumentalität einteilen lassen. So kann man die "Getriebe" unterscheiden. Mühle, Turmuhr, 'Unruhe' der Automaten, Dampfmaschine, elektrischer Motor, Düsentriebwerk erfordern aber nicht nur neue Begriffe vom Technik-Philosophen, sondern sie stellen sich auch dem Denken über die Welt bereit. Das Wasserrad treibt nicht nur den Mal-Stein, sondern auch den Erzhammer und die Mühlen Gottes; die Turmuhr schlägt auch meine Stunde; die tanzenden Püppchen im Automaten bestätigen die Herrschaft in Versailles; die 'Unruhe' der goldenen Uhr in der Westentasche des Bürgers wird zum Symbol des Kräfte-Ausgleichs im Parlament; nach dem Bild der Maschine wird der Körper jeweils neu verstanden, mechanisiert.

Auch der Bezug der Menschen zum Instrument hat seine Geschichte. Die Wartung der Mühle war noch unheimlich und die herumziehenden mechanici standen dem Teufel nahe. Das Aufziehen der Turmuhr wurde schon Aufgabe des Sakristans. Die Hand auf den Hebeln zu haben, war dann Privileg des Industriekapitäns. Der schwarze Koffer durfte sich nie mehr als 17 Meter von Präsident Nixon befinden, denn er enthielt den Knopf, um den Atomkrieg auszulösen. Also nicht nur die technische Wirksamkeit des Getriebes, nicht nur seine soziale Zeichenhaftigkeit haben Geschichte, sondern auch seine Kontrolle und Wartung. Das Instrument war immer ein Gegenüber.

1995 gehört das organon in die Welt archäologischer Kuriosa. Auch die Instrumentalität gehört ins Gestern, in ein "damals", dessen Vergangenheit vielen erschreckend und deshalb nicht akzeptabel ist. Die Vorstellung, durch gezielten Einsatz von "Mitteln" gewollte Ziele erreichen zu können, prägt aber immer noch weitgehend das Denken, die Lebensgewohnheiten und das Selbst-Verständnis. Nur, dieses emotionale Festhalten an einer instrumentalen Denkweise geht an der neuesten technischen und sozialen Wirklichkeit zunehmend und bald vollkommen vorüber. Was die technische, politische und symbolische Gegenwart bestimmt, sind Regelkreise. Und ein Denken in Rück-Koppelungen, Vernetzung, Kommunikation, Interface, Informations-Austausch, Optimierung, Funktion und ähnlichen Abstrakta sickert seit fünfundzwanzig Jahren auch in die Selbstwahrnehmung. Das neue dominierende Symbol ist nicht mehr ein "Getriebe", sondern das "operating system", das die Rückkoppelung von allem auf alles erlaubt und bestimmt. Der Manager steht nicht mehr über dem, was er verwaltet, nicht mehr dem System gegenüber: dem Wesen des Systems entsprechend sind "operator" und "operant", Manager und Betrieb ein System.[3]

Jener öffentliche Raum, in dem Bürger einander und der Regierung gegenüber stehen konnten, jene Öffentlichkeit, die noch unter Willy Brandt gedacht werden konnte, ist am Verschwinden. Der auf dem kontraktuellen Denken beruhende Gewaltenausgleich hat sich

3. Arney, William Ray, Experts and Expertise in the age of the System: Tickling the Tail of the Dragon. Chicago ...

im Weltsystem aufgelöst wie Zucker in Wasser. Vor 20 Jahren waren es nur die Vereinten Nationen und ihre 12 Töchter -- wie UNESCO und WHO --, die gemeint waren, wenn man vom "internationalen System" sprach. Heute ist auch die Müllabfuhr ein System, wie das Fernsehen und das neugeborene Kind. Und im System-Denken lassen sich alle Wörter beibehalten, denn sie passen, was immer sie dann auch meinen. Die Begriffe der Freiheit und Individualität werden heute immer häufiger in Analogie zur Computersprache verstanden: maximale Freiheit und Möglichkeit zur Selbstrealisierung beruhen dann auf einem "operating system", einem Betriebs-system, das die größtmögliche Installierung von verschiedenen "applications", also Anwendungs-Programmen erlaubt.

An dieser säkularen Dreiteilung von techne in historischen Perioden, zunächst als Handwerkskunst, dann als Maschinenbau und jetzt als Rückkoppelungskontrolle will ich anknüpfen, um von der Pille als jenem Emblem zu sprechen, das den Übergang vom Zeitalter der Instrumentalität zum Zeitalter des Systemdenkens markiert.

DREI EINSCHRÄNKUNGEN

Um die einzigartige Symbolmacht der Pille als fleischlich wirksames Zeichen der Entkörperung zu fassen, darf ich mich nicht durch die sozialen, ökonomischen, hygienischen oder krankmachenden Folgen der Pille ablenken zu lassen.

= So anstößig das erscheinen mag, muß ich, um die Pille semantisch neben Hiroshima oder dem Chip unterbringen zu können, mich aus jeder Polemik heraushalten, die unter vielen Etiketten geführt wurde und wird: der Diskussion ihrer Wirksamkeit auf die Bevölkerungs-Explosion, Krebserregung, Papst Woytila, Margaret Sanger, die Rockefeller-Foundation oder Experimente an Frauen. Mir scheint die Verinnerlichung der Systemanalyse bedrohlicher als Krebs.

= Ebensowenig darf ich mich durch die herzkranke, dreißigjährige Mutter von elf teilweise kränklichen Kindern ablenken lassen, die sich im Laufe einer neuen Schwangerschaft am 25. Januar 1925 ratsuchend an Margaret Sanger gewendet hat und der 35 Jahre später durch die Pille eine weitere Empfängnis hätte vermieden werden können. Wenn es darauf ankommt zu fragen, wie eben diese Pille seit nun 35 Jahren der frauenspezifischen Selbstintegration in das System-Erlebnis gedient hat, muß ich das Elend der Arbeitermütter der Zwanziger Jahre in Klammer setzen.[4] Gerade im Rückblick und vor dem Hintergrund der zur Routine werdenden chemischen "Einstellung" der Frau auch in den Wechseljahren und bis ins hohe Alter stellt sich die Frage, wie die Biographie zum Protokoll einer chemischen Selbstverwaltung zu werden droht: Frau schaltet erst auf "anti-

4. Bernard Asbell, The Pill. A Biography of the Drug that changed the World. New York 1995 beginnt seine Erfolgsgeschichte der Pille mit dem verzweifelten Brief dieser Frau an Margaret Sanger.

Baby" ein, und dann schaltet sie kurz aus, wenn's gelingt. Und schon mit vierzig schaltet sie um auf die Hormonpille, mit der dann nicht mehr Empfängnis sondern Knochenbruch oder Alzheimer in höherem Alter verhütet werden sollen.[5] Mein Thema ist die Modernisierung des Körpers durch eine neue Autozeption, eine neue Selbstwahrnehmung, nicht soziale oder medizinische Folgen-Abschätzung.

= Endlich, drittens, ist es mir unmöglich, mich jenen Frauen anzuschließen, denen die Selbsterniedrigung zum Ky-borg[6] -- zum halb-kybernetischen Organismus -- unvermeidlich oder gar wünschenswert und erträglich erscheint. Aus Gesprächen mit Studentinnen weiß ich, wie viele junge Frauen die Ideologie der Auto-Dekonstruktion geschluckt haben und versucht sind, ihr Fleisch auf eine Konstruktion des Diskurses zu reduzieren. So aufmerksam Frauen für die entkörpernde Wirksamkeit dieses Bewegungs-Jargons sein müssen, so klar müßten sie die symbolische Logik durchschauen, die sie mit der Pille geschluckt haben.

ZWEIDEUTIGKEIT EINES MITTELS

Seit die Pille im Diskurs aufgetaucht ist, wurden Chemie und Symbolik verbunden. Nach dem Kriegsende begannen amerikanische Pharmakonzerne Geschäfte in Richtung auf "Pille" zu wittern und zu forschen. Nicht die Angst vor der Konkurrenz, sondern die Sorge vor dem Boykott durch katholische Hirtenbriefe motivierte in den ersten Jahren eine irreführende Benennung der Sache. Kapitalintensiv wurde die Forschung um 1950, denn Zusatzfinanzierungen aus Geldern von Stiftungen an die Universitäten konnten durch die Vorstellung gewonnen werden, daß die gesuchte Chemikalie ein wirksames demographisches Agens in der Entwicklungshilfe werden könnte. Wenn in den Laborberichten um 1955 die Forschung nicht durch die Panik vor der "Bevölkerungs-explosion" motiviert war, dann war es die Familienhygiene der Ärmsten, deren Gesundheitsprobleme durch mangelnde Kompetenz der Verwendung anderer Formen der Verhütung anders nicht lösbar schienen. Bis in die frühen 1960er Jahre hinein wollten die Waschzettel der Pillenverpackung noch den Eindruck erwecken, daß zeitweilige Unfruchtbarkeit eine Nebenwirkung der Hormonbehandlung sei. Eineinhalb Jahre nach der Freigabe von Searles "Enovid" ergab eine Umfrage, daß schon einer halben Million US-amerikanischer Frauen die Hormonpille zum täglichen Konsum gegen "Menstruationsbeschwerden" verschrieben worden war.[7]

5. Birgit Luise Lunau hat das vorzüglich in einer Magisterarbeit untersucht: Die Medikalisierung natürlicher Lebensveränderungen bei Frauen - die Hormonbehandlung der Wechseljahre als Beispiel. Magisterarbeit Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Universität Frankfurt/M. 1993.
6. Donna Haraway, Lieber Kyborg als Göttin. In: dies., Monströse Versprechen. Coyote Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft. Hamburg 1995, S.165-184.
7. Asbell, The Pill, S. 163.

Diese Zweideutigkeit war -- ohne jeden Zweifel -- werbetechnisch begründet. In Massachusetts gab's damals noch einen Paragraphen, der die Werbung für Empfängnisverhütung unter Strafe stellte. Überraschend ist aber doch, daß bis 1957 in vielen Schlüssel-Beiträgen zu hormonwissenschaftlichen Kongressen ähnlich verunklarende Terminologie verwandt wurde. Beschönigung war nötig, um die Finanzierung der Laboratorien nicht zu gefährden.

Das Zögern, die Sache bei ihrem Namen zu nennen, hatte aber nicht nur kommerzielle und werbetechnische Gründe. Die epistemische Sonderstellung der Pille als Pharmakon wurde in den Jahren des Wirtschaftswunders und der Entwicklungshilfe, des Kalten Krieges und des scheinbaren Endsieges über Malaria, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten noch deutlicher wahrgenommen als heute. Gesucht war ja ein chemischer Wirkstoff, dessen pharmakologische Klassifizierung Schwierigkeiten bereitet: ein synthetisches Produkt der Pharma-Industrie, das aber nicht eine Medizin ist; nicht ein gelegentlich verwendetes Mittel, wie z.B. eine vaginale Desinfektion, noch ein Ersatzstoff wie das Insulin; nicht ein zusätzlicher Nährstoff, wie ein Vitamin; nicht die Vorbeugung gegen eine Infektion, wie eine Impfung. Gesucht war ein Etwas, das langfristig verwendet wird, um eine "natürliche", eine "biologische", eine "selbstverständliche" Funktion im Körper zu unterbinden. Eine Chemikalie, durch die eine Frau sich eine neue Verfassung geben kann. Kein Wunder, daß damals eine Anzahl von Forschern ihre Mitarbeit an diesem Projekt verheimlichten, teils weil Unfruchtbarmachung im Bekanntenkreis ärgerniserregend gewesen wäre, teils weil die Idee der An-ovulation selbst ihnen etwas Widerliches war.

Ebenso problematisch wie die "public relations" für die Firmen in den 50er Jahren war und blieb die epistemische Kategorie der Pille. Weder Medikament noch Nährstoff noch Droge zur Belustigung, wie Alkohol oder Tabak, nicht topisch eingesetzt wie Aspirin, nicht ein Placebo, noch ein Kosmetikum wie Seife, Hautcreme oder Desodorant -- was war das? Etwas, das täglich geschluckt wird, nicht um das herbstliche Rotzen aus der Nase zu unterbinden, sondern um einen inneren Vorgang, die Ovulation zu unterbinden, also einen Prozeß, der überhaupt erst seit kurzem, nämlich seit 1923 empirisch verifiziert worden war. Wie sollte man diesen Befehl zur unsichtbaren Umgestaltung, der dem eigenen Körper gegeben wird, in die Denkformen der Instrumentalität einordnen?

Ist das ein Mittel zur Selbstverstümmelung? So wurde damals tatsächlich argumentiert. Küchenmesser können gelegentlich zur Selbstverletzung eingesetzt werden und Wäscheleinen als Strang. In beiden Fällen handelt es sich aber um einen unvorhergesehenen, man könnte sagen, zweckwidrigen, mancherorts verbotenen, von manchen Religionen als sündhaft erklärten Mißbrauch. Das stimmt nicht bei der Pille. Da handelt es sich um ein hochtechnisches Spezifikum mit unübersichtlichen, unabsehbaren systemischen Folgen, die sich an der Konsumentin heute oder morgen oder erst in ihrer Nachkommenschaft zeigen können.

Dazu fragt die Technik-Historikerin: Läßt sich so etwas wie diese Pille noch als ein Mittel beschreiben? Ein Mittel zu einem Zweck? Als ein instrumentum? Als ein Werkzeug, Besteck, das sich idealtypisch in die Serie von historischen Kategorien der Technikgeschichte einreihen läßt? Das gelingt nicht. Der Kondom ist eindeutig ein Gummi, das einen Fluß frustriert, das den Samen daran hindert, an seinen "natürlichen Ort" zu gelangen. Papieren, abstrakt, körperlos klingt jeder Vergleich des Kondoms mit der Pille. Denn auch wenn die Frau zwischen Gummi und Hormon frei wählen kann und beide beim Beischlaf die Empfängnis verhindern, so wählt sie -- ob es ihr paßt oder nicht -- zwischen Objekten aus zwei getrennten Epochen: einem Instrument und einem chemischen Befehl an den eigenen Leib. Mit der Pille verinnerlicht sie ein chemisches Kommando, das ihre ganze Konstitution umzustellt, das ihr Befinden, ihre Haltung, ihre Autozeption auf lange Sicht stabil verändert, auch dann, wenn ihr die Rückgängigkeit vorgegaukelt wird.

Was also ist die Pille dann, was "tut" sie? Diese Frage wurde 1957 ausdrücklich bei einer marktstrategischen Sitzung vom Verkaufs-Chef der Firma Searle gestellt: er wußte, daß mit "Enovid" etwas Unheimliches vermarktet werden mußte: "we are going into absolutely unexplored ground in terms of public opinion".[8] Die Konkurrenz Parke-Davis entschloß sich aus demselben Grund, mit ihrem "Syntex", einem "potent drug for perfectly healthy women"[9], garnicht auf den Markt herauszurücken.

Im Rückblick über die Epochenschwelle der 1980er Jahre ist dieses kategoriale Schlingern von hartgesottenen Verkäufern um 1960 viel verständlicher geworden. Ein hochpotentes technisches Objekt, das sich nicht in die Kategorien der Zweckrationalität einreihen ließ, lag damals jenseits des Vorstellungshorizonts. Das Umformatieren eines Programmes war kaum vorstellbar. An den Fingerdruck auf eines der Bildschirm-Ikonen von "Windows-95" dachte damals niemand. Die Verkaufs-Chefs wußten, wie unheimlich ihr Angebot wirken würde -- auch auf Abnehmerinnen, die jeden Monat wegen der ausbleibenden Mensis zitterten und gerne diese Angst los gewesen wären. Aber damals gab es den uns geläufigen Wortschatz in der Umgangsprache noch nicht, mit dem etwas wie die Pille kulturhistorisch zu verorten wäre. Die Gewöhnung an die Pille hat symbolische Pionierarbeit geleistet. Sie hat das Musterbeispiel der Regulierung abgegeben, der Einstellung, der Umstellung, der System-Neuvernetzung, der Substitution von System-Zuständen, die in den 1990er Jahren zu epistemischen Selbstverständlichkeiten geworden sind. Die Pille paßt auf das Verhalten, Erleben und die Logik der Jetztzeit, die zur Zeit ihrer Einführung gerade im Anbrechen war. Sie entspricht jener Vorstellung, die erst 20 Jahre

8. Ebd., S. 164.
9. Ebd., S. 165.

später, also 1978, zum ersten Mal ein "Immunsystem" genannt worden ist.[10] Für viele Frauen war die Pille das Objekt, das von ihnen zur Selbst-Entkörperung eingenommen wurde, auch wenn es dann Männer waren, die das entkörpernde Denken über mich und Dich eingeführt haben. Es waren die deutschen Verfassungsrichter, die in ihrem Spruch zum Paragraphen 218 im Mai 1993 den "Menschen" des Grundgesetzes zu "einem Leben" umdefiniert haben, die also juristisch die Person als biologischen Lebensprozeß redefiniert und damit den Bürger zum schutz- und manipulationsbedürftigen "Leben" entwürdigt haben.[11] Es war kurz darauf der Papst, dem die Frohbotschaft nicht genügt, weil er uns endlich das "Evangelium des Lebens" predigen will.[12]

Meine Kritik an diesen Autoritäten könnte leicht so mißverstanden werden, als wollte ich in Sache "Pille" päpstlicher sein als der Papst. Das wäre entweder ein Zeichen meiner rhetorischen Inkompetenz oder ein Fehlschluß der Leserin. Mir geht es in diesem Beitrag keinesfalls darum, von einen "Naturzweck" zu sprechen, den die Pille unterbindet, wie das nicht nur moderne Scholastiker, sondern auch Philosophen gelegentlich immer noch behaupten.[13] Ich kritisiere nicht mit dieser vergossenen Milch, sondern ich bedaure die Unfähigkeit der juristischen, theologischen, philosophischen Denker, die historische Schwelle wahrzunehmen, die system-bestimmte Jetzt-Zeit vom Zeitalter der Instrumentalität trennt und zu deren Entkörperung die "Pille" spricht.

Es geht mir auch nicht um Rat oder Verbot. So sehr ich mich gegen jede Vernetzung sträube, kann weder ich noch keine, die ich kenne, sich beliebig entstricken. Es geht mir um etwas Zartes und Schmerzhaftes im modernen Frausein. Es geht mir darum, meine Haltung als Historikerin des Körpers jener Frau verständlich zu machen, die sich zur Pille entschlossen hat, um ihr zu einer Distanz zu verhelfen zu jener Selbstverständlichkeit, die von der Pille eingeflüstert wird. Was sie tut, ist und bleibt Umstellung, Neu-Einstellung, Verinnerlichung einer Körper-Konzeption, die nicht sinnlich erlebt werden kann. Herstellung eines neuen Zustandes, nicht einer spezifischen Funktion, sondern einer Frau. Und was sie uns symbolisch vermittelt, wenn wir ihrer nicht gewitzt sind, ist: Du bist ein provisorisches Subsystem, ein vorläufiges Rückkoppelungs-Bündel, "ein Leben". Nur die, die sich in einer historischen Verankerung distanzieren kann, kann darüber lachen, wenn sie sich je so begriffen hat. Schmunzelnde Distanz ist - in jenem Zustand, in den uns system-

10. Emily Martin, Flexible Bodies. Tracking Immunity in American Culture. From the Days of Polio to the Age of AIDS. Boston 1994. Die Ethnologin beschreibt die verblüffend kohärente Selbstwahrnehmung von Amerikanerinnen und Amerikanern in Begriffen des Systems, der Rückkoppelung.
11. In: Barbara Duden, 'Das Leben' als Entkörperung. Anmerkungen zum Urteilsspruch zu Paragraph 218 durch das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. In: LebensBilder, LebensLügen. Leben und Sterben im Zeitalter der Biomedizin. Hamburg 1996, S.89-100 untersuche ich das systemische Körperverständnis der Richter, das im Urteilsspruch zu Paragraph 218 zum Ausdruck kommt.
12. Papst Johannes Paul II, Über den Wert und die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens. Enzyklika 'Evangelium Vitae' vom 25.März 1995. Köln 1995.
13. Z.B. G.E.M.Anscomb. The Reality of the Past, In: Philosophical Analysis. A Collection of Essays, hg. von Max Black. Englewood Cliffs N.J. 1963,S. 35-56.

bestimmte Technik versetzt - mehr denn je die Bedingung für eine leibhaftige Haltung zu sich "selbst" und zum "Gegenüber".

Mir ging es hier darum, aus der Geschichte der Technik und der Körpergeschichte jene Kategorien zu gewinnen, die Distanz zur Pille geben können und die darauf einstimmen können, zu hören was sie sagt. Und vor allem, was sie gerade jenen Frauen mitteilt, die sich zur Pille entschlossen haben. Denn ich bin fest davon überzeugt, daß selbst der technogene Zustand, in den wir uns auch ohne die Pille versetzt finden, uns nicht unserer eigenen Haltung berauben kann.

3.2

Das Hamburger Senatsamt für die Gleichstellung der Frau hat 1991 einen Studienauftrag erteilt, um die sozialen Folgen für Hamburger Frauen von Gentechnologie und Reproduktionsmedizin zu erforschen. Diese in ihrer Entstehung bitter umstrittene Studie wurde am 24. Mai 1993 im Kongress-Zentrum in Hamburg der Öffentlichkeit vorgestellt. Nach der Begrüßung durch die zuständige Senatorin und vor den Expertinnen war ich an der Reihe.

3.2 Was Genetik tut und was sie dir sagt: Gene im Kopf [1]

EINE NEUE WORTART

Raymond Williams, der Drama Professor von Cambridge veröffentlichte 1976 ein Buch über "Schlüsselwörter". (2) So nennt er jene Wörter, an denen sich die Linke seiner Generation geschürzt hatte. Dieses Buch ist ein Meisterwerk leidenschaftlicher Genauigkeit: Jede der drei Dutzend Eintragungen erzählt von der Betroffenheit des alternden Autors durch die "klammheimliche" Bedeutungsverschiebung gerade in jenen Wortfeldern, auf deren Umrissen die persönliche Integrität seiner Jugend beruht hatte. Williams begann seine politische Wort-Wacht 1945, als er von seinem Posten als Artillerist am Kieler Kanal nach Cambridge entlassen wurde, und vor 18 Jahren brachte er seine Key Words heraus.

Wenn ich in dem Buch blättere, dann suche ich vergebens nach "Risiko", "Chance", "Umwelt", "Abfall", "Entwicklung" oder "Bedürfnis". Die starken Wörter der Politik hatten damals noch ihren Ursprung bei Dichtern, Denkern, Juristen und Demagogen: sie waren noch nicht, wie heute, Spiegel der Technokratie. Noch weniger natürlich finde ich bei Williams das Vokabular der "Gentechnologie", "pränatalen Diagnostik" oder gar der "Angstindikation", von denen es in dieser Studie wimmelt. Diese Sprache ist erst im letzten Jahrzehnt aus dem Jargon der Biomedizin und aus dem Kauderwelsch des Dienstleistungs-Apparates in unseren Alltag geschlüpft. Im Alltag beschwören diese Wortungetüme nun den Eindruck herauf, daß sie neuen Wirklichkeiten entsprechen, die sich Frauen nicht entgehen lassen sollen. Der Einwanderungsweg war dabei für diese Wort-Fremdlinge immer derselbe: In einer ersten Phase verwenden Wissenschafts-Journalisten den Neologismus im Bericht über einen "Durchbruch" im Labor; dann streiten Politiker über einen neuen "Haushalt" und um das Bundesland, in dem er institutionell angesiedelt werden soll. Dann bemächtigen sich die Abteilungen für Populärwissenschaft in Presse und Fernsehen des neuen Wortes und orchestrieren es als den Schlager des Jahres. In einem vierten Schritt entdecken Interessengruppen ihr Recht auf Sonder-Ansprüche in Bezug auf die Kontrolle von Forschung oder Beratung, weil sie für AIDS, MS oder Schwangerschaft besonders anfällig sind. Und schon ist aus dem Fragment eines wissenschaftlichen Diskurses ein knapper Wert in der politischen Arena und ein Gegenstand im Schulunterricht geworden.

PROPAGANDA FÜR BIO-QACK

Die Untersuchung, die heute vorgestellt wird, will die Technik, die hinter diesen Begriffen steht, "aus der Perspektive der Bedürfnisse und Interessen von Frauen besprechen". Die Autorinnen wollen beweisen, daß Frauen "Informationen" über diese Techniken brauchen, um durch sie nicht geschlechts-spezifisch geschädigt zu werden. Sie appellieren an Hamburgs Öffentliche Hand und fordern Programme, die Frauen den Weg zu diesen "Informationen" ebnen.

Diese Forderung halte ich für unangebracht. Mehr noch: ich halte diese Werbung zugunsten eines gen-zentrierten Umdenkens der Frau für eine Gemeinheit. Gleich wie lauter die Intentionen der Autorinnen, die Absicht wohlmeinender Biologinnen, Propagandistinnen für Gen-Informationen auch sein mögen, unvermeidlich stopfen diese Informationen Frauenköpfe mit Gen-Wust voll. Frauen lernen, sich selbst als gen-regulierte Immunsysteme verstehen. Sie verwandeln sich wahrnehmungmäßig zu Nischen, in denen Neues Leben genetisch programmiert werden kann. Anstatt auf ein Kind, also ein werdendes "DU" zu warten, verfolgen sie durch die Schirme des Gynäkologen die Selbst-Organisation eines Etwas. Ich halte die so betriebene Verkörperung der genetischen Mentalität durch die Frau für etwas Verheerendes und will das von Anfang an nicht verstecken.

Diese Versammlung hat vor 30 Minuten damit begonnen, daß eine mehrjährige Teamarbeit vom auftraggebenden Geldgeber abgesegnet wurde. Nach dem Kaffee soll dann das Resultat dargestellt und kritisiert werden. Als Zwischenakt haben sie nicht einen Clown noch einen Pastor, sondern eine Historikerin berufen. Ein Hauch von Vergangenheit soll erst mal die Nachdenklichkeit fördern. Ich habe mir lange überlegt, ob ich das tun darf. Denn sobald ich vom Erleben des eigenen Körpers, vom Vertrauen auf die Matrone oder gar von der Haltung zur Leibesfrucht spreche, so wie sie von damals lebenden, heute toten Frauen gelebt wurden, müssen die Fragen, die von der Studie formuliert werden, auf den Kopf gestellt werden. Um das vorsichtig zu tun, will ich mit der Sprache beginne.

KULTURELLE NEBENFOLGEN EINER "STUDIE"

Die vorliegende Studie ist ein Expertinnen-Bericht. Er ist in ethisch geladenem Bio-quack, einem Dialekt des internationalen Uniquack verfaßt: eine italienische Kollegin, die kein Wort deutsch kann, verstand sofort, Seite um Seite, worum es geht. Diese Studie richtet sich an die Frauen-Öffentlichkeit, an die immer wieder genannten hilfsbedürftigen Frauen. Ich frage mich: 'Wie war es möglich, daß in einer Dekade der Denkstil des bio-medizinischen Labors und die Terminologie einer zur Biotechnik verkommenen Medizin sich im Wortschatz der Frauenbewegung so eingenistet haben, daß sie nun ihre Selbst-Wahrnehmung prägen? Wie kommt es, daß Frauen geil darauf sind, sich die Kommandoworte im Gen-Programm anzueignen?

---

1. Vortrag im Congress-Zentrum Hamburg, 27. Mai 1993. Gekürzte Fassung zuerst in: Die kontrollierte Fruchtbarkeit. Neue Beiträge gegen die Reproduktionsmedizin, hg. von Eva Fleischer und Ute Winkler. Wien 1993, S.11-22.

Die Studie soll Frauen helfen. Und um zu helfen fällt den Autorinnen nichts Besseres ein, als ihre Klientinnen in die konzeptuelle Wüste der Biokratie zu locken, in der das weibliche Körpererlebnis zwangsläufig zerfleddert wird. Schön wäre es, wenn ich mir einbilden könnte, daß die meisten Frauen diese Enzyklopädie des Bio-Horrors ablehnen werden. Das wird aber nicht der Fall sein. Die Autorinnen kennen ihr Publikum. Sie wissen, daß viele Frauen ihnen auf den Leim gehen werden: Biogefasel mit ethischem Anspruch ist Mode. Das ist der Grund, warum ich befürchte, daß schon durch seine Sprache dieses Dossier auf viele Frauen entkörpernd, betäubend, verwirrend und lähmend wirken wird. Nicht die Gelder, Stellen, Vereine und Verordnungen, die sich auf diese Studie gründen mögen, sondern ihre Symbolmacht ist mein Thema.

Über die geschlechts-spezifischen Nebenfolgen -- also die Frauen betreffenden Folgen -- ökologischer, medizinischer, und sozialer Natur enthält diese Studie reichliches Material. Vor nur fünfzehn Jahren, wäre ein solches an Sonderinteressen orientiertes Kompendium von Nebenfolgen noch beispiellos gewesen. Was der Senat bezahlt, wird ihm hier gewissenhaft geliefert. Aber über diese Nebenfolgen will ich gar nicht sprechen. Mein Thema sind die Nebenfolgen nicht der Gentechnik und ihrer Anwendung, sondern die der Propaganda für den genetischen Denkstil. Ich will über die Axiome, Bilder und Anschauungen sprechen, die diese Flut von Technologie wie Treibholz mit sich schleppt und dort ablagert, wo die Genetik zum Schuß beim Weben des Gesprächsstoffes wird. Ich will über die Folgen sprechen, die das Einfädeln der eigenen Erlebnisse in diesen Gesprächs-Stoff auf die Körperlichkeit einer Frau hat. Denn es ist meine These, daß es meist keinen Sachzwang für eine Frau gibt, sich in diesem Morast zu verfangen. Die Studie dient mir dazu zu zeigen, wo es noch Raum gibt für wirkliche Wahl. Denn in den letzten 20 Jahren hat unsere Generation von Frauen gelernt, "NEIN!" zu sagen, wenn uns "das System", "die Männergesellschaft" mit ihren Selbstverständlichkeiten auf den Leib rückt. Mir scheint, daß die Zukunft jener Bewegung, die mein Leben bestimmt hat, entscheidend davon abhängt, daß wir jetzt nicht in die Falle laufen, daß wir jetzt dem bemächtigenden Griff nach unserem Fleisch, nach unserer geschlechtlichen Intimität, der unerwartet subtil als "Genetik" erscheint, ein entschiedenes "Nein" entgegenhalten.

Ich kann nicht umhin, mit der Luft der Stadt, in der ich lebe, ihre Gifte zu schlucken: Den materiellen Umweltfolgen der Technik gegenüber, bin ich weitgehend ohnmächtig. Die fetten Regenwürmer in meinem winzigen Stadt-Garten trösten, aber sie entgiften mich nicht. Das stimmt aber nicht für die Aura in meinem Kopf und die Stimmung meiner Sinne. Die sind nicht durch meine Ohnmacht sondern durch meine Trägheit gelähmt. An der Tür meines Herzens kann ich aufpassen. Zur Diagnostik, Beratung und Planung kann ich "NEIN!" sagen. Und diese Unabhängigkeit kann ich umso besser wahren, je klarer ich mit andern in einer Aura der Wachsamkeit lebe.

GRUFTI NIMMT ANSTOSS

Denn auch ich bin in das Benehmen verwickelt, das so neu ist wie die Wörter in dieser Studie. "Man muß ein Grufti wie Du sein, um zu merken, daß das nicht immer so war", hat mir neulich eine Studentin gesagt. Und so sprachen wir von der gebrochenen Sinnlichkeit. Wir sprachen konkret über das, was diese Studie objektivierend, sachlich angeht:

.... Die Hausfrau, die sich kundig machen soll, ob sie diese Kartoffeln in die Suppe tun darf: denn sie sind auf "Hebizidresistenz" traktiert, was im Klartext heißt, daß sie auch bei totaler Vergiftung des Bodens nicht eingehen.

.... Die Freundin, die sich fragen muß, ob die Nerven ihres Liebsten das mit gentechnischen "Wachstumshormonen" traktierte Schwein in der Pfanne vertragen können.

.... Die Schwangere, deren Zustimmung gefordert wird, um sie in das "pränatale Screening-Program zur Risikoeinschätzung" einzureihen. Sie soll verstehen, daß der Schatten des komputergesteuerten Datenausstoßes, der ihre nächsten drei Monate überschatten wird, zur modernen Schwangerschaft gehört.

.... Die Frau, die um jene Kriterien wissen und mitentscheiden soll, nach denen ihre Eier zur Laborbefruchtung selektiert werden.

Von all dem spricht diese Studie, und tut es informativ, so daß es als Teil des Alltags erscheint, daß Frauen sich als genetisch bestimmte, regulierbare und reproduzierbare Systeme erleben. Die Studie stellt es sich zur Aufgabe, "die gravierenden Probleme (...) bezüglich der informationellen Selbstbestimmung von Frauen" zu bedenken (p.139). Sie tut es in Worten, die dem Deutschen so fremd sind wie die Sache: "(...) es bedarf für die einzelne Person einer langen und gründlichen Reflexion darüber, welcher individuelle, betroffensspezifische Bedarf hinsichtlich der Teilnahme am Gen-Test und den daraus resultierenden Informationen besteht". (p.13).

Ich zitiere, nicht weil ich den Autorinnen sprachliche Inkompetenz vorwerfen will. Das ginge an der Sache vorbei. Ganz im Gegenteil - das was der Historikerin auf den ersten Blick als verquaster Stil erscheint, ist genau das was diese Studie sprachwissenschaftlich zu einem zeitgeschichtlichen Dokument macht. Die symbolischen Nebenfolgen dieser sprachlichen Inszenierung eines Gleichstellungsvorhabens bestehen nicht nur in der Restrukturierung des Kopfes, sondern im Erlöschen des Echos traditioneller Worte im Fleisch.

Die Sprache, die von den Autorinnen gewählt wurde, spiegelt nicht nur die Realität der Wissensverwaltung in den Alltag hinein, sondern sie schafft und zementiert eine neue Form des Denkens und des Erlebens. Viele Paragraphen bestehen aus Sätzen, die eindeutige Worte, klare Urteile, sinnlich überprüfbare Aussagen, ja Sätze so zu vermeiden wissen, daß Wörter zu Variablen in einem Algorithmus schrumpfen.(3) Wer die von den Verfasserinnen aufbereiteten "umfassenden

Informationen" nicht nur -- so wie den Wetterbericht oder den Landeshaushalt -- zur Kenntnis nimmt, sondern sich auf sie einläßt, die ist damit schon in jener Sackgasse, in der man, um "informiert" mitzusprechen, der eigenen Sprache entsagt, das eigene Herz verschließt, die Sinne betäubt und sich selbst entkörpert. Was für Frau Müller "Unsinn" ist, wird durch die Studie zum "Problem".

Auch Frau Müller weiß:

daß am genetisch traktierten Erdapfel etwas nicht stimmen kann; daß da dran was "faul" ist;

daß eine induzierte "Abtreibung" im sechsten Monat eine Gewalttätigkeit ist;

daß am routinemäßigen genetischen screening jeder Schwangeren etwas "Verrücktes" sein muß.

Frau Müller kriegt Gänsehaut, ihr schaudert, wenn solcher Schmarrn besprochen wird. Aber die alten Frauen, die gefühlsmäßig "NEIN!" sagen konnten, die sterben aus. Eine Studie wie diese hier hat den Zweck, ihre Töchter von dieser Rückständigkeit zu befreien. Wenn morgen früh die Zeitungen von dieser Studie berichten, werden so manche Müllerinnen sich sagen lassen, daß sie in Reproduktions-Angelegenheiten sachkundige Verbraucherinnen werden sollten; daß sie die dazu nötige "umfassende Information" nur durch wissenschaftlich vorgebildete "bewußte" Personen beziehen können; daß sie durch das Mittragen genetischer "Verantwortung" ihren Beitrag zur Gleichstellung ihrer Töchter leisten. Diese Studie, wenn sie nicht einfach ad acta gelegt wird, erzeugt einen neuen, geschlechts-spezifischen Sog in die ohnmächtige körperliche Abhängigkeit der Frau von Professionellen.

Wenn jene Beraterinnen, deren Finanzierung die Verfasserinnen fordern, anderes leisten sollten als die erlebnismäßige Anpassung ihrer Klientinnen an ein Denkmodell, in dem der Zwang unausweichlich mitgeliefert wird, sich psycho-physisch als genetisch programmierte Immunsysteme zu erleben, dann müßten sie nicht die "wissenschaftlichen Fakten" aus dieser Studie diskutieren. Sie müßten ihren Klientinnen vielmehr dazu verhelfen, die Axiome, die Selbstverständlichkeiten, die Voraussetzungen zu durchschauen, auf denen derartige Techniken und ihre institutionelle Anwendung zustande kommen: das "Risiko", die "Chance", "Gesundheit", "Qualitätskontrolle des Fötus", "Immunität". Aber das kann nicht sein. Ich wenigstens glaube nicht an die Möglichkeit einer öffentliche Finanzierung von Stellen, die durch Frauen besetzt sind und im Dienst von Frauen stehen und deren Aufgabe es wäre, fundamental die Selbstverständlichkeiten unseres politischen und sozialen Systems in Frage zu stellen. Diese Art der körperlich ermutigenden Aufklärung kann wohl nicht als Dienstleistung, sondern nur in Freundschaft geschehen, und Freundschaft ist, emphatisch, nicht das Thema dieses Zwischenaktes.

DER BLICK AUS EINER GEN-FREIEN ZEIT.

Die Vergangenheit ist der Ankerplatz, von dem heraus ich mein "Nein!" zu den Axiomen sage, auf denen diese Studie fußt. Ich kenne keinen besseren Standpunkt und Halt und biete deshalb meinen an. Meine Disziplin fordert von mir, Tag um Tag den Wurzeln nachzugehen, aus denen heraus gelegentlich eine Frau Müller noch heute fühlt und spricht. Meine Disziplin fordert von mir, dem Körper-Erlebnis einer Frau aus anderer Zeit nur ja nie meine Selbstverständlichkeiten überzustülpen, sondern das ganz Fremde zu verstehen. Das ist es, was auch meine Haltung bestimmt: zum Phänomen der Menschen-Eier in der Petri-Schale; zum Phänomen der hydroponisch kultivierten, also der bodenlosen Tomate; zum Phänomen der genetischen Qualitäts-bestimmung eines zukünftigen Menschen; und, eben auch, zum Phänomen der Frau, die gleich nach der Geschlechtsbestimmung ihres Embryos, den Ultraschall-photoabzug ihrer Gebärmutter als Weihnachtskarte verschickt.

So betrachtet ist der Kontrast zwischen dem Heute und dem Damals schwindelerregend. Denn ich kenne den Fall der Leinwandweberin in Eisenach, die am 27. März 1735 besorgt zu ihrem Arzt kommt, weil ihr die Braunschweiger Mettwürste seit geraumer Zeit schon im Magen kleben; ich kenne die Sorgen der Adelsdamen um die Folgen des Weißkohl auf ihre Eingeweide; ich weiß von der Wirkung des kalten Biers, besonders in Verbindung mit warmem, also unfertigem Brot auf die weiblichen Innereien. Nicht nur die Frau sondern auch der Arzt können diese Symptome nicht mit Sicherheit von einer Schwangerschaft unterscheiden.[4] Ich bin vertraut mit der schwangeren Pastorin, die sich fragt, ob nicht ihr gieriger Blick auf die Himbeeren neulich ihr Ungeborenes gezeichnet hat; und mit der Frau, die fürchtet, daß ihr Schreck beim Ansehen des Krüppels die Gliedmassen ihres Ungeborenen verdorren könnte. Ich habe versucht, die Gedanken der kinderlosen Schuhmacherin zu verstehen, die mit allen Mitteln ihre "Mutter" reinigen wollte, damit aus der Samenvermischung doch noch eine rechte Frucht entstünde. Kurz - ich weiß etwas vom Wissen der Frauen ehemals um das Essen, die Leibesfrucht und den Kinderwunsch. Und ich weiß insbesondere, wie sehr dieses "Wissen" -- so sehr es je Kind einer Zeit, einer Gegend, einer Tradition war -- im Frauenbauch erlebt wurde. Ich weiß, daß ich von Frauen stamme, die sich selbst und auch andere erleben konnten. Aus Hunderten von Fallbeschreibungen aus der ersten Ärztegeneration, die deutsche Notizen in ihrer täglichen Praxis niederschrieben, weiß ich eines: nie hat der Arzt die Frau berühren müssen, um ihr Rat geben zu können. Das heißt nicht, daß ich nicht froh bin, daß heute die Gynäkologin meine kranke Freundin nicht nur innerlich und äußerlich abtasten kann, sondern auch, notgedrungen, sie durchleuchtet, ihr Blut analysiert, ihren Blutdruck nimmt. Ich spreche nicht gegen Technik, sondern gegen ein Monopol des technischen Denkens, durch das der absolute Vorrang des Erlebens und Befindens als Kriterium des Wohlseins bedroht wird.

Nichts von all den Geschichten aus Eisenach gleicht den Themen, über die heute gesprochen werden soll. Ich nannte die Leinwandweberin, um zu betonen, daß es sie und ihren Körper gab, aber so nicht mehr gibt. Ich kenne Romantikerinnen, die wollen zurück. Ich kenne andere, die wollen von den Frauen damals "lernen". Und ich kenne noch andere, die graben in der Vergangenheit nach

"Normen" fürs Heute. Ich will weder zurück, noch will ich aus der Geschichte Belehrung oder gar Werte. Das Einzige, was ich aus dem Geschichtsstudium zur Diskussion dieser Studie mitbringen kann, ist Distanz, Skepsis. Und die brauche ich, um das tödliche an der Gegenwart in den Blick zu bekommen, gelegentlich mit Galgenhumor.

In der Bildzeitung vom 9. Februar 1993 sah ich die Schlagzeile:
FORSCHER UNTERSUCHTEN DIE MÄCHTIGSTE KRAFT DER WELT: DIE LIEBE. JEDER HAT EIN KUSCHEL-GEN.

> "Die Natur hat jedem Einzelnen über Gene eine Art Diskette von Erinnerungen mitgegeben. Auf diesen Disketten sind schöne und traurige Informationen gespeichert. Wir fragen diese Diskette ab, (...) wenn wir jemanden treffen. (...) Zwei Menschen haben sich getroffen. Ihre Gehirne haben, wie Computer, ihre Disketten abgefragt. Und nach vielen, vielen Übereinstimmungen, hat ein rotes Lämpchen geleuchtet: Liebe. Dann folgt die Chemie..."

Unter dem Bombardement von Expertenberichten im Fernsehen, den Illustrierten und dem Bioquack im Frauenhaus wird für Frau Müller die Welt, in der sie damals schwanger ging, zunehmend unwirklich. Ihre Tochter wiederum, kann sich die Zeit vor dem Fötus, vor AIDS und Hormonschweinen kaum mehr vorstellen. Die intensive Heterogenität, die dichte Andersartigkeit der verwalteten Gegenwart läßt beide, Mutter wie Tochter, die Vergangenheit nur mehr als Kostümfilm wahrnehmen. Am meisten entsetzt mich an der Studie, die wir besprechen sollen, die Selbstverständlichkeit, mit der dieser Bruch mit der "Urzeit", d.h. der Zeit vor Ultraschall und Amniozentese, also vor 1980, hingenommen wird. Das ist es, was Mutter und Tochter anfällig macht für den Sog in die Biokratie. "Wie geht's?" sagt die eine zur andern, und die antwortet "das werd' ich Dir morgen sagen, wenn mir das Labor den Bericht über meine Immunwerte zuschickt!" Beide leiden am Schwund der Begabung zu wissen, wie's ihnen "geht". Beide sehen und fühlen auf sich und die andere mit einem biomedizinisch bewaffneten Blick. Ich nenne diese Studie eine "Gemeinheit", weil sie Frauen dazu anleitet, diese Tendenz zu untermauern.

ALEXA

Es gab einmal Zwillingsschwestern, die wuchsen in der Nachkriegszeit am Schliersee in Bayern im Haus ihres Großvaters auf. Fremde konnten die zwei dünnen Mädchen kaum unterscheiden. Die eine, das war ich, war pumperl gsund. Die andere, Alexa, wurde früh schon von Zuckungen befallen. Irgendwie wußte man, daß mit dem ersten Blut sich das bessern oder verschlimmern würde. Als die Zeit gekommen war, nahm die Mutter sie in die beste Klinik, nach Heidelberg. Die Diagnose auf Hirnschaden wurde gestellt -- und die Prognose auf spätere Idiotie. Diese Prognose verurteilte Alexa zum Leben im Gefängnis unserer Blicke. Der Arzt hatte "Fresslust" als Symptom einsetzender Idiotie genannt. Ich fühle noch, wie ich Alexa beobachtete und erschrak, wenn sie eine zweite Portion Grießbrei nahm. Ich "sah" dann das vom Arzt beschriebene, verstümmelte Gehirn.

---

[4] Duden 1987

Aber auch heute noch sehe ich Alexa's Gesicht über dem Grießbrei, wenn die Gene eines Ungeborenen zur Sprache kommen. Denn ich kann den Bruch in mir nicht heilen, den mir Alexas "Diagnose" beigebracht hat. Die ungebrochene Beziehung zu meinem gelegentlich zuckenden Zwillings-Du war mir fortan durch "Etwas" entrückt: Hinter ihrem Gesicht lag die Phantasie vom verstümmelten Gehirn und der Debilität. Unser "morgen" war zu prognostischem "Wissen" geronnen. Immer wieder sah ich nicht Alexa, sondern die Patientin auf dem von den Worten des Arztes ausgelegten Weg. Im Mittelpunkt meiner Überlegungen zu den Nebenfolgen dieser genetischen Aufklärung steht der Beitrag, den das Denken in Kategorien von "System", "Immunität", "Kontrolle" zu dieser Entsinnlichung, dieser Entpersönlichung leistet. Was in meiner Generation ein Ausnahmefall war und der "Schnitzer" eines brutalen Stations-Arztes, das ist im Namen der vorgeburtlichen Diagnostik zum sozialen Anspruch geworden.

Die Schwangerschafts-Überwachung, die nach dem Zweiten Weltkrieg durchgesetzt wurde, ist historisch gesehen nicht das Resultat einer Technik gewesen, die Anwendungen sucht, sondern die Ausdehnung eines Wohlfahrtswesens, dessen Mentalität auf der statistischen Erfassung der Bedürftigen aufgebaut hat. Das hat William Arney schon vor zehn Jahren beschrieben.[5] Noch vor kurzem war die Fahndung nach "chromosomalen Aberrationen des Fötus" auf Frauen beschränkt, die nach 35 schwanger wurden. Aber im Laufe des letzten Jahrzehnts hat sich das geändert: Aus der Angst vor dem behinderten Kind wurde ein "Anspruch auf's Qualitätskind". Aus dem Recht auf Beratung und Überlegung entstand die Erfahrung der "Schwangerschaft auf Abruf". Aus der privaten Wertabmessung vor einer bedrohlichen Diagnose des Genetikers wurden Diskussionen über den "Schutz der Gesellschaft vor unbezahlbaren Krüppeln". Anfang der 80er Jahre war ich verblüfft über das Aufnahmeformular einer amerikanischen Geburtsklinik, in der die Schwangere "the preferred reproductive alternative" ankreuzen sollte: "vaginal" oder "cesarean". Die Studie, die uns vorliegt, nennt einen langen Katalog abwägbarer Optionen, über die Frauen informiert und beraten werden sollen.

Ich kenne eine Anzahl von Studien, die sich mit den einzelnen psychologischen Konsequenzen der symbolischen Prägmacht der Reproduktionstechnik auf Frauen auseinandergesetzt haben: das diagnostische Angebot, das Ängste schafft und zu Verfahren zwingt, die diese Ängste beschwören sollen. Wie Frauen sich heute zunehmend unter Druck fühlen, weil die Geburt eines behinderten Kindes ihnen als Schuld angelastet wird und sie diese Schuld dem Mann, den Geschwistern, den Nachbarn gegenüber nicht mehr von sich weg halten können. Ich kenne die Qual einer Freundin, die sich nicht traut, vom eingeleiteten Spätabbruch zu sprechen. All dies ist wichtig und richtig. Dem psychischen "Preis" der genetischen Diagnostik und Beratung kann gar nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet werden. So wie der Enthusiasmus für die Krebsjagd in den Geweben der Frau, dem in Deutschland noch ungebrochen gehuldigt wird, von amerikanischen Ärztinnen seit einigen Jahren als eine Form der psychischen Folter erkannt worden ist, so formuliert sich schon seit geraumer Zeit eine feministische Problematisierung der Gen-Jagd. Die Ablehnung der pränatalen

diagnostischen Verfahren mit Ausnahme von familiär besonders belasteten, von älteren Frauen oder solchen, die unter hohem Strahlungs- oder Gift-Pegel gearbeitet haben, ist zu einem legitimen Thema des feministischen Diskurses geworden. Das läßt sich auch in diese Studie hinein und gelegentlich aus ihr heraus lesen. Aber die Abwägung des "Risikos" psychischer Belastung als ein Faktor der "Wahrscheinlichkeit einer Langzeitbelastung der Frau" (p...) greift mir doch zu kurz. Denn sie läuft auf einen Einbezug der Frauenpsyche als eine der abhängigen Variablen in den Interessenkalküle der Gen-Verwaltung hinaus. Die durch statistische Merkmale hergestellte "Konkretion Frau" wird durch den Einbezug ihrer "psychischen Werte" bereichert und -- um ein Wort aus der Werbung zu verwenden -- naturidentisch. Aus der Distanz, die mir der Umgang mit meinen Leineweberinnen gegeben hat, will ich der Identifikation meiner schwangeren Freundin mit ihrem eigenen, naturidentischen Doppelgänger zuvorkommen. Durch meine Skepsis will ich ihr klar machen, daß es kein Sachzwang ist, sondern eine traurige Niederlage, wenn sie sich als "Fall" visualisiert. Aber dazu wird sie sich schon mit einem prinzipiellen "Nein!" gegen das Eindringen der Gene in ihren Kopf wehren müssen.

Vor nun fast einem halben Jahrhundert ging die Bombe auf Hiroshima nieder. Eine Anzahl der Studien haben sich nicht mit der technischen, sondern der seelischen Wirkung dieses Tages befaßt. Vom Aufatmen der Ami-Familien über das Ende des Krieges zum Grauen über die neue technische Antwort auf die organisatorische Leistung der Konzentrationslager und über den, von Jay Robert Lifton beschriebenen Welt-Verlust der Hibak'scha, jener Japaner, die aus der Hölle entkommen waren und mit einem grauenhaften, lebenslangen Schuldgefühl überlebten, zur blitzartigen Einsicht einer Anzahl von Denkern -- wie Robert Jungk --, die in dieser Stunde sofort wußten, daß ein neues Weltzeitalter angebrochen war. Danach stand vier Jahrzehnte der Offizier mit dem schwarzen Koffer und dem code fürs Weltenende durch den Knopfdruck in abgezählten Schritten in der Nähe des amerikanischen Präsidenten. Aber nur wenige Denker haben, wie Günther Anders oder Hans Jonas, das Hauptaugenmerk auf die psychische Verwandlung gelenkt, die weltweit durch die atomare Technik eingeleitet worden ist. Nur eine Minderheit hat sich in diesen zwei Generationen zu einem "Nein, ohne jedes Ja" den AKWs gegenüber durchgerungen. Nur wenige haben sich formell geweigert, am Gespräch über die Anwendung von Atomkraft auch nur teilzunehmen.[8]

Die Gen-Technik ist nicht mit einem Knall vor die Weltöffentlichkeit getreten. Sie hat sich eingeschlichen. Die Studie, zu deren informationellem Gehalt wir den Autorinnen gratulieren wollen, entwirft einen vielseitigen Atlas dieser neuen Dimension. Sie zeigt, wo überall Bio-Technik schon in den Alltag hineinhängt: mehr versteckt als die Tschernobyl-Strahlung, an deren unsichtbare Tatsächlichkeit wir uns gewöhnt haben. An keinem Geigerzähler, ja nicht einmal einem Spektroskop könnte man die Bedrohlichkeit des mutierten Schweine-koteletts ablesen.

---

[5] William R., Power and the Profession of Obstetrics. Chicago 1982.
[8] Uwe Pärksen, Papier zum Schweigen

Man kann die Studie als Nachschlagewerk gebrauchen. Man kann die Qualität ihrer Informationen abklopfen. Man kann einzelne ihrer Folgerungen infrage stellen, ausbauen, diskutieren. Man kann auch danach fragen, in welchem Zusammenhang diese Studie entstanden ist: politisch, technisch, ideologisch. Gut und schön. Um diese Fragen zu stellen, brauchen Sie mich nicht.

Man kann aber auch so an diesen Text herangehen, wie ich das tun muß, wenn mir eine Schrift aus dem Barock oder aus dem Mittelalter in die Hände fällt. Dann geht es mir vor allem darum, zu verstehen wes Geistes Kind ich da vor Augen habe. Was sagt mir diese Säftelehre Alberts des Großen, diese Anatomie des Mundinus, diese Kindslagenminiatur aus Bayern über das Seins- und Weltverständnis, aus dem sie entstanden sind? Zum Beispiel muß ich bei diesen mittelalterlichen Schriften immer mitdenken, daß die Welt in Gottes Hand liegt -- als Neuschöpfung in jedem Augenblick. Ganz anderes muß ich mitdenken, wenn ich zur selben Sache Quellen aus dem 17. Jahrhundert lese. Da muß ich die "Große Lehre" der Proportionalität mitdenken, um verstehen zu können, warum ein wasserköpfiger Schmerl aus dem Frauenbauch unter keinen Umständen als ein vorkindliches Stadium des Menschen "gesehen" werden kann. In dieser heuristischen Haltung habe ich versucht, die Rhetorik des Ungesagten in der Gen-Studie zu verstehen. So gelesen kann ich nur bewundern, mit welcher Überzeugungskraft hier der angebliche Sachzwang zur Entkörperung frauengerecht dargestellt und im Kopf der Leserin verfestigt wird.

Ich gehöre nicht zu denen, die dem Wort und Begriff "Sachzwang" prinzipiell ablehnend gegenüber stehen. Ich werde vom Arzt, Dekan, Politiker am Kreuzungspunkt von Systemen gesehen. Ich lebe, finde mich und schrumpfe unter den Sachzwängen der Pünktlichkeit, des Energieverbrauchs und meiner Steuern für Bundeswehr und Gen-Labore. Ich mußte sogar meinen Kopf an genetischen Basensequenzen trainieren, um einer Freundin zu helfen. Aber ich werde weiterhin mein Bestes tun, um meine Liebsten, die Studentinnen in den Seminaren und letztlich mich selbst nicht genetisch reduzieren zu lassen.

3.3

Im Sommer 1995 bat mich eine Gruppe von Lehrern und Erziehungswissenschaftlern, ein Gespräch über den Körper als Lehrfach in Gang zu bringen. Im Zug meiner Semestervorlesung hatte ich mir soeben einen Überblick der Literatur zum Thema verschafft. Ich stand noch unter dem Eindruck eines Berges von Büchern, Kursen, Zeitschriften, Videoserien zum Thema. Sie gaben alle vor, Körperlichkeit, Körperwahrnehmung, Körperbewußtsein zu vermitteln. Mit einem Bericht über meine Grübeleien beim Besuch einer Ausstellung in London wollte ich nicht den Inhalt dieses neuerdings zugeschriebenen Lernbedürnisses kritisieren, sondern auf die Absurdität ja Perversion des Unternehmens selbst aufmerksam machen.

3.3 Die pädagogische Anleitung zur Selbstentkörperung: Eine Ausstellung in London[1]

Im letzten Semester hielt ich an der Universität Hannover eine Vorlesungsreihe zu "Soziologie und Geschichte des Körpers". Ich wollte den Studierenden durch den Kontrast mit vergangenen historischen Erlebnisformen des Selbst einen körpergeschichtlichen Bruch verständlich machen, dessen Zeugen wir sind. Das heute untergehende Modell des "Körpers" hat Michel Foucault am klinischen Blick der Medizin seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts verfolgt. Das war der Körper nach dem Modell der Anatomie, der Pathologie, jenes isolierbare, dreidimensionale Objekt, das durch Vermessungen und solidarpathologische Verortungen zustande kam, und das die Medizin der Gesellschaft als ihren "Körper" lieferte und der Arzt dem Patienten zur Verinnerlichung anbot. Dies Modell veraltet mit atemberaubender Geschwindigkeit; es wird ersetzt durch den "System-Körper" -- wenn das Sechsbuchstabenwort K - ö - r - p - e - r überhaupt noch angemessen ist. Die Systemanalyse hat heute das Bild des Patienten derart durchsetzt, daß von einem 'medizinischen Vorhaben' ebensowenig mehr gesprochen werden kann, wie von einem durch die Medizin geprägten Körper. Diese in wenigen Jahrzehnten durchlebte historische Diskontinuität wollte ich Studenten nahebringen, deren Logik, Autozeption und Sensorium meist intensiv von Systemanalyse als Grundstoff der Wahrnehmung geprägt sind. Wie konnte ich vorgehen?

Ich unterschied in dieser Hannoveraner Vorlesung zwei vergangene Perioden, die ich zur Befremdung an der Jetztzeit einsetzen wollte: den flüssigen Körper des Barock und den solidarpathologischen Körper, der bis in die 1960er Jahre gültig war. Davor allerdings brauchte ich einen Abstützpunkt, von dem her ich diesen Rückwärtsgang in die Geschichte antreten konnte. Für diesen Abstützpunkt hätte ich Unterschiedliches wählen können. Eine Vielzahl biotechnischer Verfahren hätten mir ebenso dienen können wie die frappante Durchsetzung des Systems-Begriffs in der Immunologie und dann in der Selbstwahrnehmung. Eine Analyse aufeinander folgender Jahrgänge des Magazins GEO hätte den gleichen Dienst getan. Ich entschied mich schließlich dazu, einen Fall heranzuziehen, an dem sich der Bruch in der Geschichte des modernen Körpers besonders prägnant abzeichnet. Das Objekt, an dem ich mein Argument führte und hier führen will, ist der Wellcome-Körper.

Der wird seit einem Jahr in London ausgestellt -- in einem klassizistischen, säulenbewehrten, pompösen Gebäude in der Euston Road mitten in London. Dort habe ich ihn gesehen und zwar in einer Ausstellung mit dem Titel: "Science for Life - A window into Life". Ich will diese Ausstellung als ein Zeitdokument beschreiben, und werde das in einer Art phänomenologischen Verfahrens zunächst ohne Deutung tun. Dann will ich in einem nächsten Schritt versuchen, die Sache zu deuten, und zwar werde ich das so tun, daß ich den Wellcome-Körper als wirklichkeits- nein, genauer als

[1] abgedruckt in Das Argument, Nr... "Leben, Natur, Gesellschaft".

wahrnehmungsschaffendes Konstrukt fasse. Ich werde mich im letzten Schritt also fragen: was der Wellcome-Körper jemandem wie mir tut.

Das Wellcome Institut hat seinen Namen vom gleichnamigen großen englischen Pharmaziekonzern, der im 19. Jahrhundert Geld stiftete für eine medizinhistorische Bibliothek, für medizingeschichtliche Forschungen und für große publikumswirksame Ausstellungen über die Medizin im erfolgreichen Kampf gegen Malaria, Tuberkulose und Kindbettfieber. Millionen von Menschen sind in den letzten Jahrzehnten durch diese Ausstellungen hindurchgeschleust worden. In eindrucksvollen Schwarz-Weiß-Montagen wurde gezeigt, wie die Medizin nach und nach die Menschheit von traditionaler Unwissenheit, Not, Todesfurcht und Kindswehen befreit. Schwarzbefrackte Herren, die sich über altertümliche Mikroskope beugten, lächelnde Missionsärzte hinter klapprigen Schreibtischen (Lambarene), Krankenschwestern neben dunkelhäutigen rachitischen Kindern waren die Hauptpersonen, an denen der heilsame Effekt pharmakologischer Forschung demonstriert werden sollte. Ich habe vor einigen Jahren die alte Ausstellung gesehen und nun lockte mich die im letzten Jahr installierte Show.

Der Titel der Ausstellung heißt Science for Life, Wissenschaft für das Leben/ oder auch Wissenschaft vom Leben. Dreimal bin ich durch die Ausstellung gegangen, um mir ins Klare zu kommen, was sie soll. Ich will mir Zeit nehmen, das teure, hochstilisierte Sammelsurium in den Ausstellungsräumen genau darzustellen. Die Ausstellung beginnt mit einer Serie von Objekten, in denen vielfach die absolute Modellierbarkeit, Nachahmbarkeit, funktionelle Abbildlichkeit aller anatomischen Niveaus unterschwellig mitgeteilt wird und endet schließlich nach ca. 10 Räumen in einem Horror-kabinett mit AIDS-Kästen und einem Raum des englischen Pfunds. Dort wird der Besucherin, die nun unscheinbar von etwas überzeugt wurde, in einem guten Dutzend von Werbeobjekten die finanzielle Bedürftigkeit der englischen "Medizinforschung" nahegelegt. Die Engländer geben dafür zu wenig Geld aus: eine große Summe privat verausgabter Budgets in Großbritannien versickert in Wettabschlüsse. Hunde und Pferde im Wettrennen locken immer noch vergleichsweise mehr Geld aus den Taschen der Bürger als die Forscher in ihrem Wettrennen gegen die Viren.

Am Eingang wird man von einer körpergroßen Attrappe begrüßt, die einen gesunden und einen künstlichen Fuß hat und einen Jog-stick, mit dem man sich davon überzeugen kann, daß die Bewegung der beiden Beine sich funktionell nicht voneinander unterscheiden läßt. Ob Fleisch oder Plastik, beide heben und senken sich gleichmäßig, wie die Steuerung es verlangt. Dann komme ich in die erste Abteilung: "In dieser Abteilung - so der Text der Ausstellungswand - können Sie ihre eigene Entdeckungsreise machen, sie können sich selbst beobachten, messen und an sich experimentieren und Ihren Körper mit den Augen des Wissenschaftlers sehen." Die Ausstellung will den Besucher aktivieren, sie ist nicht zum passiven Schauen, sondern zum aktiven Mittun gestaltet: "enter the microscopic world ... explore the amazing world of the invisible ... see your heartbeat ... test your memory ... probe your senses ...". Handle wie ein Wissenschaftler in "a thoroughly entertaining and accessible way".

Im ersten Raum, den wir nun betreten, steht ein Gipsmodell aus Middlesex von 1927, das nach einem antiken Torso modelliert ist und aus dem sich Organe herausnehmen lassen: "wie schnell

können Sie ihre Organe herausnehmen und wieder reinsetzen?" Vater stand mit der Stoppuhr da, um zu sehen, ob Sohn oder Tochter schneller den Brustkasten wieder einräumen. Gegenüber eine Schachtel mit einem Loch: da läßt sich ein roter Schlauch heraus ziehen, um zu erkunden, wieviele Meter lang die Gedärme sind. Ich erinnere mich ans Doktorspielen in meiner oberbayrischen Kindheit, ganz hinten an dem verschwiegenen Platz im Garten, der vom Haus aus nicht eingesehen werden konnte. Einen Moment lang stieg die Erregung ins Gedächtnis, die verbotene Lust in Körperöffnungen zu gucken oder den Finger rein zu stecken. Da kommt aber schon die "Skelettstation". Hier zucken Ohrknöchelchen oder Fußzehen auf Knopfdruck. Zwischen Gedärm, Brustbaukasten und Skelett war mir das Modell des Körpers, das veranschaulicht wurde, bekannt. Da wurde ein Körper vorgeführt, der noch ins Schulbuch meiner Kindheit und Jugend paßt; der in Bildern und Beschreibungen ausgelegte dreidimensionale Innenraum der Anatomen: Venen blau, Arterien rot, Gedärm gelb, Atemwege grün. Was man sah, war noch vorstellbar, es hatte die Masse menschlicher Körper, war räumlich situiert, greifbar plastisch geformt und irgendwie "wirklich".

Der zeithistorische Bruch kam beim Übergang ins "menschliche System". "Alles unter Kontrolle" meldet der Text: "the body is a complex and delicate machine guided by controlsystems, which monitor and respond to any change. These systems operate at all levels within the body, from controlling temperature to ensuring that the subtle balance of chemicals in our cells is maintained". "Der Körper - ist ein komplexes, homoeostatisches Steuerungsystem, das von multiplen Kontrollsystemen organisiert wird; sie überwachen die kleinste Veränderung und reagieren sofort darauf. Diese Systeme funktionieren auf allen Ebenen im Körper, vom Temperaturcheck bis zur Steuerung der Gleichgewichtsbalance der chemischen Prozesse in den Zellen." Auf Knopfdruck lassen sich die einzelnen "Systeme" erleuchten: das Kreislaufsystem in afrodunkler Farbigkeit unter dem blonden Körperumriß, das die Aufgabe hat "Materie durch den Körper zu transportieren"; das lymphatische System, das überflüssige Gewebeflüssigkeiten in die Zirkulation zurück schafft; das endokrine System, dem die Langzeiteinstellung des Körpers aufgetragen ist; das Nervensystem, das die Verteilung und Verwaltung der Zufuhr zum Hirn unter sich hat; das Immunsystem als komplexes Netzwerk von Gewebe und Zellen, das den Körper durch die Kommunikation und Koordination seiner Zellen nach außen verteidigt und nach innen aufrecht erhält.

In diesem Raum habe ich mir gut 150 Gegenstände angesehen. An keinem war für mich etwas begriffsmäßig Neues. Die Apparate zur Ermittlung von Reaktionsgeschwindigkeit und Kurzzeitgedächtnis und deren Einübung auf das persönliche Maximum sind ihrem Wesen nach jedem Piloten aus der Prüfung in den Zwanziger Jahren bekannt. Was mich erstaunte, war ihre Verwandlung in ein Spielobjekt, ihre idiotensichere Einfachheit in der Anwendung und das durchweg smarte Design. Ich habe mit gut 2 Dutzend Gegenständen gespielt, die dazu Hebel und Knöpfe anbieten, z.B. einem gläsernen Kopf mit 9 Tasten auf einem Schaltbrett, in dessen Innerem beim Drücken auf das Schaltbrett in jeweils einer Farbe das Sprechzentrum, bzw. das Geruchs- und Geschmackszentrum aufleuchten. Und dann probierte ich die neueren Typen von Apparaturen: druckaktive Bildschirme, Wärmesensoren, die es mir erlaubten - das war nicht vorgesehen - durch Konzentration die Veränderung der Wärme an meinen Fingerspitzen zu beobachten oder mit Otho-Skop, Laringo-Skop und Gastroskop in die vorprogrammierte Veränderung der Körperhöhlen einer Gipsfigur zu gucken. Ich konnte nicht umhin, den technischen Aufwand zu bestaunen.

Unverständlich war mir, als einem histologisch geübten Menschen, die Neugierde, mit der Erwachsene Schlange standen vor 6 oder 7 intelligent arrangierten Mikroskopen, auf jedem von denen durch eine Drehscheibe Mikrotomschnitte von Körpergeweben auf die Objektträger eingestellt werden konnten. Kurz danach wurde Dr. Koch, der Urgroßvater der Mikrobiologie an seinem Mikroskop gezeigt bei der Untersuchung von schlecht vergorenem Wein und dann gleich daneben wurde auf einem Ultramikroskopschirm die Simulation einer weißen Blutzelle vorgeführt.

Ich bin wie gesagt dreimal durch die Ausstellung gegangen, um mir ins Klare zu kommen, was das Ganze sagt. Habe die Kinder beobachtet und mich gefragt, was Ihnen diese Sache antut. Überwältigend war auf den ersten Blick der Eindruck der absoluten Plastizität, Nachbildbarkeit, synthetischen Ersetzbarkeit auf allen anatomischen Niveaus. Der Körper als überschaubare Arbeitsmaschine, ein Ersatzteil-lager von systematisch aufeinander bezogenen Rädchen, Auslösern, Hebelwirkungen - und doch war dies Modell nur der Anfang und letztlich nicht das eigentliche Thema. Als ich das dritte Mal durch die Ausstellung gegangen war, habe ich mich entschlossen, meine eigene Interpretation zu wagen: die Ausstellung besteht aus 9 color-coded Abteilungen, in deren Zentrum nicht die Körper-Maschine steht, sondern in deren Zentrum ich zu einer Zelle werde und diese Zelle in einem komplexen Steuerungssystem funktioniert. Genau in der Mitte der Ausstellung wird die Besucherin durch einen Engpaß hindurch in eine Zelle gezwungen. Große Leuchtschrift im gewundenen Eingang: Wellcome to the cell! Futuristische Musik untermalt und stützt die Einladung, sich als ein Protein zu fühlen, das durch die Lipidwand in eine Zelle eindringt. Also: Großbuchstaben: ENTERING THE CELL! An einer diagrammatischen Illustration wird mir erklärt, was ich tue: als ein Ion, als Zuckermolekül oder eine Aminosäure "betrete" ich die Zelle. Die "cell tour" beginnt als Reise in den Zellkern: Man tritt da durch graue, lappige Gebilde, die gestaffelt hintereinander liegen in einen gewundenen, sich verengenden Gang. Auf diesen Lappen sind fadenförmige Gebilde etwas verknotet angebracht und blitzen in verschieden irisierenden Farben in unvorhersehbaren Abständen hier und dort auf. Betäubende Musik verdichtet das unwirkliche Milieu. Die Zelle stellt sich in mehreren Guckkästen und in Kurzfilmen auf Bildschirmen als "a living being", als Lebewesen vor. A living object. In diesem dichten Visualisationsgetöse konnte ich nun die in mir wirksamen Programme, Informationsübermittlungen, Kontrollen, Steuerungen, Interfaces, Prozesse, Rezeptoren mit eigenen Augen anschauen:

Die Zelle als lebendes Etwas. Ich will die "Welt der Zelle" vorstellen: die Welt der Zelle, so heißt es, ist in dauernder Bewegung; komplexe Strukturen pulsieren, bewegen sich, schrumpfen und expandieren, brechen zusammen und bauen sich in Lichtgeschwindigkeit neu auf, während Chemikalien sie in rasender Geschwindigkeit umtosen. Trotz dieser wahnwitzigen Geschwindigkeit in der Welt der Zelle, ist die Zelle ein organisiertes System: wie die Organe und Sekretionen des Körpers, so hat jede ihrer Strukturen eine einzigartige Funktion. "Rolle" sagt der Begleittext. Weiter: Die Zelle ist wie eine Fabrik: sie hat Arbeiter, Fließbandabläufe und Kraftwerke (power-stations). Sie erhält Rohmaterialien von außen und baut neue Produkte. Manche davon verbraucht sie selbst in der Fabrik, andere werden verpackt und exportiert. Die Zelle zerlegt und recykliert Materie. In ihrem Zentrum liegt die zentrale Kommandostation, der "Kern", der in jeder Sekunde alle Aktivitäten überwacht. Äußerlich ist die Zelle "umgeben" (-falls dies deutsche Wort nicht einen zu umhüllenden Sinn konnotiert) von der "Zellmembrane": keiner Ritterrüstung, sondern etwas wie einem flexiblen Ballon in der Art einer Seifenblase, die sich permanent zusammenzieht und

extrahiert. Die Zellmembrane ist Teil der Fabrik: einige Proteine bilden Kanäle und Passagen, durch die andere Moleküle hineineilen und heraussausen; andere empfangen einkommende Nachrichten und geben sie weiter. Andere geben der Zelle ihre "Identität". Zuckermoleküle zweigen aus Proteinen ab oder aus Lipiden, wie feine Fühler. Sie dienen als zusätzliche Marker, durch die die Zellen sich gegenseitig erkennen. Die Zell-Grenze ist zentral für das Überleben der Zelle, denn hier wird reguliert, was hinein und was hinaus dringt. Die wasserabweisenden Fettmoleküle als doppelschichtiger Teil der Zell-Grenze wirken als Barriere für die meisten Stoffe.

Den Nukleus, die Gen-Kommandostation, lasse ich beiseite, um noch etwas über die sogenannten Spezialistenzellen zu sagen: sie stellen andauernde "Kommunikation" zwischen den Zellen her. Wir wissen, daß manche Zellen zusammenbleiben, weil sie sich gegenseitig an ihrer klebrigen Oberfläche als Marker "erkennen"; andere Zellen werden "zurückgewiesen", sie müssen weiter wandern, bis auch sie ihren richtigen Ort gefunden haben. Die Kommunikation zwischen den Zellen, das Senden und Empfangen von Nachrichten bildet das Zentrum jener Koordination, durch die sich "das Leben" erhält. Benachbarte Zellen sind oft in Kontakt, eng verbunden, voneinander entfernte Zellen kommunizieren durch im Blut und in den Nerven vermittelte messages. So gibt es Nervenzellen, die "wie ein Telefongespräch" Nachrichten "person to person" übermitteln. Hormone dagegen funktionieren als Radio-nachrichten, die mit dem Blut in alle Teile des Körpers zirkulieren. Wie ein Lautsprecher, der einer Menschenmenge sagt, daß Mr. X verlangt wird, aber nur Mr. X reagiert auf die Nachricht; genauso werden die Hormone nur von den Zellen gehört, die auf ihre message geeicht sind. .

Das Leben als Substantiv erscheint zwar im Titel der Ausstellung und wohl hier und da in einem Nebensatz, aber die Zelle und das System stehen im Mittelpunkt der Show. Ich habe es leider vergessen, mir die Ausstellungstexte genau daraufhin anzusehen, ob das Wort body, "Leib" im emphatischen Sinn jemals vorkommt. Beim Ausgang hatte ich das Gefühl, ich sei meiner Leibhaftigkeit entkleidet worden, hätte sie abgelegt. Ich habe mich zwischen die monumentalen Säulen des Foyers gesetzt, um nochmals zu überlegen, wodurch mich dieser intensive, vielseitige Angriff plastischer Objekte, Bildschirmvisualisationen, Raumsimulationen so sehr beeindruckt hatte, daß ich beschloß, eine Vorlesung zum Körper mit einer Beschreibung der Ausstellung zu beginnen und den Wellcome-Körper als Idealtypus der postmodernen Totalentkörperung vorzustellen. An dem Angriff auf meine Sinnlichkeit war nichts Geschmackvolles, nichts was gute oder üble Gerüche evoziert. Eigentlich war nichts Greif- und Sichtbares an all dem. Und doch war mir schlecht. Warum?

WAS SAGT DER 'WK'?

Das Objekt der Medizin wurde für mich hier, durch diese Diagrammatik, in den Nachvollzug der Visualisation von Prozessen gestellt. Was da gezeigt wurde, hatte nichts mit dem "Körper" zu tun, den ich oder ein Allgemeinmediziner noch in meiner Jugend gelernt hatten: hier waren alle Dimensionen verrückt, jede Orientierung an einem soma, an Körper, Fleisch, Sensibilität war ausgelöscht, der Innenraum unter der Haut getilgt in Informationsabläufen auf einem Bildschirm; Was mich so erschöpfte, war die Herausforderung, das Objekt der Medizin als ein "backward engineering" aus unglaublich komplexen Darstellungen vermessener Prozesse zu verstehen.

Ich war erschöpft, denn da war ich Zeuge bei einem zeitgeschichtlichen Vorgang, in dem Schulkinder lernen, sich zu entkörpern, indem sie sich selbst als Zelle und System von Steuerungen, Informationsverarbeitung, Interfaces und Austauschprozessen vorstellen sollen. Der Begleittext im Befehlston -- enter the cell! -- und die anheimelnde Metaphorik, die hinterfotzig heterogene Sphären vermengte, ebenso wie das schicke Design für eine aufregend aktive, spielerische Entdeckungsreise, - Uwe Pörksen prägte dafür den Begriff Infotainment - waren äußerst geschickt, ich würde sagen, heimtückisch darauf zugeschnitten, das Objekt der Medizin und das Selbstgefühl des Besuchers zu verbacken.

Was also sagt der Wellcome Körper, der WK! der Besucherin?

1. Um wohl zu sein, um gesund zu sein, um zurecht zu kommen - das sind meine historisch fundierten Worte - brauchen wir Forschungsgelder für immer mehr molekularbiologische Forschung. Das Labor ist ein Moloch, der immer mehr Gelder verschlingen muß und darf, denn wie der Text sagt: die enorme Explosion des Wissens in der Molekularbiologie demonstriert nur, was es noch zu wissen gibt. Die Forschung hat grad mal an der Oberfläche gekratzt, neue Krankheiten sind neue Herausforderungen, wir brauchen Gelder: AIDS... neue tödliche Krankheiten ... neue Pathogene ... wir lösen die Probleme der Zukunft, aber dazu brauchen wir Geld!

2. Um diesen Anspruch zu untermauern, appelliert die Ausstellung nicht nur mit der Fahne: mehr Geld für mehr Aufklärung (von was?), sondern sie setzt ein, was man im 19. Jahrhundert epater le bourgeois nannte. Schau, was wir alles können, was wir schon alles wissen, immer in gerader Fortschrittsbahn! staune nur, was es da alles zu sehen gibt! Und deshalb

3. lernst Du als erstes, daß Du eh nichts davon verstehst! Du weißt ja nicht, was Du körperlich, leiblich bist. Wir wissen es: wir die Forscher in den Laboren, die Wellcome-Angestellten wissen es und Du weißt nix! Der Besucher wird elegant erniedrigt, klein gemacht, da er seine Erfahrung in nichts des hier Gezeigten einfädeln kann: Hilflosigkeit wird systematisch hergestellt. Die Besucherin wird zu einer abhängigen Haltung disponiert: "weh, weh, sag mir was los ist in meinem Körper!" Diese Hilflosigkeit wird äußerst geschickt hergestellt durch

4. das Faszinosum des Gesehenen, Gehörten, Getanen. Die Ausstellung ist magisch in Bild und Text. Das ist ihr Ziel: den abstrakten, ungreifbaren, unsichtbaren, unmenschlichen Zellhaufen und das Konstrukt des Körpers als System als Faszinum erscheinen zu lassen. Das heißt nichts andres, als daß das Kind lernt, sich vor diesem Faszinum wie die Maus vor der Schlange zu fühlen. Wenn man sich die einzelnen Vorführungen ansieht und analysiert, wird einem klar, daß äußerst langweilige, trockene, uninteressante Sachen thematisiert werden, die eigentlich nichts mit einem zu tun haben. Man muß es mal ohne Design, ohne flickernde Lichter, ohne Bildschirme sich vorstellen in altmodischen Vitrinen wie man sie in den 50er Jahren verwandt hatte, als Ausstellungen noch nicht solche Techniken einsetzten. Diese langweiligen Sachen sollen durch ihre Schau, durch das glänzende Trugbild unweigerlich anziehen und bannen und dadurch:

5. wird man im Inneren ergriffen. Das Mittel dazu sind die vielfältigen Techniken der Aktivierung des Zuschauers, der in ein ihm fremdes Geschehen hineingezogen wird. Vom ersten Schritt an wird die Besucherin zur Selbstbeobachtung aufgerufen und zwar zur Selbstbeobachtung vermittelst von Vermessungen und zur klassifikatorischen Einordnung des eigenen Selbst in einem molekular-biologischen oder medizinischen Rahmen: es wird Dir gezeigt, wie Du sich selbst einstufen mußt: wie schnell, denke ich, ist meine Reaktionsgeschwindigkeit; wie normal ist mein Pulsschlag? Durch dieses Einschleusen in die Selbsteinstufung in diesen unwirklichen "Körper" aus Messungen, in deren Parametern man sich selbst aktiv situiert, wird etwas Neues hergestellt:

6. misplaced concreteness nenne ich das. Das buddhistische tat sam asi erhält hier eine furchtbare Richtung. Sieh Dich selbst an: das bist Du! Siehst Du, auch Du bist ein Molekül! sieh in dieser Welt der Zelle Dich selbst: ja leg nur die Hände an die Knöpfe und sehe Dich selbst und die Welt in diesem Rahmen! Misplaced concreteness ist die Zumutung, sich selbst mit einem Molekül gleichzusetzen: "Denn Du bist das und Du bist nichts andres als das!" Auf den Fotografien des Begleitheftes sind nette Menschen in Sonntagskleidern abgebildet, die mit den Fingern staunend auf die Nervenzelle zeigen. Die Personen stehen graphisch im gleichen Raum wie ein Virus oder die Nervenzelle. Diese verrückte Konkretion am falschen Platz führt psychisch zu

7. einer epistemischen Larmoyanz. Was meine ich damit? Die Botschaft sagt: ja, wenn wir Geld hätten, könnten wir die Welt beherrschen. Etwas muß getan werden, denn so, wie die Schöpfung ist, ist sie nicht gut genug: die conditio humana muß verbessert werden und wir wissen, wie sie zu verbessern. Epistemische Larmoyanz - damit meine ich, zuerst sich selbst als Zelle sehen, sich als Zelle fühlen zu sollen und dann das Gejammer, daß sie eben noch nicht beherrscht werden kann. Der Selbstlauf einer psychisch so hergestellten Weinerlichkeit setzt ein. Denn

8. wenn die molekulare Forschung als Medizin verbrämt und verkauft wird, wenn Medizin -- einstmals Heilkunde von Menschen -- zur Unterabteilung der molekularbiologischen Labors verkommen ist, wenn also das, was mit den Sinnen gespürt werden kann -- Schmerz, Wohlgefühl = Krankheit, Gesundheit -- nicht mehr Erlebnisse wirklicher Menschen, sondern Zustände von Zelle und Zellpopulationen sind und die Selbstwahrnehmung dem angepaßt wird, dann wird ein technizistisches Wahrnehmen produziert. Weg mit dem Fühlen, Spüren, Erleben auf der Ebene, auf der Menschen traditionell historisch sich erfahren hatten, zurecht kommen konnten, hin zu einem techno-fix. Mit technischem Einsatz ist das Problem zu lösen! Her mit der Pille; her mit dem Betablocker; her mit den Chemikalien, die mein T-4 T-8 Zellen Verhältnis so umbauen, daß die Messungen mir Besserung zeigen, obwohl ich mich, wenn ich ehrlich bin, entsetzlich und immer schlechter fühle.

Auf der paradigmatischen Ebene eines magischen Ausstellungsobjekts in London erschien für mich im "Wellcomekörper" (WK) die spätmoderne Sozialkonstruktion des systemischen Körpers, in dem sich einzigartig ein Lebensgefühl verkörpert. In diesem Lebensgefühl sind die vormals getrennten Begriffe von Leben, Natur und Gesellschaft synthetisiert. In meiner Kindheit war der Mensch als Person noch kein zellularer Lebensprozeß, Natur als "Biologie" noch kein Informationssystem, Gesellschaft als societas noch der "Natur" gegenübergestellt. Der WK ist nur eine Variante des gleichen Modells: die Zelle als System, die Umwelt als System, der Planet als

System. Dagegen hilft meiner Erfahrung nach nur, fest auf den eigenen Füßen zu bleiben, das heißt in einer geschichtlich orientierten Verankerung.

3.4

In den achtziger Jahren habe ich gelegentlich mit neugierigem Kitzel die feministischen Kolleginnen gelesen, die sich von moderner Technik die Erlösung von einem Frauenschicksal erwartet haben, das bis dahin, seit jeher die Anatomie gewesen war. Mit meiner Forderung nach strenger Disziplin in der Körpergeschichte, wollte ich damals die Historizität auch des modernen, weitgehend technogenen Frauenkörpers plausibel machen. Denn auch innerhalb der Bewegung war die "Natur der Frau" für die meisten Leserinnen der Ausgangspunkt ihrer Neuentdeckung des Frauseins und ihrer Kritik an der vom 19.Jahrhundert ererbten "Ordnung der Geschlechter".

Kaum ein Jahrzehnt später ist für die jüngeren Studentinnen, "Natur" ein Kürzel für etwas "Eigentliches" geworden, für ein bedrohendes Ideologem, ein Synonym für das hetero-sexuelle Monopol, für das XX-Gen, für biologischen Determinismus und für Zopf. Feminismus hat, weitgehend, seine Theorie im Sog der Leithammel von Dekonstruktion, Postmoderne und Vertextung der Welt gefunden. Nicht mehr die Technik soll die Schicksalsmacht des Körpers brechen, sondern Theorie seine Beliebigkeit zur Voraussetzung machen. Die meisten meiner jungen Studentinnen wollen den Körper nur mehr als ein Sozialkonstrukt haben.

Eine Einladung von Karola Gramann an das Frankfurter Frauenkulturhaus gab mir die Gelegenheit, an einem US-amerikanischen Text von meinem Versuch zu sprechen, zwischen der Scylla der Natürlichkeit und der Charybdis der Vertextung hindurch zu steuern.

3.4 Die akademische Dekonstruktion der Frau: Judith Butler[1]

EIN ZEITDOKUMENT

Vor drei Jahren erschien in Amerika "Gender Trouble" von Judith Butler. Das Buch wurde schnell ins Deutsche übersetzt - jetzt wird es hier von Studentinnen aus den ersten Semestern teilweise begeistert aufgenommen. Ich habe mir das ehemals unterstrichene Exemplar vorgenommen, um Fragmente daraus zu kommentieren.[2] Ich will kommentieren, nicht rezensieren. Ebensowenig will ich Butler in der innerfeministischen Debatte kritisch verorten. Ich lese Butler im Zusammenhang der Körpergeschichte als Zeitdokument und nicht im Rahmen der feministischen Theorie. Am Beispiel dieses Textes kann ich die Selbstwahrnehmung eine "postmodernen" Frau belegen, die mich befremdet, mit der ich mich aber intensiv befassen will, weil sie bei manchen meiner Studentinnen starken Widerhall findet.

Historische Quellen befremden. Ich halte Befremdung durch eine Quelle für ein Merkmal der ausdauernden historischen Praxis. Ich versuche die Studenten in die distanzierte Befremdung der Historikerin vor gegenwärtigen wie vergangenen Zeugnissen einzuführen. Die Befremdung, die ich dem Butlerschen Text gegenüber beschreiben werde, wird durch meine Gewöhnung an die fachbestimmte Skepsis einer Historikerin bedingt und hat nichts mit psychologischem Deuteln zu tun.

DIE DISZIPLIN (askesis) DER KÖRPERGESCHICHTE

Durch meine Analyse des Butlerschen Schreibens will ich deutlich machen, warum ich mich - und wie - mit Körpergeschichte befasse. In zeitaufwendigen Quellenuntersuchungen habe ich versucht, die Körpererfahrung von Frauen vor zwei- und dreihundert Jahren zu entschlüsseln. Dabei habe ich immer wieder mit Frust erleben müssen, daß ihre Körpererfahrung nicht zu meiner eigenen Die Konstellation von Erlebnissen, die das Fleisch von Frauen in anderen Epochen bestimmt hat, ist der Konstellation meiner eigenen Autozeption so fremd, daß ich im Laufe meiner Exegese oft mehr Einsichten über mich und meine Zeit habe sammeln können als über die Frauen, die in meinen Quellen aufgetaucht sind. Diese fachbedingte "Unpäßlichkeit" ist im Vergleich mit der Seelenruhe des Sozial- oder Ideengeschichtlers schon von Praktikanten der Histoire des Mentalitées bemerkt worden, verdichtet sich aber sprunghaft, sobald der Körper das zentrale Objekt der Forschung wird.

Die Körpergeschichte ist so für mich ein Weg geworden, auf dem ich gezwungen wurde, die eingefleischten Selbstverständlichkeiten meiner eigenen Generation explizit zu machen. Nur insoweit

[1] Vortrag am Frankfurter Frauen Kulturhaus am 10. Februar 1993, erschien zuerst in: Feministische Studien 2(1993): 25-34.

2. Ich zitiere aus der englischen Ausgabe: Judith Butler. *Gender Trouble, Feminism and the Subversion of Identity*. New York 1990. Deutsche Ausgabe: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M. 1991.

mich das Studium historischer Körpererlebnisse meine eigene sensuelle Konstitution als etwas historisch Gegebenes hat erfahren lassen, und zwar als etwas, über das ich nicht beliebig verfüge, konnte ich es wagen, eine ganz andere Hexis, eine fremde Befindlichkeit aus vergangenen Epochen zu deuten.[3] Diese peinliche Distanzierung ist der körperhistorischen Disziplin (und nicht nur der Ethnologie) eigen, wie dies schon mehrfach beobachtet worden ist.[4] Wenn ich aus Wehleidigkeit oder aus Systembegeisterung heraus meine biographisch gegebene somatische Hexis aufgäbe, wäre das für mich der Verzicht auf das Sensorium, ohne das es Körpergeschichte nicht geben kann.

Wenn ich von fleischlichen Selbstverständlichkeiten spreche, so meine ich triviale und deshalb schwer thematisierbare Orientierungen. Ich meine das intime Äquivalent der Verkehrszeichen, Treppen, Ampeln und Lichtschalter, an die ich nicht denke, wenn ich mich von ihnen bestimmen lasse. Ich meine auch Zustände, an die ich so gewohnt bin wie das Atmen der schalen Luft im Turm der Gesellschaftswissenschaften an der Frankfurter Universität oder das Schlucken von Farbstoffen mit der bodenlosen Tomate.

Auf diese Bedingtheit, Dressur, Einfärbung und Geschmacksausrichtung meiner Sinnlichkeit hat mich das inständige Klagen und auch der gelegentliche Leichtsinn von Frauen aus verschiedenen Jahrhunderten aufmerksam gemacht. Die Exegese von Gesundheits- und Speise-regeln, Hebammeneiden, Sprichwörtern und Gesten hat mich immer wieder dazu gebracht, der vielfach gebrochenen und oft zeitlich verschobenen Markierung, Spiegelung und Prägung von "Draußen" und "Drinnen" nachzugehen, in denen die Autozeption dieser Frauen ihren Niederschlag gefunden hat. Eine halbrohe Speise wie ofenwarmes Brot oder eine feuchte Witterung am Beginn einer Schwangerschaft bedingen den Körper, und im Bild des Körpererlebnisses wird die Umwelt als somatisches Gegenüber erfahren. Wie Joseph Rykwert nachgewiesen hat, ist existentielles Erlebnis bis ins 18. Jahrhundert immer "kosmisch" gewesen, wenn man dieses Wort seinem Ursprung nach als Resultat von dissymmetrischer "Gegenüberstellung" versteht.[5] In den Geschichten der Kranken, die ich bearbeitet habe, geht diese Bezüglichkeit, die als Leibhaftigkeit erfahren wird, jeder Textualisierung voraus -- so wie die Stimme dem Diktat.[6]

---

3. Hexis ist das griechische Wort für habitus, den eingekörperten "Zustand", die "zweite Natur". Meine hexis steckt im (historischen) Fleisch, sie liegt tief unter der Haut, die sich standesgemäß schminken oder politisch kleiden läßt. Ich wäre bereit, mich zu häuten, aber nicht zu entkörpern.
4. Das betont zum Beispiel: Marie-Christine Pouchelle. Corps et chirurgie à l'Apogée du Moyen-âge. Paris 1983. Die Autorin ist eine psychoanalytisch gebildete Anthropologin, die sich an die Exegese einer spätmittelalterlichen *Chirugia* gewagt hat, um die Psychodynamik und Symbolik der impliziten Metaphorik darzustellen. Ebenso spricht Ruth Padel. In and Out of the Mind: Greek images of the Tragic Self. Princeton 1992 von sich selbst als "sehr fremde Beobachterin" der vorsokratischen, also der vorschriftlichen Körperlichkeit, die für sie "astoundingly alien from ourselves" bleibt.
5. Diese Einsicht in die Materialität der Körperordnung ist seit über einem Jahrzehnt durch Gespräche und Entwürfe bestimmt worden, in denen Joseph Rykwert, der Architekturhistoriker, sein großes Werk zur gegenseitigen Bedingtheit von kosmischer Ordnung, Raum und Körper vorbereitete. Jetzt publiziert: The Dancing Column. On the Order in Architecture. Cambridge Mass. 1996.
6. Ich formuliere hier aus der "Schriftstück-Geschichte" heraus, einer Disziplin, die in einem Kreis von Kollegen parallel mit der Körpergeschichte betrieben worden ist. Dieser, von Ludolf Kuchenbuch (Fernuniversität Hagen) in seiner 6-bändigen Unterrichtseinheit *Schriftlichkeitsgeschichte* historiographisch ausgesteckte Bereich geht von der Historizität der Schriftlichkeit im Gegensatz zur Mündlichkeit aus, geht aber (insofern in Konvergenz mit der Körpergeschichte) nun dahin, aus der

Wenn der einen das Geblüt zu Kopf steigt und der anderen die Mutter im Bauch rumort und die dritte noch als alte Frau an der Stockung leidet, mit der sie das Feuer in der Scheune im Inneren gebrandmarkt hat, dann kommt hier eine Materialität zur Sprache, an der ich nicht vorbei will, auch wenn ich mich damit der Kritik aussetze, die Konkretheit meiner Autozeption zu einer heuristischen Bedingung von Geschichtsschreibung zu machen.[7]

ENTKÖRPERTE SUBJEKTIVITÄT UND HISTORIOGRAPHIE DES KÖRPERS

Butler spricht zu Kollegen, die (nach ihrer Darstellung) über Foucault hinausgegangen sind und bei denen die Stimme zum Phantom geworden ist. Auch ich bin von Foucault beeindruckt worden: von seinem Mut und durch seine Fragestellung über die körperprägende Macht des Diskurses. Aber mich hat er dazu gebracht, aus den im Text enthaltenen Diskursen auf die Stimmen vergangener Epochen zu lauschen. Ich suche also in den Quellen die Aussagen über den Körper in den Stimmen von Toten -- und nicht in den Texten stimmloser Gespenster. Jenes Gruseln, das viele von uns beim Denken an den Strahlen-, den PCB-, und den Ozonpegel erleben, kommt mich an, wenn Butler das körperliche Selbst und damit die Stimme als "foundationalist fable"[8] bezeichnet und damit "the gendered core" als eine x-beliebige Erfindung. Stimme hat für meine Ohren immer Klang. Aus der Stimme klingt immer ein Mann oder eine Frau; beim "ich" sagen braucht keine Sprache das Geschlecht anzugeben, denn es klingt aus dem gesprochenen "ich". Deshalb gruselt mir, wenn hier ein stimmloser, stummer Diskurs, also reiner Text zur Grundlage des Wissens über Frauen gemacht wird.

Es erschreckt mich, weil so für die Leserinnen des Buches die Illusion geschaffen wird, daß die Welt des Scheines, die Welt der show die einzige Wirklichkeit ist, in der sie Frauen sein dürfen. Denn wir haben uns daran gewöhnt, den Frauenleib aus Unsichtbarem zusammenzusetzen. Ich bin entsetzt, wenn immer mehr von uns verlangt wird, unser Erlebnis an visualisierenden Beobachtungen zu orientieren, also nach Vermessung, Durchleuchtung, Projektion, Analyse zu spüren: den Fötus, den Krebs, den Hormonpegel und was sonst noch visualisiert wird. Dieses Unbehagen setzt bei mir ein, wenn meine Kollegin auf den nächsten Bluttest wartet und eine andere sich zur Chemotherapie an Stelle des Freisemesters entscheidet. Aber es wird akut, wenn in der von

---

Geschichte des ge- und be-schriebenen Materials die spiegelnde, stützende, prägende und auch lähmende Wirkung dieser Objekte im Rahmen der Gesellschaft zu untersuchen.

7. Ich halte Körpergeschichte, (und damit auch die Geschichte des Geschlechterverhältnisses in seiner Konkretheit) nicht für ein Thema, zu dem der Körper einer HistorikerIN privilegierte Arbeitsbedingungen vorgibt. Die großen Wahrsager unseres Jahrhunderts wie Hölderlin, Nietzsche, Freud oder Lacan hätten wohl gar nicht das erleben können, was sie zukunftprägend beschrieben haben, ohne den Mut zur Historisierung ihrer eigenen Autozeption. Empirisch aber läßt sich feststellen, das "Akademiker" mit tabuisiertem Körper (und dazu darf man wohl den Frauenkörper einstweilen noch rechnen) im Rahmen des Wissenschaftsbetriebes der letzten 20 Jahre mit besonders feinfühliger Eindringlichkeit den Körper thematisiert und damit ins Rampenlicht gerückt haben. Einsicht in die Körpergeschichte der 80er Jahre geben die drei großen Bände von Fragments for a History of the Human Body. hg. M.Feher, ZONE, Nr3,4 und 5. New York 1989; ich verweise auf meinen Literaturbericht: Geschlecht, Biologie, Körpergeschichte. Bemerkungen zu neuer Literatur in der Körpergeschichte. In: Feministische Studien 9, H.2 (1991):109-126.

8. S.3.

Frau Butler zitierten Literatur "Frau" zum Phantom hinter einer Stimme definiert wird, die ihren Klang gänzlich verloren hat. Gerade weil ich mir der tiefen Historizität von Richtung, Fluss, Stimme und Rhythmus historischer Frauen bewußt bin, erschreckt mich die unter dem Deckmantel der gepflegten Ironie betriebene zynische Entkörperung durch die wetteifernde Anpassung feministischer Koryphäen an die Epigonen der großen Brüder: Foucault, Derrida, Lacan, Lyotard und Deleuze.

Wir brauchen eine Bezeichnung für dieses Produkt eines stimmlosen Diskurses, das Frau Butler offenbar selbst darstellt: Wir könnten von diesem phantomatischen Produkt neuer Subjektivität als der "entkörperten Frau" sprechen. Ich habe den Begriff des "öffentlichen Fötus"[9] für das technogene, phantomatische Emblem geschaffen, dem ich auf einer Plakatwand in Hausgröße in Amerika täglich begegnen mußte. Beim Wiederlesen von Butler hatte ich plötzlich den Eindruck, daß sie sich für das entsprechende postfreien Konstrukt hält und Diskursanalyse betreibt, um die Erlebniswelt für diese lieblose Selbstdefinition zu monopolisieren. Zur Propädeutik der Körpergeschichte heute gehört die Ablehnung dieser Entkörperung. Immer deutlicher scheiden sich in unserer Gesellschaft die Körper mehr noch als die Geister.

Von der schlesischen Barockfrau oder der steirischen Bäuerin, die im sechsten Monat noch nicht weiß, ob sie wirklich schwanger ist, habe ich gelernt, nur zögernd und immer provisorisch zu Schlüssen über untergegangene Formen der Körpererfahrung zu kommen. Die Quellen haben mir eine skeptische Haltung meinem Körper gegenüber aufgezwungen, und ich akzeptiere sie als psychische Extrabelastung, die sich bei meinem Unternehmen nicht vermeiden läßt. So wie jeder gute Historiker es gelernt hat, seine Überzeugungen provisorisch in phänomenologische Klammern zu setzen, so muß die Körperhistorikerin die eigenen Formen der Autozeption einklammern, die ihr als ein sinnliches A-Priori ihrer Wahrnehmungsform bisher Halt, Haltung, Gleichgewicht und Selbstgefühl geben hatten. Aber Schwindelgefühle ums der Bergsteiger in Kauf nehmen.

Mit dieser beim Studium alter Quellen eingeübten Körperdisziplin lese ich Butler. Und Seite auf Seite erlebe ich auch bei dieser Lektüre Befremdung, und zwar in einem noch intensiveren und weitaus verwirrenderem Masse. Judith Butler gehört einer Textgattung an, die neu ist, aber ohne die mancher Verlag seit 1990 nicht mehr auskommen will: Diese Texte behandeln die dekonstruktiv-kritische Genealogie der diskursiven Kategorien sex/gender/desire, die allesamt als Konstrukte heterosexueller Phallogozentrik dargestellt und als Produzenten von "Weiblichkeit" verstanden werden.[10]

---

9. B.Duden. Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. Hamburg 1991.

10. "This text is divided into three chapters that effect (NB: die Kapiteln sagen nicht etwas, sie erzeugen!) a critical genealogy (kritische Ahnenforschung) of gender categories in very different discursive domains." (S.IX) "Gender categories" (also die Personen als Kategorien) wird hier als Hauptthema des Buches so eingeführt, das damit jene Perspektive auf "gender" ausgeschlossen ist, die im Zentrum von Ivan Illich. Genus. Eine historische Kritik der Gleichheit. Reinbek 1983, München 1995 stand. Das Gegenüber, "zwei" wird von Butler kategorial bestimmt, als Begriff und nicht als Grunderlebnis; als ein Wort, das als Subjekt eines Satzes dienen kann. Diskursanalyse, nicht Gestik, Zugriff, Orientierung im Alltag, Rhythmik, symbolische Zuordnung bestimmt deshalb bei Butler die Bedeutung dessen, was sie untersucht. Und "Diskursanalyse" heißt für sie Reduktion des Gesprächskreises auf drei französische Schulen.

Bewußt wähle ich aus diesem Korpus Judith Butler. Ihrem Buch fehlt der Kitzel nach dem weiblichen "Terminator II" der Donna Harraway [11], und sie vertritt eine These, was man von vielen Teilnehmerinnnen an der dekonstruktiven Modenschau kaum behaupten wird. Wenn Butler jemanden referiert, wie Foucault, Irigaray, Kristeva oder Mary Douglas, dann lern' ich oft was: dann versteh' ich gelegentlich etwas mir Neues vom referierten Autor und seh' auch deutlicher, worauf Butler selbst hinaus will. Das sind einige Gründe, warum ich aus dem Korpus der postmodernen Theoretikerinnen, die die Studentinnen präsentieren, Butler wähle. Ich lese sie nicht, um durch sie systematischen Einblick in die postmoderne Denkweise zu suchen, die sie beim Leser voraussetzt. Eines steht fest: Für Butler sind 'ich'/'du'/'wir' Epiphänomene einer "performance", der "Leistung" eines stimmlosen "Diskurses". Bei Butler hat die Berufung darauf, daß dieser Diskurs in einer Gruppe von Akademikern verstanden wird, jenen Platz eingenommen, der bis in die Renaissance dem Zitat einer klassischen Autorität, später dem logischen Beweis und noch später der phänomenologischen oder linguistischen Analyse vorbehalten war. Denn so stolz Butler darauf pocht, diese Position zu beziehen, und zwar so, daß sie dabei glaubt, über Foucault und Nietzsche und Irigaray hinauszukommen, habe ich in dem Buch keine andere Begründung für ihre Wahl dieser Theorie gefunden, als die, daß sich die Autorin in ihr gefällt.

Ich verstehe also, was Butler sagt, beobachte, daß Studentinnen sie aufmerksam lesen, aber was sie sagt, sagt mir nichts. Das beginnt damit, daß die Autorin sich selbst als Produkt eines "Herstellungsvorganges" versteht, der sie zu etwas gemacht hat, das in einem historischen Frauenkörper keine Resonanz finden kann. In meinem Quellenkorpus zum Frauenkörper steht damit ihr Text an einem nicht mehr überbietbaren Endpunkt: Die durch Verkörperung von Theorie entkörperte Frau. Sie ist meine Zeitgenossin und ist doch meinem Erlebnispotential ferner als die Frauen im 18. Jahrhundert aus der Kleinstadt Eisenach, wenn diese vor dem Arzt über ihre "Flüsse" und "Stockungen" klagen.

OHNE NATUR

Wenn ich auf die Rückseite der amerikanischen Ausgabe gucke, hat dort der New Yorker Verleger fünf Rezensionen anerkannter feministischer Theoretikerinnen zitiert. Ausnahmslos begrüßen sie, daß Frau Butler "mit Witz und Literaturkenntnis" Weiblichkeit von jedem Makel "des Natürlichen" säubert. In diesem Falle stimmt, was die Werbung verspricht. Mit Konsistenz und gleichzeitig mit Akribie stellt Butler ein Subjekt feministischer Studien her, das durch kein einziges Motiv, durch keine Bedeutung, durch keine erlebbare Sinnfaser in die Vergangenheit führt: "(she) reconsiders the status of 'women' as the subject of feminism and the sex/gender distinction." [12] Mit diesem Unternehmen "leistet" Butler aber nicht nur etwas für ihr Fach, sondern sie macht sich zum Objekt meiner geschichtstheoretische Analyse. Sie stellt diskursiv und als Subjekt der feministischen Disziplin den Idealtypus des postmodernen Objektes her. Ich sehe dieses Subjekt als einen Spiegel, um in ihm die Entkörperung unserer Epoche zu betrachten.

---

11. Donna Harraway. "Lieber Kybord als Göttin: für eine feministisch-sozialistische Unterwanderung der Gentechnologie." In *Argument-Sonderband* AS 105: 1984. Hg. v. Peter Lange u.a. Bd.14 p.66-84.

Butler ist Sprachrohr eines Diskurses, der ganz mit dem Verständnis von Natur als Matrix, also als Geburtsort im Fleisch, als Ur-Sprung gebrochen hat. Mit selbstgefälliger Larmoyanz, die sie für Parodie hält, stellt sie sich als Autorin als machtlosen, aber dafür unbegrenzt permutierbaren Schreiberling dar.[13] Ohne Witz verlächerlicht sie jene Kolleginnen, die es noch immer für nötig halten, to "find a doer behind the deed" [14]. Unzählige Male permutiert sie die Überzeugung, daß "...the question of agency is not to be answered through recourse to an 'I' that preexists signification".[15]

Mir geht es um das genaue Gegenteil dieser dekonstruktiven "Performanz", in der das, was ich spüre, fühle, schätze, zum gespensterhaften Schattenbild meines sozial determinierten Benehmens gemacht wird. Ich beschäftige mich mit dem Text einer Amerikanerin, die wohl auch als "Mädchen" geboren wurde, um im Spiegel ihrer Denkweise die hier vorgetragene Ablehnung gegen ein historisch bedingtes Körpererlebnis untersuchen zu können. Was Butler anbietet, ist ein Wortritual. Sie stimmt in den Chor von Akademikerinnen ein, durch den der Selbstentkörperung in der Mediengesellschaft der Anschein verliehen wird, im Interesse auch der Frauenbewegung zu sein.

Wenn ich das sage, so setze ich mich dem Einwand aus, doch selbst nichts als Resultat genau derselben seinsprägenden Konstellationen zu sein, das eben in diesem Buch als "Judith Butler" auftritt. An meinem Geburtsdatum kann ich nichts ändern, noch an der Mediengesellschaft. Ich habe die Option, modische Journale bei Empfang in den Papierkorb zu stecken, gleich ob die nun postmoderne Wäsche oder dekonstruktive Theorie verzapfen. Und ich muß diese Haltung nicht begründen. Die Arbeit an alten Texten zwingt mich zum angestrengten Lauschen nach "der" Echo [16] in mir, die den Aussagen der Frauen aus dem 18. Jahrhundert antworten könnte. Ich unterrichte gern junge Frauen in Körpergeschichte, weil ich ihnen diese Haltung vermitteln möchte. So wie mir kein Psychoanalytiker einsichtig machen kann, daß meine Widerstände mir wertvolle Einsichten verschließen, so lasse ich mir von keinem Dekonstruktivisten meine Leibhaftigkeit ausreden. Es ist an der Zeit, daß wir die Möglichkeit anerkennen, daß es heute auch im sogenannten wissenschaftlichen Gespräch über Frauen in der Geschichte heterogene Positionen gibt, deren Vertreterinnen miteinander nicht mehr sprechen können.

---

12. Vorwort S.IX
13. Vom unterhaltsam-frechen Mut und dem zügigen Stil einer Julie Burchill, *Sex and Sensibility* London: Grafton, 1992, und von der geisteswissenschaflichen Bildung der Camille Paglia, *Sex, Art and American Culture*. NY: Viking, 1992, 377p hat sie nichts. Ihr Text ist zu hochtrabend, um unterhaltsam zu sein, und zu modisch, um meinen Studentinnen einen Begriff von historischer Skepsis zu vermitteln.
14. S. 142.
15. S. 143. Butler lehnt jede prädiskursive Unterscheidung von sex oder gender ab, denn: "... the epistemological paradigm that presumes the priority of the doer to the deed establishes a global and globalizing suject who disavowes its own locality as well as the conditions for local intervention" (p.148) "The denaturalization of gender as such.." (p.149), die auf den ersten Blick wie eine Aufforderung zur Historisierung der gesellschaftlichen Gegenüberstellung von Mann und Frau klingt, kann aber bei Butler nicht so gelesen werden. Denn: " The 'real' and the 'sexually factic' are phantasmatic constructions (also nicht historische Begebenheiten)-- illusions of substance -- that bodies are compelled to approximate, but never can." (p.146) "The illusion of gender identity ... reveals its fundamentally phantasmatic status". (p.146f)

Wie sehr das intuitive "Ja" zur eigenen, historisch bedingten Sinnlichkeit eine Voraussetzung ist, die mich aus einem Diskurs ausschließen kann, das habe ich letztes Jahr bei einer Monstersitzung über Computergesteuerte Wirklichkeit im Kongreßzentrum von Essen erlebt. Mein Thema war die Soziogenese des substantiven Lebens. Da war ich auf einem Podium mit Dr. X.Y., einem Blutkrebstherapeuten, der uns an Schaubildern demonstrierte, daß es ihm schon mehrmals gelungen war, Patienten total auszubluten, so daß er ihnen auf diese Weise ermöglichte, die ihnen diagnostizierte Lebensdauer zu überleben. Dazu versetzt er sie in einen "sub-lethalen", d.h. doch 'fast schon toten' Zustand, um sie nach dem Totalverlust ihrer Immunität mit fremd gespendeten Körpersäften als prekäre Immunsysteme wieder zu beleben. "Aber, Herr Professor, ich bin doch kein Immunsystem" begann ich meinen Einwurf. Beinahe beleidigt gab er mir zurück: "Frau Duden, Sie sind ein Immunsystem! Sie sind's, ob Sie's wollen oder nicht."

Nun bin ich ebensowenig das Resultat einer performativen Illusion wie ein Immunsystem. Als Freundin des GEN-Archivs in Essen vermeide ich jeden Arzt, der seine Therapie auf seiner Wahrnehmung von mir als zweibeiniges Immunsystem aufbaut. Ebenso vermeide ich eine Kontroverse, in der mein 'ich' als ein sekundäres Konstrukt meiner Performanz vom Gesprächspartner weggedacht werden darf. Ich bin nicht ohne Substanz, bin nicht sinn-los, wie das Frau Butler von sich behauptet. Ich bin nicht zweidimensional: ich habe ein Außen und auch ein Innen, und das ist nicht jedermann zugänglich. Ich habe ein Gesicht, das ich zeige, und auch Innigkeit: es gibt Dinge, die ich an mir sehe und andere, von denen ich gelegentlich was ahnen will. Ich bin kein Schneider MeckMeckMeck nach dem Durchlauf in der dekonstruktiven Mühle.

Ich bin doch wer und nicht was. Ich kann mich nicht als programmierbares Immunsystem begreifen. Mein Denken hallt in meinen Sinnen: Ich verlasse mich in meinem Urteil auf den Ekel oder das Licht oder die Süße, die mir eine Überlegung einflößt. Damit wird meine Sinnlichkeit nicht zum Wahrheitskriterium -- aber sie ist und bleibt Bedingung, um meiner historischen Forschung jene Konkretheit zu verleihen, ohne die Körpergeschichte zum Geschwätz wird. Und die Stimme der Nymphe Echo in mir bedingt auch mein Zuhören: Nur wenn sie mithört, kann ich mein Vertrauen verschenken.[17]

PRAXISLEITENDE VORSTELLUNGEN

Seit ich mich mit Körpergeschichte befasse, bin ich entschlossen, mir meinen Umgang mit dem Körpererlebnis der Frau in der Vergangenheit durch die Dekonstruktion der Postmoderne nicht nehmen zu lassen. Und dazu ist Intuition nicht genug. Ich sah mich also gezwungen, ein hermeneutisches Hilfskonstrukt zu schaffen, das mir bei der Interpretation von körperbezogenen Quellen im Rahmen der heutigen historischen Wissenschaft dienlich sein könnte.

---

16. Sie ist und bleibt für mich eine Nymphe.
17. Durch ihre unbegrenzte parodistische Pose macht es Frau Butler klar, das sie auf das Vertrauen ihrer Leserin pfeift. Ich kann diesem Text kein Vertrauen entgegenbringen. Was mich besorgt, ist die Studentin, die versucht, dem Text Butlers Vertrauen zu schenken, weil er von einer Frau geschrieben ist, und ihr, wie sie sagt, als Medizin dient, um ihr Unwohlsein im Alltag zusammen mit ihrer Körperlichkeit abzulegen.

Nach einigen Jahren des Sammelns und Verzettelns des erlebten Frauenkörpers seit dem Mittelalter hat mich Bricolage mehr als Theorie dazu gebracht, wenigstens vier Ordnungen zu unterscheiden, in denen Frauen von sich sprechen:

(1) Sie verstehen sich kinästhetisch (als wahrgenommene kineses = Bewegung); d.h. sie nehmen sich als angeregt, hurtig, träge, verstockt, verhärtet wahr.
(2) Was ihnen geschieht, ertasten sie. Es ist ein haptisches, ertastetes und nicht optisch visualisiertes Erleben. Es schwillt, fehlt, sprießt, drückt, kribbelt, beißt, würgt.
(3) Die Aussagen betonen syn-aisthesis (Gemein-sinniges): Geschmack und Geruch, Galle, Fäulnis und Erquickung, aber auch Hitze und Kälte fließen ineinander: in der Leber, im Magen, in der Mutter. Eine Vielzahl von Worten bezeichnet diese Vermischung: schwarze Galle, male au coeur, frisches Blut.
(4) Und insbesondere sind all diese Erlebniskomponenten ihrem Wesen nach orientiert, wobei "oben" und "unten" ebenso qualitativ voneinander verschieden sind wie "rechts" und "links", "vorn" und "hinten", "innen" und "außen", "nah" und "fern", "hier-dort-drüben" oder "oben-drüber".

Je mehr ich Quellenaussagen nach diesem Schema zusammenstellte, umsomehr wurde mir "Körper" zu orientierter Materialität. Die linguistischen und ethnologischen Vorarbeiten zur sinnlichen Wahrnehmung der Raum-Zeit stehen zur Verfügung.[18] Ebenso die semantischen oder bedeutungshistorischen Studien zur Bewertung dieser sinnlichen Vektoren.[19] Je genauer ich die Aussagen oder die symbolischen Handlungen in den Quellen untersuchen konnte, um so deutlicher verstand ich, daß es sich dabei sehr oft um eine Gestaltangabe handelt, die sich als komplex-orientiertes Wohlbefinden oder Übelsein verstehen läßt: als Anleitungen sozusagen, etwas am erlebten Ungleichgewicht zu ordnen.

Ich habe mich also entschlossen, von praxisleitenden Vorstellungen (PLV) zu sprechen, die zum Beispiel in den Hunderten von Frauenklagen aus dem früheren 18. Jahrhundert dem Arzt gegenüber zum Ausdruck kommen.[20] An der Orientierung der beklagten Verhärtung oder Hitze, an ihrer Intensität und ihrer Qualität mochte es mir gelingen -- so wie ihrem damaligen Arzt -- etwas von ihrem Körpererlebnis nachzufühlen. Die Untersuchung dieser haptisch und nicht optisch wahrgenommenen Vektoren hat es mir oft schon erlaubt, nicht nur das Gespräch unter Frauen zu verstehen. Auch das Verständnis des traditionellen Arztes für den Zustand der klagenden Patientin beruht auf seiner Kenntnis des epochalen Erlebnis-Tensors.[21] Als ein mögliches heuristisches Hilfskonstrukt bei der Erforschung kulturell voneinander sehr entfernter Körpererfahrungen hat sich die Suche nach dem Schema der praxisleitenden Vorstellungen, die für eine Epoche und Gesellschaft charakteristisch sind, brauchbar erwiesen.

---

18. Dazu die Stichworte: "Space", "Landscape", "Interiority", "Microcosm", "Soma" in der kommentierten Bibliographie: Barbara Duden. *Body History - Körpergeschichte. A Repertory, ein Repertorium.* Wolfenbüttel: 1990. Zum Beispiel Ekkehart Malotki. *Hopi-Raum: Eine sprachwissenschaftliche Analyse der Raumvorstellungen in der Hopisprache.* Tübingen 1978.
19. Zum Beispiel Rodney Needham, Hg. Right and Left: Essays on symbolic classification. Chicago 1973.
20. Barbara Duden, *Geschichte unter der Haut.* Stuttgart 1987 und 1991. Zu den "Praxis-leitenden Vorstellungen, S.123ff..
21. Mit Vektoren meine ich Bewegungen, die je nach Orientierung und Intensität anders erlebt werden. Tensor ist ein mehrdimensionaler Vektor.

Bis in die Gegenwart hinein läßt sich die Autozeption von schwangeren Frauen mit diesem Muster gelegentlich besser verstehen, zum Beispiel, wenn ich mit freien Hebammen spreche. Schon mehrmals haben mir solche Hebammen erzählt, daß die heute üblichen pränatalen Visualisierungsübungen die Fähigkeit der Frau zum haptischen Erleben kinästhetischer Wahrnehmung lähmen können. Selbst in den optisch kolonisierten Schwangerschaften der achtziger Jahre habe ich gemerkt, wie befreiend das Gespräch mit Hebammen sein kann, die von diesem inneren, orientierten, synaisthetischen Wissen selbstverständlich ausgehen.

An jene Existenzweise aber, die Butler vermitteln will, läßt sich mit meinem Hilfskonstrukt der praxisleitenden Vorstellungen nicht mehr herankommen. Sie beschwört eine Art der Selbstwahrnehmung herauf, in der selbst der Unterschied zwischen Außen und Innen gelöscht werden soll. Das Körperphantom wird zum Hilfskonstrukt, das es der einfältigen Frau ermöglichen soll, am feministischen Diskurs teilzunehmen. Die Autorin gibt mir den Eindruck, daß sie sich so fühlt, wie der öffentliche Foetus meist dargestellt wird: Der Fötus, der zum Symbol des ungeborenen Lebens geworden ist, wird in den Medien meist ohne jeden Bezug auf seine Mutter als Kosmonaut in seiner Fruchthaut dargestellt. Nach Butler ist der Frauenkörper ein Epiphänomen, das je nach sozialer Witterung als "Kosmonautin" in der Gesprächsblase eines Diskurses zustande kommt.

GESCHICHTE MIT UNTERLEIB.

Kein Wunder, daß -- nach Butler -- "woman, even in the plural, has become a troublesome term, a site of contest, a cause for anxiety".[22] Natur hat hier keinen Stellenwert. Ich komme aus einer Tradition von Frauen, die stolz darauf sind, daß natura a nascitura dicitur, daß also "die Natur" nach der Frau, nicht die Frau nach der Natur verstanden wird.

Kaum wagt man sich heute noch, in diesem Zusammenhang "Natur" zu nennen. Ich spreche nicht von der Göttin, nicht vom Matriarchat. Ich mache aus Natur auch kein Ideologem: Ich kenne den, auch von Butler behandelten Ansatz, mit dem Julia Kristeva der Semiotik eine "ur-mütterlichen Dimension" zuspricht [23], und so versucht, den Diskurs an die Stelle der Mutter-Natur zu setzen. Ich schreibe Butler kein besonderes Interesse an der Dekonstruktion von Natur zu. Sie beschäftigt sich nicht mit dieser vergossenen Milch. Wie Carolyn Merchant es sagt: Der Tod der Natur [24] liegt schon viel zu weit zurück, auch wenn die Frage danach, wie es in einem toten Universum zum Leben kommt, auch heute noch bei der Diskussion um den Schwangerschaftsabbruch viele Geister bewegt.

Mein Thema ist das Echo, mit dem junge Freundinnen im leibhaftigen Erleben auf die Wahrnehmung von Personen, Sachen, Bildern und Wörtern antwortet, wenn sie Butler gelesen

22. S.3.
23. Julia Kristeva. Desire in Language: a semiotic approach to literature and Art. New York 1980 (wo meiner Kenntnis nach dieser Versuch beginnt).
24. Carolyn Merchant. Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft. 2. Aufl. München 1994.

haben. Wird die Leibhaftigkeit verlächerlicht? Verschämt über Mangel an politischer Korrektheit als Privatsache versteckt? Analysierend zerlegt? Oder kommt bei ihnen dieses Mitschwingen des Fleisches beim Denken und Fühlen nach dem Ätzbad der dekonstruktiven Lektüre in ganz neuer Weise zum Tragen? Zu jeder der genannten drei Optionen kennen wir die entsprechende Literaturliste: post-modern, multikulturell und psychoanalytisch orientierte Frauenstudien. Ich möchte zur vierten Option beitragen: Junge Frauen könnten, gewitzt durch den genau begriffenen Kontrast zwischen ihren eigenen Wahrnehmungsformen und den Butlerschen Konstrukten, an das Studium historischer Frauenkörper herangeführt werden. Ich möchte es den Studentinnen ermöglichen, zur besseren Selbst-kenntnis dasselbe multivektoriale dynamische Hilfskonstrukt bei der Deutung ihrer eigenen Verwirrung oder Verliebtheit anzuwenden, mit dem sie eine Frauenklage oder eine Speiseregel aus früheren Zeiten analysiert haben.

Diese Methodik der Ausbildung für die körperhistorische Forschung scheint mir im Augenblick dringend zu sein. Denn die Theorie, daß Frau die Verkörperung von Launen ist, erhält derzeit neue Substanz in bemerkenswerten Vorbildern. M-TV und Madonna machen buchstäblich "Schule" an den amerikanischen Universitäten der neunziger Jahre: Brilliante Frauen vom Stil der Camille Paglia und der Julie Burchill machen die Kunst des meisterhaften Auftritts zu einem integralen Element der akademischen Diskussion. Sie erreichen ihr Ziel durch bewußte, hochkarätige Selbststilisierung als "Frauen": sie beweisen den blassen Epigonen französischer Ex-Marxisten, daß so privilegiert "Frau" Jedermann überlegen ist, wenn es darum geht, sich nicht produzieren zu lassen, sondern sich selbst als intellektuelles Medienphänomen zu produzieren.

Geschichte hat mir geholfen, etwas von meiner -- oft etwas beschämenden -- historisch gegebenen Leibhaftigkeit zu begreifen.[25]

25. Und nicht als eine "regulative Fiktion" wie Judith Butler. "Gender Trouble, Feminist Theory and Psychoanalytic Discourse." In: *Feminism/Postmodernism*, hg. von Linda J. Nicholson, London 1990, S.339 betont.

3.5

Drei Jahre lang diente unser Haus in Pennsylvanien als Treffpunkt für ein internationales Seminar zur historischen Semantik des Nachkriegsdiskurses über "Entwicklungsländer". Unter dem Vorsitz von Wolfgang Sachs trafen sich dort Menschen aus aller Welt, um den Bedeutungswandel der Schlüsselbegriffe zu diesem Thema seit 1949 zu untersuchen. So entstand der von Dr.Sachs herausgegebene Development Reader, in dessen Rahmen ich es übernommen habe, die tendenzielle Gleichsetzung von "Bevölkerung" und "Population" im politischen Gespräch als einen sprachlichen Einstieg in die Unmenschlichkeit aus körperhistorischer Perspektive zu deuten.

An der Verwendung von "Bevölkerung" als Synonym für den statistischen Ausdruck "Population" im Alltag zeigt sich die Intensität, mit der popularisierte Gesellschaftswissenschaft den Gemeinsinn lähmen kann. Parteiredner und Soziologen, Feministinnen nicht weniger als der Papst verwenden wohlmeinend ein entkörperndes Wort, wenn sie 'Mensch im Plural' sagen wollen. Bevölkerungen sind bedroht, haben Anspruch auf Hilfe, sind Faktoren in der Produktion und im Konsum. Die politische Kalkulation mit Menschen-mengen spiegelt einen Endpunkt in der Körpergeschichte. Denn Bevölkerungen sind absolut leibfrei.

3.5 Wie Population zur abhängigen Variable wurde: Mensch und Bio-Masse [1]

Die Entwicklungspolitik seit 1949 ist der Kontext, in dem ich das Konzept von Bevölkerung untersuchen will. Das ist nicht einfach, denn heute, in den neunziger Jahren, scheint dies Wort für die meisten Menschen der Name für eine natürliche Sache zu sein, eine Sache, ein Problem, über das sich neutral sprechen läßt, ein Objekt, das von Menschen kontrolliert und verwaltet werden kann. Ich will den epistemologischen Status dieses Gegenstandes in internationalen politischen Verlautbarungen untersuchen und dabei auf die Bedeutungen eingehen, die Bevölkerung (population) in der Umgangssprache angenommen hat, z.B. in Kontroversen über Geburtenkontrolle, über die Stellung der Frau und in der Umweltbewegung.

Im Englischen weckt der Begriff "population" wie im Deutschen die "Bevölkerung" unweigerlich Bilder von einer Explosion, vorzüglich der Explosion von ungebildeten Menschenmassen in der Dritten Welt in Ländern, die ihre Schulden nicht zurück zahlen können. Bei Bevölkerung denkt man auch an qualvolles Gedränge, an Menschenmassen, die über ihre Grenzen verschoben und in Lagern eingepfercht werden. Irritation über verantwortungslose Kinderzeugung, über die unzureichende Finanzierung von Programmen für die Geburtenkontrolle und über den Widerstand der Katholischen Kirche gegen Geburtenverhütung und Abtreibung schwingt mit. Feministinnen sagen, daß das Bevölkerungsproblem solange nicht gelöst werden wird, solange man die eigentliche Ursache nicht versteht, nämlich den Ausschluß von Frauen aus den Entwicklungsprozessen. Ökologen wieder, mit ihrer Perspektive der "einen Welt", denken bei "Bevölkerung" an die Grenzen der "Belastbarkeit" des Planeten. Das Wort hat etwas Alarmierendes, weckt Angst und taucht deshalb meist in Verbindung mit "Über" auf. Bevölkerung konnotiert heute ein unerwünschtes Zuviel.

Schon die Mittelschüler lernen in Geographiebüchern, daß die "Bevölkerungsexplosion" eine Folge von Entwicklung ist. Durch Entwicklung kamen Impfstoffe, Antibiotika, bessere Hygiene, bessere Ernährung, gründliche Abwasserbeseitigung. All das wurde von den Leuten in der Dritten Welt und gerade von den Nicht-Weissen schneller akzeptiert als Kondome, Pillen und Spiralen. Bevölkerung ist zu etwas Bedrohlichem geworden. Mit dem Wort wird ein Schatten über die Zukunft geworfen und aus der Perspektive der nördlichen Breitengrade sieht die Bedrohung gelb oder schwarz aus.

Diese heftigen, wertbeladenen, manchmal panischen Assoziationen fehlen, wenn Statistiker oder Demographen von "let p = Bevölkerung" als Algorithmus sprechen. Sobald aber die Formeln und Daten der Bevölkerungswissenschaftler aus dem Kontext der reinen Wissenschaft heraus und in die Modelle von Politikern hinein gepflanzt, dann erhält der Algorithmus "p" ein eignes Dasein. "P" ist dann nicht mehr die Formel für eine beliebig hergestellte Klasse von Sachen. "P" verweist dann auf die Möglichkeit, "wirkliche" Menschen in Zahlen zu packen und "let-p = Bevölkerung" vermengt das kranke Kind, die schwangere Frau und auch den Beamten, der den Zensus erhebt, zu dem

Subjekt eines Satzes, dessen Prädikat der "Bevölkerung" den Schein von Wirklichkeit verleiht. "Bevölkerungen" wachsen, konsumieren, verbrauchen, verschmutzen, brauchen, fordern und haben Bedürfnisse und Rechte. "Bevölkerungen" werden zu Objekten, mit denen sich etwas tun läßt: Man kann sie kontrollieren, entwickeln und begrenzen.

Mein Thema ist also diese Schein-Sache. Ich will über ihre Umformung in vierzig Jahren des Entwicklungsdiskurses sprechen und über die sozialen Wirklichkeiten, die der Wortgebrauch hervor brachte. Der politische Mißbrauch des Begriffes durch Statistiker oder Demographen ist es nicht, was mich beschäftigt, vielmehr möchte ich verfolgen, wie das Wort sich zu einem Mittel verwandelte, das auf die terminologische Austilgung von Menschen hinausläuft.

Wie Menschen zu Bevölkerung werden: eine neue Perspektive

Die Geschichte von "Bevölkerung" muß man in anderer Weise untersuchen als Entwicklung. "Entwicklung" ist ein Schlagwort, das im Unternehmen Fortschritt nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt wurde, als der soziale Wandel in eine Aufgabe eines neuen, vielarmigen, professionellen Expertentums umdefiniert wurde. "Bevölkerung" dagegen war damals schon ein altes, gängiges Wort im Sprachschatz der Politik, das seitdem allerdings einen radikalen Bedeutungswandel durchlief.

Gilbert Murrays Oxford English Dictionary gibt uns Zugang zum Sprachgebrauch im Englischen an der Wende in das 20. Jahrhundert. Der Eintrag zu "population" umfaßt nicht mehr als eine halbe Spalte. In den meisten Phrasen ist population das Hauptwort für Tätigkeiten, wie zum Beispiel in der Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in der es heißt, daß der König von England versucht hatte, die '"Population' der neuen Länder zu verhindern". "Population" wie "Bevölkerung" war damals noch ein Verbalnomen. England wollte die 'Peuplierung' der Kolonie verhindern, d.h. die generative Tätigkeit des Besiedelns, Haus, Hof und Familie Schaffens durch wirklichen Pöbel, echtes "Volk". Das OED von 1889 verzeichnet daneben aber auch schon das Heraufziehen einer anderen, einer technischen Wortbedeutung. Nach Malthus (1789) "wächst Bevölkerung im geometrischen, die Subsistenz dagegen nur im arithmetischen Verhältnis an". So verwendet, kommt das Wort in der englischen Umgangssprache vor, wenn z.B. Macauley 1849 konstatiert, daß "man die Bevölkerung Englands 1685 nicht mit absoluter Genauigkeit festgestellen kann". Eine Generation später rühmt der Vererbungsforscher Pater Mendels seine blauen und rosa Bohnen als "Bevölkerung". Das nomen actionis, das Tätigkeitswort schwindet im Verlauf der nächsten hundert Jahre in dem Masse, wie im politischen Diskurs Bevölkerung sich zur Bezeichnung für eine Einheit, einen Handlungsträger oder Anspruchsberechtigten verwandelt.

Diese Bedeutungsverschiebung vollzieht sich vor dem Hintergrund der Entwicklung eines neuen Zweiges in der Mathematik. Die daraus folgende und jüngste Mutierung der Bedeutung des Wortes Bevölkerung im Zeitalter von Entwicklung und Systemtheorie läßt sich nicht begreifen, wenn man nicht vorher den Zusammenhang von Bevölkerung mit den Anfängen von Statistik geklärt hat. Denn es ist keineswegs der Zensus, die Haushalts- und Leutezählung des absolutistischen Staates, die an der Wiege der Statistik steht, sondern das ist die politischen Arithmetik in ihren Anfängen im 17. Jahrhundert. William Petty -- von Hobbes, der über Gesellschaft more geometrico sprach,

beeinflußt -- kam als erster auf die Idee, die Gesellschaft zu quantifizieren. "Anstatt nur rein vergleichende und steigernde Worte zu gebrauchen und mit der Sprache das Argument zu führen ... habe ich beschlossen, mich in den Termini von Zahlen, Gewichten und Massen auszudrücken."[2] Mit dieser Methode hoffte Petty, eine Politischen Arithmetik begründen zu können (London 1690). Er wollte Bacons Versuche weiterführen, der schon nach der Parallele zwischen dem "natürlichen Körper" und dem "politischen Körper" gesucht hatte. Petty suchte zu beweisen, daß die Macht und der Reichtum eines Staates von der Anzahl und Beschaffenheit seiner Subjekte abhängt. Aber diese politische Arithmetik war noch weit davon entfernt, mit den erhobenen Zahlen zu kalkulieren, auch dann noch, als in Irland der erste Zensus der Moderne erhoben worden war. Man räsonnierte über die Zahlen, bedachte sie, betrachtete sie in verschiedenem Licht. Peter Süssmilch, der fromme preußische Bevölkerungsgelehrte, glaubte zwar schon früh, daß die zahlenmäßige Erfassung von Menschen die Grundlage für jede Verwaltung in einem Staatswesens ist, aber auch für ihn blieb Statistik weiterhin eine spekulative Wissenschaft.

Der Übergang vom allgemeinen Räsonnement numerischer Daten, die man aus den Kirchenbüchern gewonnen hatte, zu ihrer mathematischen Manipulierung wurde erst und zwar schlagartig um 1800 vollzogen. In der politischen Arithmetik des 18. Jahrhunderts war das Argumentieren mit Zahlen noch ein Anhängsel an Beobachtungen gewesen. Erst jetzt wurde die mathematische Verarbeitung von Quanten zur Grundlage einer neuen Theorie und zum Versatzstück neuer Konzepte. Mit diesem Übergang entstand eine neue Sprache, eine neue Begrifflichkeit, die es möglich machte, Menschen im Kontext von Quantifizierungen zu fassen. Im Licht dieser Begriffe wurde es möglich, allgemeine Wahrheiten jetzt in Phänomenen der Masse zu entdecken, obwohl man den Beweggrund jeder einzelnen Handlung weder kennen noch letztlich ausfindig machen konnte. Bevölkerungen wurden typische "Verhaltensweisen" zugeschrieben und deren Vorkommen mit "Wahrscheinlichkeiten" erklärt. Die Statistik stieg zum Vademecum, zum neuen Latein aller modernen Wissenschaft auf und das Wort "Bevölkerung" verlor seinen Bezug zu wirklichen Menschen.

Im Ergänzungsband zum Oxford English Dictionary, der achtzig Jahre nach der ersten Ausgabe herauskam, listet der Eintrag zur Sache Population jetzt mehr als zwei Spalten an neuen Bedeutungen auf. Aus dem Wort, das ursprünglich von "bevölkern" und von "Volk" her kam (populare im Lateinischen), war nicht nur die aktive Wortbedeutung verschwunden; in den meisten Fällen hat es jetzt mit "Völkern", mit Menschen überhaupt nichts mehr zu tun. "Population" bezeichnet die Gesamtheit von Objekten -- und das können Geschosse ebenso gut sein wie Leute; "Population" bezeichnet eine sich reproduzierende Gruppe, die sich mit gegebener Wahrscheinlichkeit und Häufigkeit begattet und vermehrt; das mögen unterschiedslos Menschen oder Moskitos sein. In der Physik spricht man von "populations" in Bezug auf Partikel, die sich in einem bestimmten energetischen Aggregatzustand befinden. In der Astronomie bilden die metallreichen Sterne im Zentrum von Galaxien eine "population", die von den Sternen in globular clusters unterschieden werden kann. Strafwissenschaftler unterscheiden die "Pupulation" ihrer Institutionen danach, ob sie sich gerade im Freigang oder im Gefängnis befindet. Schließlich führt

2. Zit. nach M.J.Cullen. The Statistical Movement in Early Victorian Britain: The Foundations of Empirical Social Research. New York 1975, S.2. Zur Geschichte der Statistik: Theodore M.Porter. The

das OED-Supplement eine vierte, ganz neue Kategorie von Wortvorkommen an, nämlich eine Serie neuer Wortverbindungen mit "population", wie -zählung, -kontrolle, -zyklus, -verteilung, -politik, -planung, -explosion, -wachstum, -trends, -überblick, -erhebung, -inversion und noch weitere solcher Verbindungen, die allesamt Bezeichnungen für Funktionen und Faktoren sind, die untersucht und offenbar auch gemanagt werden können.

Die meisten dieser neuen Komposita treten heute täglich in den Zeitungen auf. "Bevölkerung" ist ein Paradefall für jenen Vorgang, den Uwe Pörksen die Kreolisierung des Sprechens und der Sprachen durch die Pseudosprache der Statistik nennt.[3] Die "Bevölkerung", mit der wir es jetzt zu tun haben, ist Resultat einer Kreolisierung, die in drei aufeinander folgenden Schritten vor sich ging.

Im ersten Stadium, um die Jahrhundertwende, stieg die Statistik zu einem eigenen Gegenstand in der Mathematik auf. Ihre strenge Begrifflichkeit entfremdete sie der Umgangssprache. Es waren die Demographen unter den Begründern der mathematischen Statistik, die danach suchten, wie man ein Werkzeug schaffen könnte, mit dem sich Darwins Theorie der Evolution politisch interpretieren ließe. Dies politische Interesse der Demographen war dann wohl einer der Treibriemen, durch den die Wissenschaftswelt, Physiker ebenso wie Biologen, dazu bewegt wurde, sich den Einsatz von aggregierten Daten und Mittelwerten zu eigen zu machen, um damit ihrer Natur nach unabhängige und wechselnde, als Größen aber voraussagbare Gegenstände zu untersuchen.

Im zweiten Stadium wurde die Statistik zur lingua franca, zur Allgemeinsprache. Ihre Axiome bildeten fortan den Hintergrund für die Biologie ebenso wie die Physik oder die Soziologie. Einführende Lehrbücher, nach denen Studenten lernen, wie man mit statistischen Methoden operiert, vermitteln unter der Hand auch gleich die Vorstellung mit, daß die Variablen und Prozeduren, deren Manipulation gelernt werden soll, irgendwie natürliche Gegebenheiten sind. Studenten lernen z.B., Graphiken zu entwerfen, in denen Bevölkerungsgrößen mit verschiedenen Variablen wie Ernährungssituation, Bruttosozialprodukt oder genetischer Analage korreliert werden. Sie lernen mit diesen Variablen zu arbeiten, sie so oder so zu korrelieren und glauben dann, daß Menschen traktierbar und kontrollierbar sind wie abhängige Variablen.

Erst jetzt, im dritten Stadium, unterwandern statistische Konzepte die Umgangssprache. Die handlichen Kästen neben der wöchentlichen Kolumne sind mehr noch als das Lehrbuch die gängigen Mittel, durch die Berichte des Reporters über Hungersnot, Epidemien oder Diskriminierungen in schnell überschaubare Darstellungen von aggregierten Zahlen verwandelt werden. Auf der einen Seite zeigt die Zeitung das Photo einer Frau, die von ihren ausgemergelten Kindern umringt wird. Auf der nächsten Seite geben drei Schaukästen die visuelle Ausdeutung des geschriebenen Textes. Da gibt es Linien-, Säulen und Kurvendiagramme, auf denen die Geburtenverhütung, die Ernährungslage und die Abtreibungsraten in den USA oder Nigeria verglichen werden.

Die meisten Schlüsselworte des Entwicklungsdiskurses sind wie "Bevölkerung" statistisches Treibholz. Einwanderer aus der Terminologie der Statistik in die Umgangssprache, Algorithmen, die

---

Rise of Statistical Thinking 1820-100. Princeton 1986.

3. Uwe Pörksen. Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart 1987.

außerhalb ihres ursprünglichen Kontextes gebraucht werden. Man setzt sie ein, um den Schein eines "Referenten" für etwas herzustellen, der zumeist eine Pseudo-Wirklichkeit ist und doch wird gleichzeitig der Eindruck erweckt, daß hier etwas Bedeutsames und auf-der-Hand-Liegendes verhandelt wird. Etwas, das kein Laie ohne Erläuterung des Experten verstehen kann. Der Anstieg des "Bruttosozialprodukts" z.B., ebenso wie die Alternative, nämlich das "aggregierte Realeinkommen", suggerieren dem Laien den Zustand von Wohlhabenheit und verlangen doch im gleichen Zug die Interpretation durch Professionelle. Unter den Plastikwörtern hat Bevölkerung einen besonderen Status. Es aggregiert nicht Sachen, sondern Menschen; es übersetzt nicht Dinge in Dollars, sondern Personen in blutlose Einheiten, die als eigenschaftslose Klassen manipuliert werden können; Größen, die sich reproduzieren, produzieren, konsumieren, Umwelt zerstören und die, im Interesse der Allgemeinheit, Kontrolle auf den Plan rufen.

2. Empfängnisverhütung für Entwicklung: Von der Geburtenkontrolle zur Bevölkerungskontrolle

Zwischen 1950 und 1990 lassen sich drei Perioden unterscheiden, in denen der Referent von "Bevölkerung" immer stärker den denkbaren Bezug zu wirklichen Menschen verliert. In den ersten zehn Jahren nach Präsident Trumans Vier Punkte Erklärung (Januar 1949) wird "Bevölkerung" in politischen Statements weiter als Äquivalent für je konkrete soziale Kollektive gebraucht. Damit meint man die Einwohner eines Landes, einer Region oder eines Kontinents. In politischen Verlautbarungen erscheinen Bevölkerungen als Nutznießer der wirtschaftlichen, technischen oder kulturellen Entwicklung, von der sie betroffen sind, von der sie aber, als Subjekte, unterschieden bleiben. Bevölkerungskontrolle wird noch nicht als Ziel öffentlich vertretener Politik definiert. Selbst als im Laufe der sechziger Jahre, Bevölkerungskontrolle allmählich in den Reden von Ministern und Staatsoberhäuptern auftaucht, ist Bevölkerung immer noch ein externaler Faktor ein äußerer Faktor im EntwicklungsKalkül. Wurden Entwicklungsfolgen abgeschätzte, war Bevölkerung immer noch etwas Gegebenes wie die Flüsse eines Landes oder seine fruchtbare Erdkrume. Nur im dritten Stadium, in den siebziger Jahren, begann man, das Wachstum von Bevölkerungen als einen neben vielen anderen und miteinander verknüpften Prozessen zu betrachten. Bevölkerung wurde zu einem endogenen Faktor eines sich in Entwicklung befindlichen "Systems".

Im Laufe der sechziger Jahren drehte sich die US-amerikanische Politik um 180 Grad. Im Dezember 1959 erklärte Präsident Eisenhower: "Geburtenkontrolle ist nicht unsere Aufgabe. Ich kann mir kaum einen Gegenstand vorstellen, der sich weniger als Aufgabe, Funktion oder Verantwortung von Politik oder Regierungen denken läßt, wie Geburtenverhütung." Knapp 10 Jahre später, im Juli 1969, erließ Nixon die erste offzielle Verlautbarung eines amerikanischen Präsidenten zu Bevölkerung. Darin ist zunächst vom Bevölkerungswachstum in den USA und im Weltmaßtab die Rede, dann von der Notwendigkeit von Familienplanung und schließlich heißt es: "unsere Regierung steht zu ihrer Verantwortung, in dieser Frage die Führung zu übernehmen." Fünf Jahre später dann hatte Führung sich in selbstverständlichen Auftrag gewandelt. George Bush, damals Botschafter der USA bei den Vereinten Nationen, erklärte 1973: "Heute ist da Bevölkerungsproblem keine Privatsache mehr ... Die Bevölkerungfrage sollte im Zentrum der Aufmerksamkeit nationaler

und internationaler Führungskräfte stehen."[4] Eisenhowers Politik der Nichteinmischung in Geburtenkontrolle folgte Nixons Parteinahme für Familienplanung und schließlich Bushs Verpflichtung in der Bevölkerungsproblematik.

Dieser bemerkenswerte Umschwung der US-amerikanischen Politik kann weitgehend mit einer ungewöhnlich wirksamen privaten Philantropie erklärt werden. 1952 machte John D.Rockefeller durch eine große persönliche Spende die Einrichtung des "Population Council" möglich. Das Population Council - seit 1982 eine NGO (nicht Regierungs Organisation) - diente seit seiner Gründung als Forum und Lobby für handlungsorientierte Demographen, die ihre Aufgabe darin sahen, das Ziel von Empfängnisverhütung im Zeitalter eines explosiven Bevölkerungswachstums neu zu bestimmen. Seit den 1920er Jahren hatten die Fabianer, hatten Sozialdemokraten, die Margaret-Sanger-Liga und Gesundheitsorganisationen sich darauf eingerichtet, Frauen zur Geburtenkontrolle zu motivieren -- teils um deren Gesundheit, teils um das Wohl ihrer Familien, teils um den Erhalts eines kräftigen "Volkskörpers" willen. Die neue Lobby in den 1950er Jahren behauptete nun, daß das Privatinteresse mobilisiert werden müsse, und zwar im Dienste von nichts Geringerem als dem Überleben der Erde. Vor dem Hintergrund von Entwicklung und dem damit einhergehenden drastischen Abfall von Kinder- und Kindbettsterblichkeit forderten die Schriften des Population Councils jetzt, daß die "Überbevölkerung" dabei sei, die Verwirklichung der Entwicklungsziele zu unterlaufen. Ja, mehr noch, das explosive Bevölkerungswachstum bedrohe die unterentwickelten Länder mit einem neuen, bisher undenkbaren Ausmaß von Hunger, Krankheit, Gewalt und sozialer Desintegration. Geburtenkontrolle erschien jetzt als das eine und einzig vorstellbare Mittel, mit dem sich ein neu gestecktes Ziel erreichen ließe: die "Kontrolle" von Bevölkerungen.

In den späten fünfziger Jahren begann man, "Über-Bevölkerung" als unheimliche Bedrohung aufzufassen. Die Geschwindigkeit des Bevölkerungswachstums überraschte selbst einen Fachmann wie Frank Notestein, einen der großen Männer der modernen Demographie. Am Ende des Zweiten Weltkrieges noch hatte Notestein, der damals Professor in Princeton war, eine Weltbevölkerung von 3 Milliarden für das Jahr 2000 vorausgesagt. Tatsächlich wurde die 3 Milliarden-Grenze bereits 1960 überschritten. In einer Ansprache an die Ceylon Association for the Advancement of Science 1964 räumte Notestein ein, daß bis zum Jahrhundertende ein weiteres Verdoppeln der Menschheit nicht zu verhindern war.[5] Modernisierung senkt die Sterblichkeit lange vor einer Senkung der Geburtenrate. Die Folge davon ist, daß Entwicklung das Bruttosozialprodukt zwar steigern, zugleich aber das Bruttosozialprodukt pro Kopf verringern kann.

Während die US-amerikanische Bevölkerung beim Stand von 1968 sich in 63 Jahren, die von Österreich in 175 Jahren, die Großbritanniens in 140 Jahren verdoppeln sollte. hatten Kenya und die Türkei "Verdoppelungszeiten" von 24, die Philippinen von 20, El Salvador von 19 Jahren erreicht. Was aber noch wichtiger ist, ist Folgendes: Selbst unter der Hypothese, daß es möglich sein sollte, innerhalb von 15 Jahren die Geburtenrate z.B. von Ägypten oder Mexiko zu halbieren, dann wären doch im gleichen Zeitraum so viele junge Mädchen, die im Interimszeitraum geboren worden waren,

4. P.T.Piotrow. World Population Crisis: The United States Response. New York 1973, S.X und VII.

in die fruchtbaren Jahre herangewachsen, daß eine weitere Verdoppelung der Bevölkerung in den nächsten dreissig Jahren nicht zu verhindern war. Selbst bei einem drastischen Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahl pro Frau mußte die Bevölkerung weiter anwachsen. Man stellte fest, daß "Bevölkerung" eine Schubkraft in sich hat, die zum Problem ihrer Kontrolle erschwerend hinzukommt. Die "Unterentwickelten", die gerade erst durch den Entwicklungsdiskurs als ein besonderer Typus von Bevölkerungen definiert worden waren, schienen jetzt sowohl den Norden mit ihren Geburten zu überrunden als auch die eigene Entwicklung zu unterlaufen.

In den fünfziger Jahren waren die Demographen noch Stiefkinder des Entwicklungsdiskurses. Dann, in den sechziger Jahren, entdeckten Politiker "den potentiell wichtigen Beitrag eines induzierten Wandels des demographischen Verhaltens für Entwicklung".[6] Demographen stiegen zu Experten auf, Demographie stieg in den Rang einer Technik im Dienst von Entwicklung auf. Der Rückgang von Zuwachsraten im Bevölkerungswachstum wurde nun als Bedingung dafür angesehen, daß mit Erfolg in Entwicklung zu investieren war. Hohe Raten im Bevölkerungswachstum ließen die Arbeitslosigkeit rascher ansteigen als die Arbeitsplätze, vermehrten die Zahl der Münder schneller als die Produktivität von Reisfeldern, die Zahl der wilden Siedler in Elendsquartieren schneller als die Bewohner moderner Siedlungen, die Exkremente schneller als die Abwassersysteme. Eine Bevölkerung, die schneller wächst als die Produktion moderner Güter und Dienstleistungen, frustriert nicht nur die Entwicklungsziele, sie untergräbt auch die Glaubwürdigkeit der Versprechungen im Namen von Entwicklung und nagt am politischen Willen, den Preis für den Fortschritt zu zahlen.

Als die ersten Demographen in die Positionen von Entwicklungsexperten aufrückten, ging man noch von einer Voraussetzung aus, die heute unglaublich erscheint. Politiker und Planer gingen davon aus, daß die Mehrzahl jeder rasch wachsenden Bevölkerung gewillt sei, die Zahl ihrer Kinder zu senken und daß ihnen bloß das Wissen dazu noch fehlt. Diese erste Generation von Demographen entwarf zuversichtliche Prognosen über die Zahl von "acceptors of proffered contraceptives", die "verhütungsbereiten Empfänger von Contraceptiva" und sie berechnete die "Nettokosten der zukünftig verhinderten Geburten".

1964 schloß sich Präsident Johnson dem Mut seiner Bevölkerungsberater an. Zur Feier des zwanzigsten Jahrestages der Vereinten Nationen erklärte er, daß jeder Fünf-Dollarschein, den man in Bevölkerungskontrolle steckte, Hundert Dollar Investition in wirtschaftlichem Wachstum gleich komme. (Die geschätzten Kosten einer verhinderten Geburt beliefen sich auf 5 Dollar). In seiner Botschaft zur Lage der Nation 1965 versprach Johnson: "die Suche nach neuen Wegen, auf denen unser Wissen im Kampf gegen die Explosion der Weltbevölkerung eingesetzt werden kann."[7] 1966 erhielt Martin Luther King den Margaret-Sanger-Preis für Menschenrechte. Es ist erstaunlich, wie Martin Luther King, der schwarze Bürgerrechtler im Gegensatz zu Johnson, der eine ökonomische Sprache gebraucht hatte, in medizinischen Termini über Bevölkerung sprach: "Im Unterschied zur

5. Dieser am 22.9.1964 in Colombo, Sri Lanka gehaltene Vortrag wurde abgedruckt in: Population and Development Review 9, Nr.2 (June 1983):345-360.
6. P.Demeny. "Social Science and Population Policy." In: Population and Development Review 3 (1988): 45.
7. P.T.Piotrow, op.cit. S.89.

Pest vergangener Zeiten oder zu Krankheiten der Jetztzeit, deren Ursache wir noch nicht kennen, läßt sich die moderne Pest der Über-Bevölkerung mit Mitteln beseitigen, die wir entdeckt haben, und mit Ressourcen, die wir besitzen." Hatte man in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei Kondomen an die private Verhinderung unerwünschter Kinder gedacht oder an den Schutz vor Syphilis im Dienst persönlicher Lust, so dachte man in den späten 1960er und 1970er Jahren beim Kondom an die Verteidigung der Gesellschaft gegen eine neue Epidemie, die man Bevölkerungsexplosion nannte. Der Geschlechtsverkehr ohne Folgen in den armen Ländern erhielt den Status einer Maßnahme im Rahmen von Gesundheitspolitik.

Die Popularisierung des Algorithmus "p" verbreitete sich jetzt über die Medien als Gespenst der Überbevölkerung. Die Lobby der Fachleute für Bevölkerung half kräftig mit, geschlechtliches Benehmen in eine Angelegenheit von Politik umzumünzen. Und das wiederum zog die Einrichtung hochdotierter Institutionen nach sich, deren Aufgabe darin bestand, weltweit sexuelles Verhalten zu verändern.

Schweden war 1958 das erste Land, das internationale Unterstützung für Bevölkerungskontrolle vergab, noch eher als Sri Lanka oder dann Pakistan. Dieses Hilfsprogramm nannte man allerdings noch schamhaft "Hilfe zur Familienplanung." 1966 erreichte man in der Generalversammlung der Vereinten Nationen einen Konsensus zum Begriff "population assistance". Der Titel vermied jeden Anklang an Kontrolle und Begrenzung und wurde zum euphemistischen Namensschild für alle Haushaltsposten, die im internationalen Transfer von Funds der Finanzierung von Kondomen oder IUDs, der Pille oder Karman tubes gewidmet waren; für deren Reklame, Verteilung und Anwendung; für die Finanzierung von Demographiedepartments an US-amerikanischen Universitäten, von internationalen Bürokratien und von Beratungsstellen vor Ort. Die Gesamtsumme der offiziellen Mittel für "Unterstützung" in Sachen Bevölkerung wuchs zwischen 1961 und 1979 von jährlich sechs Millionen Dollar auf jährlich 455 Millionen. Der Anteil von "Bevölkerungs-Hilfe" (population assistance) an den Gesamtausgaben für Entwicklungshilfe überhaupt stieg von 0.1 % (5 Milliarden) auf 1.7% (1979 insgesamt 26.0 Milliarden).[8]

In den frühen sechziger Jahren richteten fast alle großen Staaten Asiens und einige Länder in Lateinamerika moderne, großangelegte, steuerfinanzierte Familienplanungsprogramme ein. Unter dem Zeichen von Bevölkerungskontrolle und mit dem Etikett der Familienplanung mauserte sich die Beförderung von Empfängnisverhütung zu einem veritablen und eigenständigen Wachstumssektor: Arbeitsplätze und Einkommen wurden geschaffen für Halb-Professionelle und lokale Laien-Helfer, deren Aufgabe es war, die Akzeptanz kostenlos verteilter Pillen, Cremes und Gummis zu stimulieren. Die meisten der Beschäftigten in diesem Sektor waren arm und weiblich, während das große Geld der Internationalen Hilfe in die Taschen von Bürokraten, Experten und pharmazeutischen Forschern floß. Politisch aktive Demographen taten nicht nur das ihre, die politische Bedeutung der Bevölkerungsdynamik öffentlichen zu einem Thema zu machen und konkrete, ja aggressive Bevölkerungspolitik für Indien oder Ägypten, oder auch für die USA zu

8. "International Population Assistance". In: International Encyclopedia of Population. New York 1982, Bd.1, S.375.

entwerfen, sie stellten auch das nötige Führungspersonal eines hochdotierten, weltweiten Programms.

Heute in den 1990er Jahren, nach zwei Jahrzehnten der Diskussion um die Nebenwirkungen des massenhaften Einsatzes von Kontrazeptiva, ist es nicht leicht, sich zu vergegenwärtigen, wie kurz erst das IUD und die Pille den Markt erobert haben. 1964 konnte Notestein noch sagen: "Ich nehme an, daß die meisten von Ihnen von gewissen Steroidpillen gehört haben, die eine Empfängnis verhüten, wenn man sie täglich eingenimmt. Und Sie wissen vielleicht auch von der wachsenden Evidenz, daß neue plastische, interuterine Geräte ideale Kontrazeptiva sind."[9] Nur fünf Jahre später war diese Verheißung zu einer Tatsache geronnen. 1969 setzte Gunnar Myrdal die Wirksamkeit dieser neuen Methoden voraus und forderte die Regierungen dazu auf, "daraufhin zu wirken, daß Millionen einzelner Paare ihr intimstes sexuelles Verhalten verändern."[10] In den siebziger Jahren schließlich glaubte jeder daran, daß die Bevölkerungsgröße etwas ist, das man mit Technik machen läßt.

Diese Naivität wurde allerdings schon in den späten 50er Jahre von den Fachwissenschaftlern der Sozialanthropologie längst nicht mehr geteilt. Ihre Forschungsergebnisse widerlegten die Voraussetzungen, unter denen die Bevölkerungsprogramme der sechziger Jahre gestartet wurden, nämlich den Glauben, daß "die Menschen in Entwicklungsländern zur Geburtenbeschränkung motiviert sind und es ihnen bloß an den entsprechenden Mitteln fehlt. Stellt man die Mittel zur Verfügung, werden die entsprechende Bevölkerungen sie nehmen und ihre Fruchtbarkeit kontrollieren. Der beste Weg dazu ist ein großangelegtes, auf Freiwilligkeit aufgebautes Familienplanungsprogramm."[11] Feldstudien zeigten, daß die Verhütungsmittel, selbst wenn sie von den Klienten "genommen" werden, wirkungslos sind, solange sich nicht tief eingewurzelte traditionelle Vorstellungen von Fruchtbarkeit geändert haben. Ein solcher Wandel aber setzt selbst eine Serie elementarer Umstülpungen voraus: das Erlebnis und der Sinn der Liebe und der Kinder; das kulturell gefärbte Verständnis von Frausein und die Erfahrung des Frauenkörpers; das kulturell Gewebe, in dem "Geschlechtliches" getan wird - dies und vieles andere müßte sich geändert haben. Diese eben angedeuteten Wandlungen zeigen sich im Licht der Feldstudien aber selbst als das psychologische Resultat einer relativ fortgeschrittenen Stufe von Entwicklung: Sie kommen erst mit Dauerbeschäftigung, städtischem Leben, Verschulung etc. Mit geringer Investition konnte zwar die Säuglings-, Kinder- und Müttersterblichkeit drastisch gesenkt werden, die hochfinanzierten Familienplanungsprogramme aber zeigten selbst bei hohem Einsatz von Mitteln keine verifizierbaren Resultate -- es sei denn bei "Zielgruppen", die bereits von Entwicklung profitiert hatten.

Aus einer anthropologischen Perspektive sind die Bevölkerungsprogramme fraglos der arroganteste Teil aller von außen aufgedrückter, exogener Entwicklungsstrategien. Fabriken, Staudämme und Schulen mögen wohl Arbeitsplätze, Kilowatt und Schulversager produzieren, ohne daß sie den Nachweis einer Einstellungs- oder Verhaltens- Änderung erbringen müssen.

---

9. F.Notestein in: Population and Development Review 9, Nr.2 (June 1983): 359.
10. G.Myrdal. The Challenge of World Poverty. New York 1970. Auszugsweise in: Population and Development Review 13, Nr.3 (September 1987):536.
11. D.P.Warwick. Bitter Pills. Population Politics and their Implementation in Eight Developing Countries. Cambridge 1982, S.34.

Sulfonamide, Penizillin und Salz zur Rehydrierung der Kleinstkinder haben mit geringen Kosten Mortalität gesenkt. Die Verteilung billiger Verhütungsmittel aber hat eine Wirkung auf Fruchtbarkeit erst dann, wenn ein Stützpfeiler der Kultur zerbrochen ist.

Wirtschaftswissenschaftler wußten schon immer, daß man dem konventionellem Wissen über die Kosten von Kindern glauben schenken sollte. Sie wußten, daß für den Subsistenzbauern viele Kinder ein Gewinn sind und daß Familienbegrenzung keinen Sinn macht. Seit den frühen 60er Jahren aber gingen sie von der These aus, daß ein Zusammenhang zwischen Geldeinkommen und Kinderzahl behauptet werden kann: Wenn nur arme Leute ein bissel Geld bekämen, würden sie es schon ablehnen, immer mehr hungrige Mäuler durchzufüttern. Diese allzu einfache Binsenweisheit mußte revidiert werden, als Studien den Nachweis erbrachten, daß Fruchtbarkeit im größten Teil der Welt für die meisten der eben erst Verstädterten direkt und positiv mit Unsicherheit korreliert. Gewerkschaftlich organisierte Arbeiter haben, wie eine Studie zeigte, deshalb weniger Kinder als Arbeiter mit einem vergleichbaren Einkommen, für die aber die Kinder die einzige Sicherung eines Obdachs im Alter darstellen.

Bevölkerungskontrolle zum Globalen Überleben

Die komplexe wechselseitige Abhängigkeit von Fruchtbarkeit, Alphabetisierung, Medienverbreitung, Arbeitsplatzsicherheit und Wohnniveau war ein Grund dafür, daß in den frühen 1970er Jahren Bevölkerung als bloß ein zusätzlicher exogener Faktor in die Entwicklungsberechnungen einging. Das geschah vor dem Hintergrund der Debatten, die Grenzen des Wachstums, die Studie des Club of Rome, ausgelöst hatte. Das Buch -- ein Bestseller -- verkündete für jeden die Vorstellung der Welt als "System", dessen "Überleben" in Gefahr ist. In diesen Argumenten wurde die "Gattung Mensch" mit einem neuen Heiligenschein versehen und ihr Schutz der Verantwortung eines internationalen Managements übertragen. Und jetzt ging es um die Weltbevölkerung als Ganzes. Eine neue Logik setzte sich durch. Es war Paul Ehrlich, der die Behauptung zuerst aufstellte, daß die "carrying capacity", die "Tragfähigkeit" der Erde durch das Bevölkerungswachstum bedroht sei.[12] Nicht mehr die Morgenröte von Entwicklung, sondern die Angst vor einer globalen Katastrophe beflügelte jetzt nochmals neu die Anstrengungen im Dienst der Bevölkerungskontrolle. Paul Ehrlich beginnt sein Buch mit den Sätzen:

"Der Kampf darum, die ganze Menschheit satt zu machen, ist vorbei. In den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts wird die Welt Hungerkatastrophen nie gekannten Ausmaßes erleben: trotz aller Hilfsaktionen und Sofortmaßnahmen werden Millionen von Menschen verhungern.... Rettungsprogramme werden die Massenhinrichtung nur hinaus zögern, wenn sie nicht von entschiedener und erfolgreicher Anstrengung um Bevölkerungskontrolle getragen werden. Die Geburtenrate muß mit der Sterblichkeit in Übereinstimmung gebracht werden, sonst wird die Menschheit sich in das Nichts hinein vermehren. ... Bevölkerungskontrolle ist die einzige Antwort."[13]

12. Heide Mertens. "Frauen, Natur und Fruchtbarkeit. Die Bevölkerungsdebatte und die ökologische Tragfähigkeit der Erde." In: Christa Wichterich (Hg.). Menschen nach Mass. Bevölkerungspolitik in Nord und Süd. Göttingen 1994, S.181-200 zeigt, wie die Verknüpfung der "Überbevölkerungs"-Problematik mit "Umwelt" die Debatte biologisiert.
13. Paul Ehrlich. The Population Bomb. New York 1968.

In den 70er Jahren setzte sich so im politischen Denken der Gegensatz von Mensch und Ressourcen durch. Die Menschen werden von diesem Aussichtspunkt her zu Gegenspielern erschöpflicher Ressourcen und Bevölkerung wird zu einem Faktor, der die Fähigkeit der Erde bedroht, "menschliches Leben" zu erhalten.[14]

Die Vollversammlung der Vereinten Nationen gründete 1969 einen besonderen Fund for Population Activities und in kürzester Zeit schwoll dessen Budget auf die Summe von 1 Milliarde Dollar. Die UNFPA sah ihre Aufgabe darin, "die komplexen Interdependenzen zu erforschen, in denen Variablen der Bevölkerung mit Variablen sozio-ökonomischer Entwicklung wechselseitig interagieren und zu erforschen, wie praxisnahe Programme organisiert werden können, in denen die Bevölkerungsaktionen mit Gesundheits-, Erziehungs-, Landwirtschaftsentwicklungs-, Industrieentwicklungs- und anderen Programmen integriert sind."[15]

UNFPA brüstete sich mit der "Reife und Komplexität der Konzeptualisierung des Bevölkerungsproblems, die sich von der vormals einfachen Modellbildung abhob."[16] In politischen Statements der späten 1970er Jahren ist Bevölkerung bloß eine Variable im Algorithmus, auf den der ganze, ungeheuer vielfältige Entwicklungsprozeß insgesamt reduziert wurde. Bevölkerung war zur Variablen geworden, analog dem Kapital, der Arbeit, der Technologie oder der Infrastruktur in einem "Welt-System".

Rückblickend läßt sich erkennen, daß die Entwicklungsdekaden ein unvorhergesehenes Wachstum der Bevölkerung dieser Erde bewirkt haben. Dieses historisch einzigartige Phänomen förderte ebenso nie dagewesene Konzepte über Menschen. Bevölkerungen wurden wechselweise als Handelnde, Prozesse, Gegenstand von Entwicklungsplanung, Hindernisse für erfolgreiche Investitionen, als Quellen qualifizierter Arbeitskraft und als Gefahr für das Öko-System der Erde her- und vorgestellt. Erst zögerlich, dann mit allgemeinen Konsensus entwickelten alle größeren Staaten der Dritten Welt mächtige Bevölkerungsprogramme, die nach und nach die existierenden kleinen Bewegungen aufsogen, die Familienplanung propagiert und den Zugang zu Kontrazeptiva und Schwangerschaftsunterbrechung verschafft hatten. Nach einer Studie, in der 1977 114 Entwicklungsländer erfaßt wurden, hatten zu diesem Zeitpunkt 83 eine zentrale, der Regierung unterstellte Planungsbehörde mit dem Auftrag installiert, "Bevölkerungsfaktoren mit Entwicklungsplanung zu integrieren."[17]

Zwischen 1974 und 1984 fiel die Wachstumsrate der Bevölkerung global gesehen tatsächlich von 2.34 auf 1.67 Prozent pro Jahr, was nichts anderes heißt, als daß sich die "Verdoppelungszeit" der Weltbevölkerung von 30 auf 42 Jahre ausgedehnt wurde. Im gleichen Zeitraum war die absolute

14. Christa Wichterich beschreibt diesen "Argumentationswechsel" von "Entwicklung" zu "Umwelt" in: "Menschen nach Mass - Bevälkerung nach Plan - Die neue Weltordnung der Fortpflanzung." In: dies (Hg.). Menschen nach Mass. Bevälkerungspolitik in Nord und Süd. Göttingen 1994, S.9-38.
15. R.Salas. International Population Assistance: The First Decade. New York ... (??) S.140 (Doc. Aug 8, 1977)
16. Op.cit. S. 147. (Doc. April 3, 1978).
17. D.L.Nortmann und J.Fisher. Population and Family Planning Programs: A Compendium of Data through 1981. New York 1982.

Zahl derer, die nach den Kriterien der Weltbank als absolut verarmt eingestuft werden, zu einer Größe angewachsen, die ziemlich genau der Gesamt- Bevölkerung der Erde von 1974, also zu Beginn der Dekade, entspricht. Ein Anstieg trotz des Rückgangs der globalen Wachstumsrate. Es ist zu erwarten, daß das Bevölkerungswachstum und damit das Anwachsen der Ärmsten weiter steigt. 1990 sind die 1.6 Milliarden Frauen, die im Jahr 2000 ihre fruchtbaren Jahre erreicht haben werden, bereits geboren und 1.3 Milliarden von ihnen leben in Ländern der Dritten Welt. 90% des Wachstums wird dort stattfinden.

Im Rückblick auf die letzten 25 Jahre erweisen sich alle Behauptungen und Voraussagen über eine massenhafte Auswirkung von Bevölkerungsprogrammen als reine Spekulation -- China einmal ausgenommen. Selbst in den Fällen, wo die Geburtenrate nach Plan gefallen ist, steht dieser Rückgang in keinem beweisbaren kausalen Zusammenhang mit öffentlich finanzierten Programmen der Familienplanung. Die Verteilung und Propagierung neuer Techniken, sei dies Schaum, Pille oder IUD durch die verschiedensten Instanzen hat wohl in den Ländern, die ihre Fruchtbarkeitsrate erfolgreich senkten, kaum eine bemerkenswerte und nachweisbare Rolle gespielt. Selbst wenn wir einräumen, "daß es sich als außerordentlich schwierig erwiesen hat, die Wirkung von Programmen auf nationale Fruchtbarkeiten gründlich und quantitativ zu evaluieren",[18] ist eines klar: Die Bevölkerungsprogramme, die man seit den 1960er Jahren initiierte, erweisen sich als Träume, die Monster generierten: erstens die gesellschaftliche Verantwortung für unsinnige öffentliche Kontrolle von sexuellem Verhalten; und zweitens, die allgemeine Gewöhnung an die Formel: eine Gemeinschaft von Menschen = eine Bevölkerung = P'. Und P ist (wie Atomstrahlung, Umweltvergiftung, das Ozon-Loch und globale Erwärmung) eine der unsichtbaren Bedrohungen der Menschheit.

18. "Family Planning Programs". In: International Encyclopedia of Population, op.cit. S.214.

3.6

Das Verfassungsgericht der Bundesrepublik Deutschland hat am 28.Mai 1993 ein Urteil zum Schwangerschaftsabbruchs erlassen. Mit diesem Urteil wurde der Rahmen geschaffen, in dem das Parlament im Juni 1995 ein Gesetz erliess.

Das Urteil setzt den Schutz der Würde des Menschen mit dem Schutz "ungeborenen menschlichen Lebens" ineins. Das Gericht nimmt es sich also heraus, einem a-typischen Genom in der Schleimhaut des Uterus -- von dessen Existenz der Richter nur aus dem Hörensagen eines Experten wissen kann, gleich dem in der Verfassung genannten "Menschen" -- Rechte und Ansprüche auf Würde zuzuschreiben. Mit dieser Definition des "menschlichen Lebens" im Singular bereichert das Gericht die juristische Wirklichkeit der Bundesrepublik; es erhebt eine dem Gemeinsinn unzugängliche, "wissenschaftliche Tatsache" zum Subjekt des Grundgesetzes.

Im Februar 1994 feierte ProFamilia Bremen ihr fünfundzwanzigjähriges Gründungsjubiläum im Rathaus der Stadt und lud mich als Festrednerin ein. Keine einzige Stimme aus Juristerei, Akademie oder Bewegung zum "Karlsruher Urteil" hatte sich dazu gemeldet, auf diese Biologisierung des Staatsbürgers aufmerksam zu machen oder gar auf die groteske -- Hand- und Fuß-lose -- Rebiologisierung sechzig Jahre nach den Nürnberger Gesetzen. Die Gelegenheit schien mir günstig, ohne prätenziöse Richterschelte diesen Schnitzer als Folge des Körperverständnisses unserer obersten Magistraten plausibel zu machen.

3.6 Die höchstrichterliche Anerkennung des körperlosen Menschen: Ein deutscher Sonderweg.[1]

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Mitstreiterinnen von Pro-Familia.

Zwei Freundinnen, Susanne von Paczensky und Renate Sadrozinski, Emigrantinnen aus Hamburg, werfen auch noch aus ihrem neuen Zuhause in Berkeley ein ermutigendes Licht auf meinen Werdegang, dem ich mich nicht entziehen will. Ein Jahrzehnt lang waren diese beiden Freundinnen für mich ProFamilia. Es genügte deshalb, daß Hanna Staud mir diesen Auftritt - hier, heute - nahelegte, um mich sogleich an den Entwurf einer Festrede zu machen. Im gleichen Raum, in dem vor nur 3 Jahren die Universität Bremen ihr 20-jähriges Jubiläum gefeiert hat, beweist heute ProFamilia mit einer Ausstellung zu "Lust und Moral" ihr noch höheres Alter. Ich will bei dieser Gelegenheit an diesem doch sehr "öffentlichen Ort" von der Geschichte des Frauenleibes als einem rotem Faden sprechen, an dem entlang sich der Werdegang von ProFamilia verstehen lässt.

Wie komme gerade ich zur Ehre, das tun zu dürfen? Eine sterile Akademikerin, die der Pädagogik, insbesondere in Sachen Sexualität, sehr fremd gegenübersteht. Ich bin eine erst kürzlich zugezogene Bremerin. Einer Einladung in dieses Rathaus konnte ich einfach nicht widerstehen. Und ich bin Historikerin, was heisst, daß ich Fernliegendes untersuche. Mein Leben hat mich dazu ausgebildet, nicht nur Vergangenes, sondern auch Gegenwärtiges aus der Distanz zu beäugen. Wenn ich zu etwas tauge, dann sollte ich über ProFamilia etwas sagen, was nur durch eingeübten Abstand, also durch die Historikerin sichtbar werden kann.

Da wird die Wahl zur Qual. Vieles hat sich in den letzten 25 Jahren verändert. Daß der Sinn von "Lust", "Moral", ja "Vaterschaft" 1968 auf das heute Erlebte kaum mehr paßt, das wissen auch Der Spiegel und Der Stern. Das sind Themen, die ProFamilia tangieren. Es gibt aber Veränderungen, die ProFamilia im Kern treffen und das Selbstverständnis von ProFamilia umstülpen sollten. Ein grundlegender Wechsel im Sinn und im Vollzug der Schwangerschaft, das ist so eine grundsätzliche Veränderung. Frau ist dabei, jenen Körper zu verlieren, der im damaligen Sinne schwanger werden konnte. Und das ist Gelehrten, Verfassungsrichtern, ja selbst Frauen weitgehend entgangen. Schwangerschafts-Beratung, also das wofür ProFamilia Pionierdienste geleistet hat, wird durch das Karlsruher Urteil vom Sommer 1993 in ein Mandat, einen Auftrag zur Verwandlung des weiblichen Körpererlebnisses umgemünzt. Gegründet wurde ProFamilia als offenes Ohr für ratsuchende Frauen. Von nun an soll ProFamilia finanziert werden, um schwangeren Frauen -- genauer: Frauen, die mit einem positiven Schwangerschaftstest behaftet sind, das Bewusstsein aufzuschwätzen, sie seien der eine Teil einer somatischen Zweiheit. Ich habe mir gesagt: "Wenn Du schon eine Festrede hältst, dann wage Dich an dieses Thema."

[1] Vortrag zum 25. Jubiläum von Pro-Familia im Bremer Rathaus am 18. Februar 1994

In der Bundesrepublik ist neuerlich etwas zustande gekommen, was sich "ein Leben" nennt. "Leben" ist es, was jetzt von Frauen ausgetragen werden soll, auch wenn es der Verfassungsrichtr gelegentlich noch "Kind" nennt. Seit Mai 1975 schon verpflichtet das Grundgesetz den Staat, einzelne "menschliche Leben" zu schützen. Auf diese Entscheidung stützt sich das Urteil vom 28.Mai 1993, in dem "einem Leben" vom Verfassungsrichter "Lebensrecht" und "Menschenwürde" zugeschrieben wird. Selbst gegenüber der sogenannten "Mutter" nimmt der Staat die Schutzpflicht für das sogenannte "ungeborene menschliche Leben" wahr. Das Verfassungsgericht hat es so durch seine Interpretation des 1. Absatzes im 1. Artikel des Grundgesetzes unternommen, den "Menschen" zu "einem Leben" zu machen. Das Grundgesetz für empirische Menschen wurde zum Grundgesetz für menschliche Leben. Diese Verwandlung des Rechtssubjekts geht über das Fassungsvermögen eines juristisch ungebildeten Laien. Denn nicht "Leben" sondern "Menschen" waren doch Subjekte der Verfassung von 1949. Wohl wird im 2. Artikel "jedem" das Recht auf Leben versichert: aber "jedem" der ebengenannten Menschen und sicherlich nicht "jedem ungeborenen Leben". Und genau das tut der mir vorliegende Text.

Gleich wie diese semantischen Verschiebung von "Mensch" zu "Leben" erklärt wird, sie geht der schwangeren Frau an ihren Leib. Aus einer Frau in Guter Hoffnung wird eine "Dritte", die in einer Konfliktsituation zwischen dem Staat einerseits und einem "ungeborenen Leben" andererseits steht. An die Stelle des bedeutungsschwangeren Wortes "Schwangerschaft" tritt in diesem spekulativen Rechtsverständnis der systemanalytisch eingefärbte Begriff der "dynamischen Zweiheit". Dieser Ersatz von dem Menschen zu einem Leben geschieht vor unseren Augen und macht uns zu Zeuginnen einer Biologisierung des Rechtes, die sich unter dem Frauenherzen abspielt.

Dieses Ereignis kann für die Historikerin vielfach zum Thema einer Untersuchung gemacht werden: die Rechtshistorikerin wird sich mit der damit verbundenen Begriffs-Rekonstellation befassen. Die Frauenrechtlerin mit der Schamlosigkeit dieser Reduktion des Frauenleibes auf eine Öko-Nische, in dem ein Etwas ausgetragen wird. Der Ideengeschichtler wird diese Biologisierung des Rechtssubjekts mit analogen Episoden anderer historischer Epochen vergleichen. Ich bin eine Historikerin des Körpers. Mein Forschungsfeld ist die epochenspezifische Wandlung leibhafter Wahrnehmung. Ich untersuche, welche Wandlung im Körpererlebnis von Richtern, Frauen und Beraterinnen, welches neue sinnliche a-priori diese Umdeutung von "jedem" "Menschen" zu "einem Leben" erklärbar macht.

Warum wähle ich nun gerade dieses Thema zum Jubiläum von Pro Familia? Ich wähle es, weil die Epoche der Verwandlung des Menschen zu einem Leben mit der Geschichte von ProFamilia zusammenfällt und die Bedeutung dieser Verwandlung in der umfangreichen kritischen Literatur zum Karlsruher Urteil übersehen worden ist. Die Kritik hat die Frauen gegenüber herablassende Sprache des Urteils beanstandet; die Experten-Gläubigkeit und die Wirklichkeits-Ferne der Richter; die sozialpolitischen Folgen der Entscheidung und wie einzelne Frauen je anders betroffen sind, die aus der ehemaligen DDR und die aus der BRD, Akademikerinnen und Sozialhilfeempfängerinnen. Beanstandet wurde ferner, daß dieses Urteil einerseits vorgibt, dem Willen zum Abbruch einer Schwangerschaft den Rang einer achtenswerten Gewissensentscheidung zuzusprechen, andererseits aber die Frau durch ihre Entscheidung grundsätzlich für schuldig erklärt wird und noch dazu die ihr aufgezwungene Beraterin dazu verpflichtet ist, ihr diese Schuld einzureiben. Drei von den sieben

Richtern wandten sich gegen die qualifizierte Mehrheit und bezichtigten den Text des Urteils der Heuchelei. Aber das Entscheidende, nämlich jene Verwandlung des Rechtssubjektes "Mensch" zu einem "Leben", die durch dieses Urteil im Grundgesetz verankert wird, ist bisher ganz übersehen worden.

Ebenso übersehen wurden die ideologischen Folgen des Mandates an den Gesetzgeber. Das Urteil ist so angelegt, daß die nun obligatorische Beratung dieser neuen biologistischen Weltanschauung bei schwangeren Frauen Gültigkeit verschaffen soll. Sowohl die 17 Leitsätze wie auch die umfangreiche Urteilsbegründung geben dem Laien zwei Eindrücke: Der erste Eindruck ist, daß die Richter nicht umhin konnten, die Unwirksamkeit gesetzlicher Zwangsmittel in dieser Sache anzuerkennen. Der Zweite: daß die Richter entschlossen sind, trotz ihrer Hilflosigkeit vor weiblicher Willkür -- Frauen handeln hier, wie wir wissen, nach ihrem eigenen Kopf und Herzen -- durch Beratung die Widerspenstige doch zu zähmen. Analog zur Schulpflicht von Kindern wird nun die Beratungspflicht von Frauen im Recht verankert. In der Durchsetzung dieses zwangspädagogischen Unternehmens soll sich Pro-Familia wohl im zweiten Viertel Jahrhundert seiner Existenz einsetzen lassen. Dagegen protestiere ich. Und, ich protestiere nicht aus der Ecke der pro choice Fraktion. Noch als eine deutsche Staatsbürgerin, die auf ihre Menschenwürde pocht und sich deshalb weigert, mitzuquietschen: "auch ich bin ein Leben!" Ich protestiere als Frau, die bei ihrem Körper, d.h bei Sinnen bleiben will. Und als Historikerin setze ich die Geschichte des Leibes, des Fleisches, des Körper-Erlebnisses zu diesem Protest ein.

Ich wundere mich über und ich protestiere deshalb gegen dreierlei:

(A) Ich protestiere gegen die in der Sprache der sieben Richter reflektierte Entkörperung. Auch den Herren, die nicht dem Urteil zustimmen, fließt "Das ungeborene Leben" als substantives Rechtssubjekt aus der Feder. Die Biologisierung des Verfassungssubjektes ist also einstimmig. Das verdient Beachtung.

(B) Ich protestiere zweitens gegen die im Schweigen zur Sache reflektierte Bereitschaft von Bürgern, auch von Frauen, die Biologisierung des Grundgesetzes ohne jedes Mucken hinzunehmen. Denn der Ersatz von "Mensch" durch "ein Leben" ist nicht unschuldige Synonymik. Hier wird das Grunderlebnis des "Du", nämlich: "Mensch" durch das Hirngespinst "ein Leben" ersetzt. Mit Berufung auf wissenschaftliche "Tatsachen", die vom Richter selbst nicht überprüfbar sind, wird hier die Existenz des leibhaftigen Menschen auf die wissenschaftsgläubige Hinnahme eines Labortestes begründet. Das steht im Text: "der Staat sieht sich vor die Aufgabe gestellt, Leben zu schützen, von dessen Vorhandensein er nichts weiss."[2]

(C) Und drittens: Ich protestiere gegen den Mangel an kritischer Aufmerksamkeit in unserem eigenen Rahmen der ProFamilia dagegen, was durch den Einsatz von Beratung von nun an impliziert werden soll: die Umdefinition des schwangeren Zustandes der Frau zu einer somatischen "Zweiheit", deren Faktizität, deren Tatsächlichkeit von einem chemischen Reaktions-Bericht oder vom Ultraschallbildschirm abgelesen werden muss. Es kommt mir das Grausen an, wenn ich daran denke, daß eine Mehrheit der Zuhörer in diesem Saal sich

[2] Urteil vom 28.Mai 1993, abgedr. in: Europäische Grundrechte Zeitschrift 20, H.9-10 (Juni 1993), S.246.

vielleicht damit abgefunden hat, daß ein Phantom, nämlich ein substantives Leben das Subjekt unseres Rechtes sein kann.

Ich will auf diese drei Zusammenhänge nun genauer eingehen, in denen das pseudobiologische Ideologem "ein Leben" sein Unwesen treibt.

A. DIE HERSTELLUNG DES "LEBENS" DURCH DIE "NORMATIV ORIENTIERENDE" INSTANZ

"Leben" wird derzeit als ein Substantiv verwendet, dem durch rituelle Sprechakte der Anschein hinreichender Konkretheit verliehen worden ist. So konnte es als Synonym für "Mensch" hypostasiert, also personifiziert werden. In diesem Sprechritual wird der konkrete, sinndichte, ehrwürdige "Mensch" zu einem Etwas reduziert, dessen Existenz mit nacktem Auge und unbewaffneten Sinnen nicht verifiziert werden kann. Das Urteil sanktioniert diese Sprechweise. Durch seine Wortwahl wird das Verständnis von dem, was "Rechtssubjekt" ist, zutiefst betroffen. "Ein Leben" kann nicht vor mir stehen. Es kann nicht ein Erlebnis der Bürgerin sein, die bei Sinnen ist. Es ist etwas, dessen Existenz der Richter auf seine biologisch-laienhafte Interpretation eines Laborbefundes gründet. Die Existenz eines Rechtssubjektes wird so zum Resultat einer Expertenmeinung, die unabhängig ist von jeder sinnlichen, körperlichen Erfahrung.

"Ein Leben" als Substantiv und Synonym für "Mensch" war wohl in der unmittelbaren Nachkriegszeit schon Gang und Gebe - ich denke an den Ami-Militärjargon: "Saving an american life". Aber in diesem Satz ist "ein Leben" noch ein legitimes Synonym für "einen Soldaten". "Das Leben" für die Bezeichnung eines Menschen wird seit zwei Jahrtausenden nur auf den Einen bezogen, der im Johannes-Evangelium Martha gegenüber sagt: "Ich bin das Leben". Das Leben im Substantiv bezog sich nie auf ein anderes als dieses eine Subjekt. Das ist Glaubensinhalt und bezieht sich wohl nicht auf etwas Biologisches. Die Gottesgelehrten wissen darüber zu sprechen. Wenn einer sagen würde "Auch ich bin ein Leben!" so vorstöße er gegen das deutsche Sprachgefühl. Das Wort, wenn so verwendet wie im Urteil, dient also der Diagnose durch einen "Dritten", nie der Wahrnehmung von mir oder dir.

Selbst in der um 1800 entstandenen Lebens-wissenschaft, der Biologie, hat das Wort nach 1840 keinen fachlichen Stellenwert. Es kommt in der developmental biology, die, wie man weiss, ehedem Embryologie hiess, nicht vor. Nur in der Podiumsdiskussion gelingt es dem Biologen, sich wichtig zu machen, indem er sich als Experte über "Leben" stilisiert. In der heutigen Biologie wird von Strukturen und Funktionen gesprochen, nicht von "einem Leben". Das Wort kommt über das Pop-Wissen des Fernsehens in den Diskurs.[3] Durch ihre Wortwahl "ein Leben" erweisen sich unsere Verfassungsrichter noch abhängiger von Podium und Mode als Akademiker es heute meist sind. Ihre Sprech- und Denkweise wäre den Väter und Müttern des Grundgesetzes grundfremd gewesen.

[3] "Ein Leben" steht jetzt im Schulbuch für den Singular von population, Bevölkerung. "Ein Leben" steht im Gesetzestext für die grammatikalisch geschlechtsneutrale Form von "Mensch".

Wie konnte es zu dieser einstimmigen Anfälligkeit unter den sieben Vertretern des "Gesunden Menschenverstandes" kommen? Ich stelle die Frage nicht als Juristin, als Sprachwissenschaftlerin oder als Psychiater. Ich stelle die Frage als Historikerin des Körpererlebnisses. Wie konnte es zu dieser Interpretation in jener Instanz kommen, die beauftragt ist, dem Grundgesetz einen jeweils in der Gegenwart nachvollziehbaren SINN zu geben? In der Ausübung dieser Mission spricht hier das Gremium von Richtern einer wissenschaftlichen Tatsache ohne Hand und Fuß, ohne Kopf oder Schwanz "Menschenwürde" zu. Gerade an einem Zeitpunkt, an dem in Deutschland die volle Menschlichkeit von sichtbaren, greifbaren Einwanderern, Krüppeln und Sterbenden auf dem Spiele steht, fordern unsere Verfassungsrichter die Anerkennung der Ebenbürtigkeit des Ungeborenen, ja des Zygoten. Wie konnte es zu einer solchen unsinnlich Entgleisung kommen?

Mir scheint die Möglichkeit des nahtlosen Übergangs von "jedem" (und) "Menschen" zu "einem Leben" dadurch bedingt zu sein, daß es, quer durch die Gesellschaft, im Laufe dieser letzten Jahrzehnte zu einer vormals undenkbare Entkörperung des Erlebens gekommen ist. Die entkörperte Wahrnehmung des eigenen Organismus ist eine Grundcharakteristik unserer Epoche. So konnte auch für Juristen das Körpererlebnis aus einer unmittelbaren, sinnlichen Wahrnehmung zu einem instrumentell ablesbaren Faktum werden. "Wie geht es Ihnen heute?" habe ich vor kurzem einen gefragt. Und als Antwort gab er mir: "Das kann ich Ihnen erst morgen sagen, wenn mir das Labor über das Wachstum meines Krebses berichten wird." Wem es so "geht", wer nur weiss, wie er sich selbst "fühlt", wenn er seine aus technischen Verfahren abgelesenen Parameter kennt - für den kann auch das Faktum "Mensch" zum Resultat eines Laborergebnis werden. Nur aus diesem Verlust an Körper-echo in Lust und Moral kann ich es mir erklären, wie dieses Gremium die Biologisierung des Grundrechtes nach 45 Jahren seiner Gültigkeit mit solcher Selbstverständlichkeit betreiben konnte. Soll diese Einsicht bei mir Ekel erregen? Empörung? Mitleid oder Amüsement?

B. DIE SYMBOLISCH ENTKÖRPERTE FRAU

An einen Altherrenklub zu denken, der sich mit einem Grundgesetz befaßt, dessen Subjekte ungeborene Leben sind, würde der Komik nicht entbehren, wenn ihr Richterspruch nur auf das hinausliefe, was das abweichende Urteil des Richters Mahrenholz als "das frustrierte Ausweichen vor einem frustrierenden Mißerfolg der Indikationenlösung" bezeichnete. Urteile dieser Art aber haben, neben zivil- und strafrechtlichen, auch symbolische Folgen: sie kristallisieren Sprechweisen, die ihrerseits wieder das Wirklichkeitserlebnis prägen. Das ist besonders in diesem Falle bedeutend: denn die Urteilsbegründung betont, daß es den Richtern auf die "normative Orientierung" von Frauen mehr ankommt als auf ihre strafrechtlich erzwungene Sozialkontrolle, die seit Jahren die Justiz frustriert. Der Schutzanspruch des ungeborenen Lebens soll im allgemeinen Bewußtsein durch die Symbolkraft des Urteils "erhalten und belebt" werden.[4] Das Gericht gibt dem Urteil die Funktion des social engineerings, zu dem Symbolik und Beratung eingesetzt werden, um der Verwandlung des Menschen zu "einem Leben" Geltung zu verschaffen.

[4] Leitsätze des Gerichts, Nr.10.

Zur Motivierung des Urteils nehme ich hier keine Stellung. Wenn ich mich als Historikerin mit der Symbolmacht dieses Urteils befasse, dann tu ichs nicht, um seine Wirkung auf die Erhaltung oder Beendigung, sondern um seine Funktion in der Herstellung von "Leben" zu ermessen. Deshalb steht für mich dieses auf den ersten Blick scheinbar konservative Urteil im Dienst eines Bruches mit der Tradition. Aus dem Menschen im Recht und dem Immunsystem in der Wissenschaft wird ein modernes Idol synthetisiert: "Ein Leben", das es weder in der heutigen Biologie noch im Recht bis gestern gab. Durch die richterlichen Sprechakte wird die Reduktion der Schwangerschaft auf Reproduktion von "Leben" erst zu Wirklichkeit, ja zu einer Selbstverständlichkeit.

Frauen wurden schwanger. Ob sie es waren, das konnten sie vermuten, wenn bei der fleischlichen Vermischung ein Schauer sie erfaßt hatte. Manche meinten, es könnte bei ihnen so weit sein, wenn das Blut weg blieb. Wissen konnte es, monatelang, weder die Frau noch der Arzt. Frauen wußten es bei der ersten Regung der Frucht. Und bis ins 19.Jahrhundert hinein war die soziale Einstufung der Frau als Schwangere einzig durch die Aussage der Frau über ihren Zustand bedingt.

Wenn Frauen schwanger waren, dann hatten sie nicht, sondern dann erwarteten sie ein Kind. Wenn das Kind dann kam - und eigentlich erst dann - blieb kein Zweifel mehr an der Schwangerschaft. Denn dem Schauer, der Stockung und dem Rumoren im Bauch konnten auch Molen, Abgänge oder Gerinsel folgen, wodurch sich ihr Zustand als ein "Fehlgehen" und nicht als Schwangerschaft erwiesen hätte. "Nicht alles, was aus den Geburtsteilen einer Frau hervorkommt, ist ein Mensch", wusste auch der Gerichtsmediziner noch im 18. Jahrhundert.[5] Das Ungeborene war die Grundmetapher für das noch Unsichtbare, Verborgene und Unsichere, und blieb es bis vor kurzem, genau gesagt für die meisten Frauen bis vor 15 Jahren.

Aus meinen Studien weiß ich, daß auch noch vor fünfzig Jahren nur bücherwurmige Damen an ihren Fötus denken konnten. Für jedermann war das Kommende ein Kind. Und nicht nur für jedermann, auch für den Anatomen. Ich habe die Gesamtheit der Druckgraphik untersucht, in der Anatomen und Gynäkologen vor 1800 das Resultat von Zergliederungen dargestellt haben. Und ursprünglich konnte ich es fast nicht glauben, daß der erste Anatom, der ausdrücklich die vorkindliche Form des Embryos - grosser Kopf, gekrümmter Rücken, Stümmelärmchen - zeichnen ließ, ein Zeitgenosse Goethes war. Davor wurde auch in der wissenschaftlichen Illustration auf den ungeborenen Menschen nur durch ein Symbol verwiesen. Er wurde als geburtsfertiges Kindlein oder als kleiner Erwachsener dargestellt -- und wohl auch vom Anatomen so "gesehen".[6]

Heute ist das anders. Frauen haben meist einen Test hinter sich, lang vor sie sich schwanger fühlen. Sie wissen, vor sie was spüren. Der Fötus ist zu einer öffentlichen Sache geworden. Frauen kennen ihn aus der Illustrierten und deshalb erkennen sie ihn in der Echolotung des eigenen Bauches. Sie haben gelernt, sich als uterines Umfeld einer sich zum "Kind" hin entwickelnden Gestalt zu erleben. Es hat mich tief getroffen, als mir eine Freundin in Hamburg erzählt hat, daß zunehmend Frauen ihren abgetriebenen "Fötus" in der Schale "sehen", wenn ihnen, auf ihre Bitte hin, das

[5] Barbara Duden. Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Missbrauch des Begriffs Leben. Hamburg 1991, S.114.
[6] Barbara Duden. Anatomie der guten Hoffnung. Studien zur graphischen Darstellung des Ungeborenen bis 1799. Stuttgart (im Druck).

abgetriebene Blutgerinsel gezeigt wird. So wie beim krebskranken Richter, so ist auch bei der schwangeren Frau die Fähigkeit zum Erlebnis des Körpers zugunsten einer immer intensiveren hermeneutischen Haltung gewichen.

Frauen, die schon durch die intensive Medikalisierung der Schwangerschaft zu gynäkologischen Patientinnen geworden sind, sind jene Frauen, die die Richter ansprechen. Und diesen Frauen soll nun durch "Beratung" weiter geholfen werden, sich noch um einen Schritt mehr zu entkörpern. Der immer noch irgendwie als Kind denkbare "Fötus" soll von ihnen als ein entkörpertes "Leben" erkannt werden.

Die Richter zweifeln zurecht an ihrer Macht über die "Entscheidung" der schwangeren Frauen. Mit oder ohne Kriminalisierung hat das Recht nie bestimmt, wie Frauen in dieser Sache handeln. Aber das Publikum ebenso wie die Richter übersehen, daß das Gerede von einem neuen "Leben" im Bauch unfehlbar den Menschen entkörpert und so entwürdigt. Richter, die einer befruchteten Eizelle Menschenwürde zuschreiben können, könnten sie ja auch einem Hirntoten, dessen Herz noch schlägt, absprechen.

C. DIE KRISE DER "BERATUNG"

Und diese unfehlbare Wirklichkeitsschöpfung durch verpflichtende Sprechakte über "Leben" wird wohl bald durch flächendeckende Beratungsgelegenheiten instrumentiert werden. Ob im Einzelfall der Intention des Richters gedient wird, ob sie umgangen oder gar konterkariert wird, steht wiederum hier nicht zur Debatte. Mutige Kolleginnen in ProFamilia sind schon darin erfahren, die staatliche finanzierte Beratung in eine Aufklärung über den Fötus-Fetischismus zu verkehren.

Ob Frauen durch die Beraterin "zum Austragen" gedrängt werden oder ob sie durch geschickte Beraterinnen zu einem eigenen Entschluß befähigt werden, ist eine Sache. Eine ganz andere ist der Einsatz von Beratern zur Biologisierung des Rechtsverständnisses und zur Entkörperung der Frau. Dagegen protestiere ich. Denn gerade heute könnten schwangere Frauen, die das Urteil zu Agenten dieser gesellschaftsweiten Biologisierung machen will, die wichtigsten Stimmen im Protest gegen sie sein.

3.7

Im Herbst 1992 wurde in der Erlanger Universitätsklinik an einer sterbenden Frau festgestellt, daß sie schwanger ist. Die Ärzte benutzten ihren Körper zur Weiterentwicklung des Föten. Selbst liebe, oft klardenkende Freundinnen waren nicht willig, dieses Experiment schlechthin zu verurteilen. Das "Baby" lähmte ihre Urteilskraft. Mir scheint das "Erlanger Baby" ein Geschichtszeichen. Ein Zeichen nicht deshalb, weil ein Fötus von der Leiche einer Frau ernährt wird, sondern weil es für mich zum Mahnmal an die Ohnmacht in einer entkörperten Gesellschaft wurde. Noch vor dem Ende des Experiments hatte ich in Klagenfurt Gelegenheit, meine Haltung zu klären.

3.7 Vom Protest angesichts der juridischen Gleichstellung des Menschen mit "einem Leben" zur sprachlosen Ohnmacht vor dem "Erlanger Baby."[1]

Ute Winkler hat mich eingeladen, über den 'Erlanger Vorfall' zu sprechen: die Frucht, die seit 7 Wochen schon in einer hirntoten Frau erhalten wird. Ich will zunächst meine Haltung klären: ich spreche ausdrücklich nicht als Expertin. Ich fühle mich nicht "zuständig", eine Position zu beziehen: weder eine juristische, noch eine ethische, noch auch eine frauenpolitische. Gerade weil ich nicht aus einer vorgegebenen, sozial verorteten Position spreche, will ich und muß ich meine Haltung klar zum Ausdruck bringen. Ich will drei Dinge tun: von der Hilflosigkeit der Historikerin, von der Bedeutungs-Macht dieses Experimentes für die Umdefinition der Frau und drittens von ihm als zeitgeschichtlichem Zeichen sprechen.

Unsere Untersuchung erfordert eine Haltung von radikaler Macht- und Hilflosigkeit. Die Bio-Techniker in Erlangen haben gehandelt und je länger ich darüber nachdenke, umsomehr weis ich, wie ohnmächtig wir alle vor der Entscheidung von Experten im Machtbereich einer Profession stehen. Vom Paragraphen 218 bis zum Rentenrecht der geschiedenen Frau wird kaum mehr als purer Anschein sozialer Mitbestimmung bei einer Entscheidung erhalten. Im Expertenbereich der Neurologie, Gynäkologie oder der Biotechnik ist Zustimmung nach Kenntnisnahme einer professionellen Entscheidung (informed consent) ritualisierte Augenwischerei. Wir konnten grad verfolgen, wie die Eltern der "hirntoten" Frau durch dieses Ritual öffentlich gedemütigt wurden. Was als politische Ermächtigung der Frauen dargestellt wird, ist ja nur zu oft die Bemäntelung neuer Ohnmacht vor professionellen Entscheidungen.

Meine Ohnmacht vor dem "Erlanger Fall" speist sich aus drei Einsichten:

- ich habe Sympathie für die junge Frau, für die ich garnichts tun kann.

- ich bin ohnmächtig auch ihren kommenden Schicksalsgenossinnen gegenüber. Es ist schwer vorstellbar, daß sich ein solcher Fall nicht in absehbarer Zeit wiederholen wird. "Als Frau", "unter Frauen" kann ich da nichts tun. Ich sehe wohl, daß hier ein wichtiges "Frauenthema" zur Sprache kommt, aber die Forderung nach "Mit-sprache", also z.B. nach einer

[1] ZUM FALL ERLANGEN. Vortrag am Institut für Erziehungswissenschaften in Klagenfurt, 27.November 1992.

paritätischen Besetzung der Ethik-kommissionen durch Frauen, wie sie die Erlanger Frauenbeauftragten wünscht, halte ich für scheußlich.[2]

- ich bin auch dem entstehenden Golem gegenüber ohnmächtig. Ich kann für so ein Wesen so wenig tun wie für jemanden, der in Stammheim im Hochsicherheitstrakt sitzt.

Ich spreche also aus einer Haltung der Hilf-und der Machtlosigkeit heraus - dieser Frau, anderen Frauen und der technogenen Kreatur gegenüber; ich suche nach einer Haltung, in der ich fragen kann, was wahr ist und was weise wäre. Weisheit meine ich hier im Sinn des lateinischen prudentia, der Lebensweisheit, die erlaubt herauszufinden, was richtig ist und gut sein könnte.

Ich will bei meinem Leisten bleiben. Ich weis allerhand von der Geschichte des Ungeborenen. Seit Jahren habe ich mich mit der Geschichte des Schwangerschaftserlebnisses von Frauen befaßt. Derzeit sitze ich an einer Studie über anatomische Zeichnungen des Ungeborenen zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert und stelle mir die Frage, warum man bis an das Ende des 18. Jahrhunderts außerstande war, das Ungeborene je als eine prähumane Form wahrzunehmen. Warum das Ungeborene bis in den Beginn des 19.Jahrhunderts niemals als Embryo oder Foetus abgebildet wurde. Warum es, wenn überhaupt, als hockendes Kerlchen, als winziges Knochenmännlein, als rundlicher Putto von den Anatomen dargestellt wurde. Bis in das 19.Jahrhundert hinein war Schwangerschaft eine Sozialkategorie, durch deren Zuschreibung das Erlebnis der ersten Regung einer Frau ihr einen besonderen Status verlieh. Was sie barg, war ein nondum ein "Nochnicht", das man sich nur als kommendes Kind vorstellen konnte.

Ich will also von meiner dreifachen Distanz sprechen. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit befähigt mich zu einer distanzierten Beschreibung dessen, was in Erlangen vor sich geht. Distanz kann herzensbetäubend sein und der Fluchthilfe dienen. Das ist die Distanznahme und der Abstand von der Sinnlichkeit, die man braucht, um in der Ethik-Kommission mitzusprechen. Ich spreche von einer anderen Distanz: der Verankerung in Geschichte, aus deren "Sehepunkt" die Intensivstation in Erlangen, ebenso wie der Sitzungsraum der Ethik-Komission in einem "Nirgendwo" zu liegen kommen. Die Frauen des 18. Jahrhunderts, über die ich etwas weis, helfen mir und anderen Frauen in unserer Machtlosigkeit bei Sinnen zu bleiben.

[2] Die Frauenbeauftrage: "Es kann nicht angehen, dass von Frauen unkommentiert die Horrorvision eines weiblichen Leichnams als Brutmaschine Realität wird." Sie forderte, dass die Ethik-Kommission zu 50% mit Frauen bestückt werde, eine Forderung, die dem Einbezug von Frauen in die KZ-Verwaltung gleich kommt.

Die historische Einsicht sagt mir auch, daß es kein zurück gibt. Gerade weil ich Historikerin bin, muß ich auf jedes gesellschaftliche "zurück" verzichten, denn ich weis, wie körperliche Haltungen und leibhaftige Erlebnisse im Lauf der Geschichte unwiederbringlich verblassen und verschwinden.

Zuletzt: ich weiß, wie weit draußen ich zu diesem Fall stehe: Ich denke, fühle und argumentiere als eine Frau, die das Heute im Spiegel des 18. Jahrhunderts wahrnimmt. Die Suche nach historischer Konsistenz macht die Historikerin zur Außenseiterin unter Expertinnen, also Leuten, deren Spezialwissen ihnen Macht zum Eingreifen gibt. Wenn Psychologinnen in den Medien die potentiellen psychologischen Folgen für die Frucht erörtern, wenn Krankenschwestern die Belastung der Kolleginnen ins Feld führen, oder eine mir liebe Freundin vom "Lebenswillen" des Kindes spricht und Mitgefühl fürs "Baby" ihre Haltung prägt, erlebe ich, wie weit draußen ich bin. Jedes erwägende Teilnehmen an einem solchen Gespräch erscheint mir als Bestandteil des breiten Rituals der Veralltäglichung von technisch-induzierter Monstrosität.[3]

Ich sehe, wie Unglaubliches alltäglich wird. Ich bin Zeugin davon, wie das Für und Wider von Eingriffen besprochen wird, die ihrem Wesen nach keine historische Präzedenz haben. Der alte Wortsinn von "Mutter", "Kind", "Schwangerschaft" und "Wahrnehmung" wird bis zur Unkenntlichkeit ausgehöhlt und der Wortlaut hängt fortan ein sentimentales Mäntelchen um das "uterine Umfeld", das neue "Immunsystem" und die Rückkoppelung ihres "Regulationsprozesses". Wahrnehmung wird zur persönlichen Registrierung dieser wissenschaftlichen Tatsachen.

Ich spreche nicht strategisch, also im Hinblick auf mögliche politische Organisation, die sich auf diesen Fall aufbauen ließe. Ich will niemanden überzeugen und auf meinen Standpunkt bringen. Du bist so einer scheußlichen Sache gegenüber, wenn Du es nüchtern ansiehst, ziemlich allein. Ich sehe im Fall Erlangen keine Möglichkeit, zu einem organisierten "wir" zu kommen, keine Möglichkeit "als Frauen" so zu sprechen, daß wir nicht in ein grundsätzlich frauenverachtendes Programm hineingezogen zu werden.

Nun, wenn ich so durch Ohnmacht disqualifiziert bin, warum habe ich dann Ute Winklers Einladung angenommen? Es liegt auf der Hand, daß wir hier ein neuartiges Menschenexperiment vor uns haben. Die Ärzte haben, um die "Ethik-kommission" zu umgehen, die Sache als "Behandlungsversuch mit unsicherem Ausgang" deklariert. Das ist eine Behauptung, die sich von jeder größeren medizinischen Intervention machen läßt: "Eingriff mit qualifizierten Chancen". Wir haben uns seit zwei Jahrzehnten daran gewöhnt, von ärztlichen Dienstleistungen nach den

[3] An anderer Stelle habe ich mich dagegen gewandt, durch öffentliche Sprechakte die "Fragwürdigkeit" einer Sache herzustellen, siehe GID...

Spielregeln des Lottos zu sprechen, nämlich als Lose. Das wird auch endlich von der Medizinkritik betont. Was wir aber darüber vergessen ist, daß der Ausgang jeder Behandlung durch seine Meldung als "Fall" zu einem Experiment beiträgt. Wir haben uns daran gewöhnt, daß jeder Fall immer auch schon Versuchs-Station für Menschenexperimente ist. Ganz beiläufig kann also hier ein biotechnischer Erstversuch, ein Durchbruch, zum "Behandlungsversuch mit unsicherem Ausgang" stilisiert werden.

Nicht die Verwendung des Patienten zum Experiment ist neu, sondern ganz spezifisch die Verwendung einer Frau als Gewebekultur, als Nährboden. Was bisher nur ungeheure Sprachregelung war, wird hier in die Praxis umgesetzt: die weltweite Veröffentlichung des Frauenkörpers; sein Einsatz als "uterine Umgebung"; seine "Nutzung" als "Feld für foetales Wachstum"[4] für einen "Foetus", der als Versorgungsobjekt in der Verantwortung der Ärzteschaft juristisch anerkannt wird. Die Schwangerschaft wird zu einem biotechnischen Problem, die Frau wird durch Reduktion auf eine Gewebekultur entkörpert, der Frauenleib wird als, im gegenwärtigen Stadium der Technik noch notwendiges, hydroponischen Substrat verwaltet und verwendet, um für die Herstellung eines kontrollierten, überwachten, normierten, mit Nährflüssigkeit berieselten sogenannten Menschenlebens soziale Verantwortung zu übernehmen.

So könnte das auch ein effekthaschender Journalist sagen; das hindert mich aber nicht daran, hier auszusprechen wie ich als Schwangerschaftshistorikerin versuche, mir meinen Reim auf "DIE ZEIT" und die "Frankfurter Rundschau" zu machen. Wenn ich Geschichte schreibe, muß ich immer zwei Fragen stellen: Was ist da gewesen, und wie? Was also hat es in seiner Zeit bedeutet? Diese Frage stelle ich nun beim Aufschlagen der Zeitung an meinem Arbeitstisch in Bezug auf den Erlanger Fall. Was ist die symbolische Bedeutung dieses Vorgangs? Das heißt für mich: aus der Verankerung meiner Persönlichkeit in der abendländischen Geschichte muß ich den Standpunkt finden, um über "Erlangen" als Zeichen zu sprechen. Nicht als ein Zeichen für Zukunft, sondern als Zeichen für vieles, das heute trivial geworden ist.

Ich versuche zu verstehen, was dem Herzen geschieht, wenn die Geburt aus einer Leiche geschehen soll, die dem Tod als hydroponisches Substrat entzogen worden ist. Was geschieht unserer Orientierung symbolisch, wenn der Lebensbeginn aus der toten Natur, also aus einer am Ableben gehinderten Matrize technisch hervorgebracht werden soll. Denn "Natur" wurde nach der Geburt genannt, natura a nascitura dicitur; "Natur" war schöpferisch, so wie die Gebärmutter, die lateinisch matrix hieß. Was geschieht, wenn diese im Sterben technisch gelähmte Frau in einer mediengesättigten Gesellschaft und in einer erregten Debatte zur Instanz wird? Und zur Instanz

[4] Behandelnder Arzt Scheele: "Wir alle haben, um in dieses Leben zu kommen, recht rücksichtslos die Leiber unserer Mütter gebraucht."

wofür? Für etwas nie Dagewesenes: die Abwägung zwischen dem "Recht" auf "Leben" und dem "Recht" zu sterben. An der Debatte um Erlangen wird ersichtlich, wie tief der wissenschaftlich-technische Allmachtswahn den Gesprächstoff sättigt: da Sterben zu etwas geworden ist, wozu ich "berechtigt" werden muß.